UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

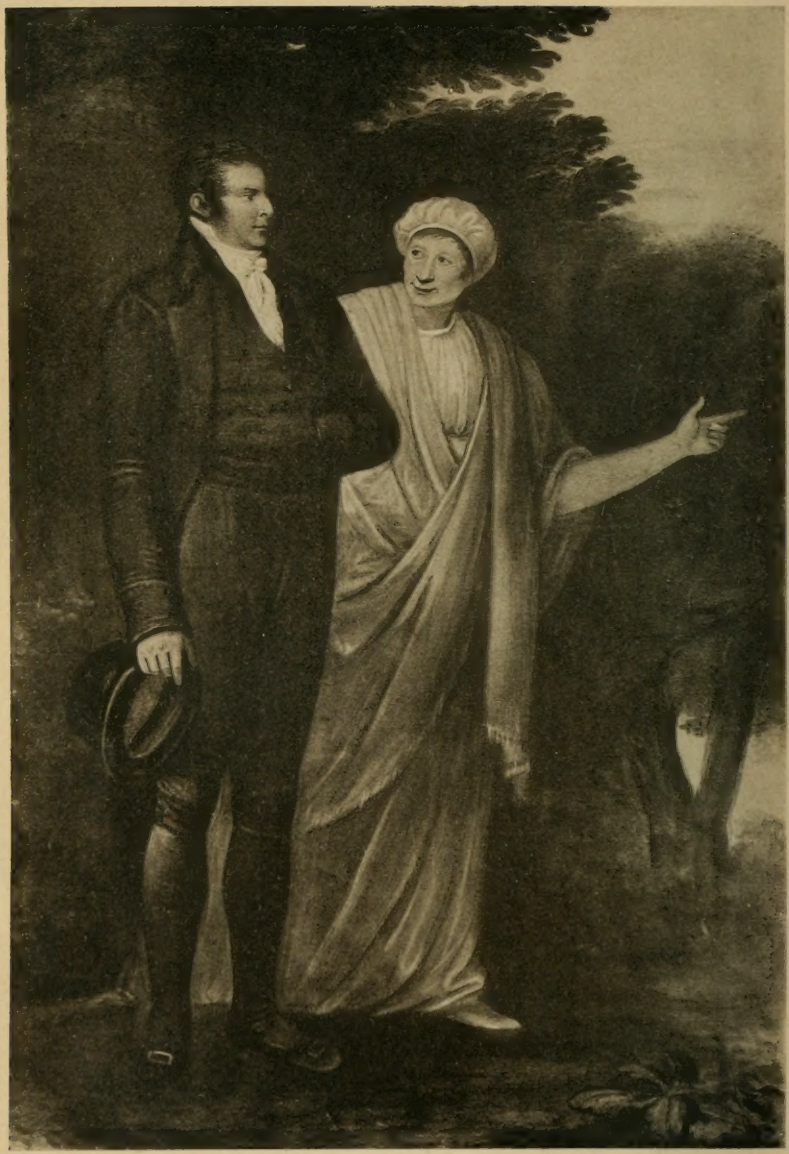
E. T. A. Hoffmanns

Sämtliche Werke

Sechster Band

Die Serapionsbrüder

Zweiter Band



LG
H699M

E. T. A. Hoffmanns Sämtliche Werke

Historisch-kritische Ausgabe
mit Einleitungen, Anmerkungen und Lesarten
von
Carl Georg von Maassen

Sechster Band

Die Serapions-Brüder

Zweiter Band

Mit neun Bildbeigaben

München und Leipzig
bei Georg Müller
1912

12 3 5-1 2
22 7 12

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkungen VII

Die Serapionsbrüder II. Dritter Abschnitt . . . 3

Der Kampf der Sänger 22

[Eine Spukgeschichte] 79

Die Automate 87

Doge und Dogaresse 120

Die Serapionsbrüder II. Vierter Abschnitt . . . 176

[Alte und neue Kirchenmusik] 182

Meister Martin, der Küfner, und seine Gesellen 194

Das fremde Kind 263

Anhang 313

A. Die Vorlagen 315

B. Lesarten 318

C. Anmerkungen 326

D. Die Beigaben 403

E. Abkürzungen 405

Vorbemerkungen[1]

Wir haben bei Hoffmann zwei Gattungen seiner Dichtungen zu unterscheiden: die rein künstlerischen Werke, unter einem inneren Zwang entstanden, und die von außen her angeregten Gebilde, die bisweilen schnell fertiggestellten, von den Taschenbuchverlegern hoch honorierten kleineren Erzählungen, unter denen sich allerdings häufig genug recht vortreffliche Arbeiten finden. Die unter dem Titel „Serapionsbrüder" erschienene Sammlung wie die „letzten Erzählungen" vereinigen die meisten von ihnen. Als Musterbeispiele der ersten Gattung ließen sich der goldene Topf, der Kater Murr mit der Kreislerbiographie und die letzte höchste Leistung, frei von allen Schlacken, losgelöst von aller Erdenschwere, die wundervolle Prinzessin Brambilla anführen. Ein Blick auf diese belehrt uns, wie viel tiefer wir eine Erzählung wie den gewiß mit großer Virtuosität, mit innigem Behagen geschaffenen „Meister Martin" zu stellen haben, fraglos ein kleines Kabinettstück, reiches schriftstellerisches Können verratend. An ihn kann man „das Fräulein von Scuderi" und „Doge und Dogaresse" anreihen, prächtige Darbietungen eines geschickten Erzählers, die dann auch ihr breites enthusiasmiertes Publikum gefunden haben. – Sehr bald nach seinem ersten Auftreten in der Literatur war Hoffmann zum erklärten Liebling der Lesewelt geworden, die Verleger überboten sich in hohen Honoraren, und Hoffmann, der sich ständig in Geldnöten befand, ließ sich nur allzu bereitwillig herbei, mit rasch hergestellten kleinen Geschichten für das beliebte Lesefutter zu sorgen und seine großen literarischen

[1]) Die „Vorbemerkungen" befassen sich ausschließlich mit den Quellenfragen. Die Einleitung zu den „Serapionsbrüdern" findet sich vor Bd. V, welcher den ersten Teil der Serapionsbrüder enthalten wird. – Da die Anmerkungen vor Abfassung der Vorbemerkungen gesetzt werden, sind Wiederholungen oder etwas umständliche Hinweise leider unvermeidlich.

Pläne unausgeführt liegen zu lassen, die Arbeit auf künftige Zeit, und zwar so lange aufschiebend, bis es zu spät war und der Tod ihn abrief. – So leicht hingeworfen aber auch viele dieser kleinen Erzählungen sein mögen, den Geist ihres Verfassers können sie niemals verleugnen, alle tragen sie das unverkennbare Gepräge ihres Autors; selbst da, wo man ihn ganz vergessen zu haben meint, blitzt plötzlich das Feuerwerk seiner barocken Laune herein, und seltsames Rankenwerk schlingt sich um die alltäglichsten Bilder. Eben wegen solcher Eigenartigkeit glaube ich, daß kein Liebhaber der Hoffmannschen Muse auch das eilfertigste, schlechteste seiner Produkte missen möchte; und daß denn doch manches, was sich auf den ersten Blick dem gestrengen Kritikus als höchst miserables Machwerk darzustellen scheint, einer tieferen Bedeutung nicht ermangelt oder zu einem äußerst ergötzlichen, wenn auch heute sehr versteckten, Spaße wird, hoffe ich später einmal zeigen zu können.

Für die Art Hoffmannschen Schaffens sind die in diesem Bande vereinigten Erzählungen besonders instruktiv, „Der Kampf der Sänger", „Doge und Dogaresse" und „Meister Martin" wären hervorzuheben, sie gehören zu den besten, durchgearbeitetsten seiner Taschenbuchgeschichten, und die beiden letztgenannten haben ihn auch dem großen Publikum von heute bekannt gemacht. Bei der Lebendigkeit seines Geistes, bei diesem nach neuen Eindrücken, neuen Stoffen unermüdlich herumschweifenden Blick konnte es nicht fehlen, daß Hoffmann seine Erzählungen mit den mannigfachsten Elementen durchsetzte und seinen Darstellungen eine stets wechselnde Szenerie zu geben wußte. Wenn das Leben, seine Umgebung ihm keine Stoffe bot, griff er zu Chroniken, Geschichtswerken. Da leben die stolzen blanken Ritterzeiten wieder auf, da steigt das alte prächtige Venedig strahlend empor aus den Fluten der blauen Adria oder es beleben sich die Straßen des mittelalterlichen Nürnberg, groß in Kunst und Handwerk, mit bunten lebendigen Figuren. Alles ist voll reinster An-

schaulichkeit, nichts ist konstruiert, kalt und tot. Oft sind es Gemälde, deren Darstellungen Hoffmanns Fantasie anregen: die Gestalten treten aus dem Bilde heraus und erzählen ihm ihre Geschichte. So sind „Doge und Dogaresse" und „Meister Martin" entstanden.

Die Erzählungen, die vorliegender Band enthält, werden durch ein Gespräch der Serapionsbrüder eingeleitet, das sich um den unserer Zeit so problematisch erscheinenden Magnetismus dreht.[1]) Wir wissen aus früheren Werken, einen wie tiefen Eindruck die mit diesem zusammenhängenden Erscheinungen auf Hoffmann gemacht haben, wie eingehend er sich mit den Forschungen der naturphilosophischen Schule, besonders mit den Veröffentlichungen Gotthilf Heinrich Schuberts, befaßt hat, was ja bei Hoffmanns Vorliebe für das Studium der menschlichen Psyche nicht wundernehmen kann. Wir erinnern uns des den „Fantasiestücken" einverleibten „Magnetiseurs" wie der Erzählungen „Das öde Haus" und „Das Gelübde" in den „Nachtstücken" und des Umstands, daß überall, wo ein ähnliches Thema berührt wird, allerlei merkwürdige Züge und Beobachtungen in die Geschichten hineingetragen werden. Bei dem Gespräch der Serapionsbrüder fällt eines besonders auf: Hoffmann-Lothar, der scharf beobachtende Psychologe, Humorist und Ironiker, ist ganz und gar zum Skeptiker geworden, aber auch der versonnenere Künstler Hoffmann-Theodor hat nach und nach merkliches von seinem Enthusiasmus für die magnetischen Wundererscheinungen verloren. Als „tüchtiger Hebel, unbekannte

[1]) Es ist nicht meine Aufgabe, an dieser Stelle zu entwickeln, wie weit sich der Magnetismus, der ja auch heute noch, meist von Charlatanen, zu Heilzwecken ausgeübt wird, mit dem modernen Hypnotismus deckt oder sich von ihm unterscheidet. Jedenfalls ist letzterer frei von außergewöhnlichen, unerklärlichen Erscheinungen und hat eine durchaus schon wissenschaftlich begründete Basis. Im sogenannten Somnambulismus nähern sich M. und H. Mit dem modernen Spiritismus hat der Magnetismus nichts zu tun.

geheimnisvolle Kräfte in Bewegung zu setzen", soll jedoch der Magnetismus allen Serapionsbrüdern hoch willkommen sein! Auf den heutigen Leser Hoffmannscher Werke übt der mysteriöse Zauber des Magnetismus, durch die seltsam geschliffene Coppeliusbrille des Dichters gesehen, eine besondere und viel eindringlichere Wirkung aus, als es auf die Zeitgenossen geschehen konnte, denen die Zeitungen täglich Berichte über neue Erfolge jener Wunderkuren oder beißend satirische Angriffe auf die Propheten des Magnetismus brachten. Heute ist die Wirkung eine um so reiner poetische, je geringer unsere Kenntnisse auf diesem entrückten Gebiete sind, man denke nur an den schon erwähnten „Magnetiseur" und an den „Unheimlichen Gast".

Hoffmanns Zeit war mit Magnetismus geradezu imprägniert; lag auch Mesmers Erfindung um Jahrzehnte zurück, die intensive Beschäftigung der deutschen Ärzte hatte alle Probleme zu frischem Leben erweckt, bisher nicht gekannte eigenartige Wirkungen auf den menschlichen Organismus traten zutage, neue Apostel standen auf, das Heil der Welt zu verkünden, immer mehr Anhänger scharten sich zusammen, Schulen wurden gegründet und magnetische Laboratorien eröffnet. Eine ungeheure Fachliteratur wurde ins Leben gerufen, worüber man sich in Kluges Werk „Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel" orientieren kann. Aus diesem schöpfte auch Hoffmann seine wesentlichsten Kenntnisse; ein Nachweis, wie weit er in die älteren Schriften, denen Kluge seine Beispiele entlehnt, Einsicht genommen, läßt sich nicht erbringen. Daneben las Hoffmann die kleine Schrift Ernst Bartels[1]) und wahrscheinlich einige später erschienene Werke, von denen noch zu sprechen wäre.[2]) Nicht nur die medizinischen Jahrbücher und Monatsschriften füll-

[1]) Vgl. Anm. zu S. 10.

[2]) Wo sie für Hoffmannsche Texte in Frage kommen, zitiere ich aus ihnen in den Anmerkungen.

ten ihre Spalten mit Abhandlungen über den Magnetismus, auch belletristische Wochen- und Tagesblätter griffen auf dies Gebiet hinüber und führten darüber eine ständige Rubrik. Kuhns „Freimüthiger" wie Kotzebues „Literarisches Wochenblatt" betrachteten es als eine Fundgrube unfreiwilligen Humors und unterhielten ihre Leser mit meist recht billigen Witzen oder den schärfsten Angriffen. Im allgemeinen verhielt sich die medizinische Wissenschaft selbst abwartend und zurückhaltend, was bei dem Übereifer und dem bisweilen sehr unmotivierten Enthusiasmus wohl zu verstehen ist. So führte das Hufelandsche Journal mit ruhiger Objektivität seine Berichte und brachte sachlich abwägend die Besprechungen magnetischer Bücher.

Zur Zeit, als Hoffmann die Unterhaltungen seiner Serapionsbrüder verfaßte, erschienen zwei größere Zeitschriften, die wir nennen wollen: „Das Archiv für tierischen Magnetismus", herausgegeben von Eschenmeyer, Kieser und Nasse, Männern, deren Namen in der medizinischen Wissenschaft einen guten Klang haben, und die „Jahrbücher für den Lebensmagnetismus", deren Herausgeber Wolfart wohl ein zu fanatischer Anhänger dieser Richtung war, als daß er nicht häufig das Opfer von Mystifikationen seiner Somnambulen geworden wäre.[1]) Von Büchern dieser Zeit möchte ich Joseph Ennemosers Werk „Der Magnetismus nach der allseitigen Beziehung seines Wesens, seiner Erscheinungen, Anwendung und Enträthselung, in einer geschichtlichen Entwickelung" (Leipzig 1819), J. H. Voß' „Der thierische Magnetismus als Wirkung der höchsten Naturkraft" (Cöln 1819) und J. D. Brandis „Über psychische Heilmittel und Magnetismus" (Kopenhagen 1818) hervorheben. Gegen den Magnetismus sprachen J. Stieglitz[2]) und L. H. Pfaff, der in seinem Buche „Über und gegen den thierischen Magnetismus" (Hamburg 1817) ganz ohne tiefere Einsicht die magnetischen Wirkungen für absichtliche Täuschungen hält. Man

[1]) Vgl. Anm. zu S. 10 u. 11.

[2]) Vgl. in Anm. zu S. 11.

darf eben nie vergessen, daß die schwierige magnetische Manipulation besondere Anlagen des Arztes voraussetzte und nicht jeder dazu prädestiniert war, daher scheint es nicht weiter wunderbar, wenn Ärzte, deren Versuche mißlangen, erklärte Feinde dieser Heilmethode, andere aber nach eingehender Prüfung und bei glücklichem Gelingen ihrer Kur aus Gegnern zu Anhängern wurden, wie Bartels und Brandis. Wenn so bedeutende Männer wie Hufeland und, wie wir bei Hoffmann lesen,[1]) Marcus den Magnetismus anwandten, muß die Kritik in ihrem Urteil höchst vorsichtig sein. Selbsttäuschung und auch Betrügereien sensationslüsterner Somnambulen, von denen Hoffmann ein sehr ergötzliches Beispiel (im Text S. 11–16) erzählt[2]), mag fraglos in vielen Fällen vorliegen. Die zoomagnetische Kraft als solche kann nicht geleugnet werden, da die durch sie bewirkten Erscheinungen nicht in Abrede zu stellen sind. Will man das Hellsehen einer Clairvoyante nur als psychologisch interessant, aber als wenig wertvoll für das Leben selbst ansehen, so läßt sich schwer etwas dagegen sagen, denn Offenbarungen, Entschleierungen großer Geheimnisse sind kaum zutage getreten. Gewiß ist das Heil der Welt, das viele vom Magnetismus erwarteten, ausgeblieben, aber zu früh brachen die wissenschaftlichen Untersuchungen ab, woran eine einseitige Entwickelung der Medizin, die auf neue Bahnen gelenkt wurde, die Schuld tragen wird. Die Ursache des magnetischen Fluidums, dessen Wirkung allein erkannt wurde, ist unaufgeklärt geblieben, doch deuten verschiedene Anzeichen darauf hin, daß dies vernachlässigte Gebiet, das Charlatanerie stark diskreditiert hat, bald wieder in Angriff genommen werden wird. Wir möchten hier die Worte des oben bereits genannten dänischen Arztes J. D. Brandis hersetzen, der mit besonderer Rücksicht auf das Fernwissen der Somnambulen (a. a. O. S. 125) auf die Frage antwortet, warum nur die Dichter sich mit dem zweiten Gesicht beschäftigt haben.

[1]) Vgl. S. 17 ff. u. Anm. zu S. 17. [2]) Eigene Erfahr.? Vgl. Bamberg. Tageb. v. 21. Dez. 1812: „Zum erstenmal im Hospital eine Somnambüle gesehen. Zweifel."

„Weil die Menschen, welche alles im Raum erklären wollen, eine Beweisform als nothwendig festgesetzt haben, die für menschliche Kenntnisse auch durchaus notwendig ist; es soll im Raum nachgewiesen werden (begreiflich seyn)! Wenn sie aber diese Nothwendigkeit dahin ausdehnen, daß es auch für sie jeden Augenblick nachzuweisen seyn soll, daß es in Museen und anatomischen Cabinetten wenigstens aufbewahrt werden kann, und allen historischen Glauben verwerfen, so haben sie groß Unrecht, denn sie isoliren sich dadurch als einzelne Individuen, für welche die ganze Vorwelt so gut wie nicht existirend ist."

Im Gespräche der Serapionsbrüder vernehmen wir Hoffmanns Meinung. Ist er einmal mit den andern Getäuschten, zu denen auch der Magnetiseur selbst gehörte, das Opfer einer Mystifikation geworden, so hat er andererseits auch die Wirkungen einer magnetischen Kur in ihrer vollen Wahrheit beobachten können. Dieses gänzliche Aufgeben des eigenen Ichs, diese völlige Willenlosigkeit der Somnambule und ihre trostlose Abhängigkeit von einem fremden geistigen Prinzip erfüllen ihn mit Grauen und Entsetzen. Aus einem solchen Gefühl heraus entstanden die dämonischen Menschen Alban (im „Magnetiseur") und der Graf S – i (im „Unheimlichen Gast"). An die märchenhaften Kunststücke der Somnambulen, ich erwähne nur das Lesen eines auf die Herzgrube gelegten Briefes, scheint Hoffmann aber mit der Zeit allen Glauben verloren zu haben, wahrscheinlich mit Recht.[1])

[1]) Wie im Text S. 11 zu lesen, übt Hoffmann eine scharfe Kritik an Kluges berühmtem Werke, dem er den Mangel einer wissenschaftlichen Erörterung der so wunderbar klingenden Beispiele somnambuler Fähigkeiten vorwirft. Gerade daraufhin hat sich auch die Satire des Buches bemächtigt. Der erste Band der „Pudenda oder Archiv der Thorheiten unserer Zeit" bringt in seinem 1. Stück ein beißendes Pasquill „Magnetisirtes Scheidewasser" (VIII u. 100 S.) auf Kluges Ausführungen, in Briefen des Dr. Brille, die bisweilen höchst ergötzlich zu lesen sind. Das Heft erschien im Jahre 1817 zu Leipzig. Sehr merkwürdig ist die Titelvignette in Kupferstich, darstellend zwei gekreuzte Narrenstäbe, um die sich Disteln herumschlin-

Nach dieser Unterhaltung liest Cyprian die Erzählung „Der Kampf der Sänger" vor, zu der ihn, wie er sich ausdrückt, Wagenseils Nürnberger Chronik entzündet.[1]) Mit ganz besonderem Eifer, mit ungewöhnlichem Interesse muß sich Hoffmann in diese Chronik vertieft haben, denn auch „Das Fräulein von Scuderi" verdankt ihr die Entstehung, wie sie weiterhin ein wichtiges Hilfsmittel bei der Abfassung des „Meister Martin" gewesen ist. „Vergeßt nicht," sagt Cyprian zu den Freunden, „daß ich keine antiquarische kritische Abhandlung jenes berühmten Kriegs von der Wartburg habe schreiben wollen, sondern nach meiner Weise jene Sache zur Erzählung, wie mir gerade alles hell in der Seele aufging, nutzte." Wenn wir uns nun in diesen Vorbemerkungen auch veranlaßt sehen, eine kleine antiquarisch-kritische Abhandlung zu liefern, um über ein paar dunkle Punkte, so gut es geht, Licht zu verbreiten, so können wir uns um so aufrichtiger über Cyprians Prinzip und sein durchaus zutreffendes Bekenntnis freuen. — Denn wie die schöne Einführung in die Erzählung, jene wundervolle Ouvertüre, wo der Chronist seinem Leser in der Aquinoktialnacht erscheint und vor ihm den Zauber einer längst versunkenen Zeit zu neuem verklärten Leben erstehen läßt, zeigt, ist dem Dichter wirklich in bunten Farben der Sängerkrieg zu Wartburg aufgegangen — und noch ganz unter dem Eindruck der Gesichte entsteht in einer eigentümlich musikalischen Vortragsweise, wozu die bilderreiche Sprache nicht wenig beiträgt, die Erzählung. Die Stürme der Tag- und Nacht-Gleiche verbrausen, mit An-

gen. Sie erinnert stark an die Art Hoffmannscher Vignetten, besonders an die zum 2. Bande der „Fantasiestücke". Der Stil des Buches selbst zeigt keine Eigentümlichkeit Hoffmannscher Diktion.

[1]) Vgl. unter den „Abkürzungen". Der eigentlichen Chronik fügte Wagenseil (von S. 432—576) noch eine Abhandlung: „Johann Christof Wagenseils Buch von Der Meister-Singer Holdseligen Kunst Anfang, Fortübung, Nutzbarkeiten, und Lehr-Sätzen" an, in welcher S. 509—515 die beiden Fragmente über den Wartburgkrieg zu finden sind. Einen Nachtrag giebt W. auf der letzten (576.) Seite; vgl. darüber auch die Anm. zu S. 22.

bruch des Tages ermattet die Kraft der Fantasie, Dämmerbilder spuken herein, flimmerndes Zwielicht verwischt die Konturen der Gegenstände und Gestalten; — Teufelsspuk aus dem „Ignaz Denner" flattert unter die anmutigen Bilder — der feinfühlige Zuhörer empfindet die Dissonanz — und auch Hoffmanns eigenes Urteil, wie wir es aus dem Munde der Serapionsbrüder, und besonders Theodor-Hoffmanns selbst, vernehmen, ist später absprechend, obschon der wahre Fehler der Erzählung ihm, wie es vielen Dichtern geht, nicht recht zum Bewußtsein gekommen zu sein scheint. Interessiert gerade bei ihr das stilistische Moment besonders, so möchten wir auch erinnern, wie stark die hier verwandten poetischen Bilder auf Heinrich Heines Stil eingewirkt haben.

Nannte ich vorhin Cyprians Bekenntnis, er habe in seiner Weise Wagenseils Darstellung zu der Erzählung verarbeitet, zutreffend, so konnte den Beweis dieser Behauptung nur ein Vergleich der Wagenseilschen Berichte mit andern Überlieferungen der Wartburgsage erbringen, denn ein Blick auf jene lehrt, wie frei Hoffmann mit dem dargebotenen Stoff schaltete, und wie weit er über die rhapsodische Darstellung seines Chronisten hinausging. Um zu der Überzeugung zu gelangen, Hoffmann habe neben dem Wagenseil keine andere Geschichtsquelle benutzt, war es notwendig, alle anderweitigen Berichte, in erster Linie aber das mittelhochdeutsche Gedicht „Der Wartburgkrieg", auf welchem alle andern Aufzeichnungen fußen, nachzuprüfen.

Schwerlich wird es Hoffmann unbekannt geblieben sein, daß die Sage des Sängerstreites, wie die Chroniken sie übermitteln, auf das mittelalterliche Gedicht zurückzuführen ist oder wenigstens mit ihm in engem Zusammenhange steht. Allerdings war das Gedicht damals nur fragmentarisch mitgeteilt, doch immerhin so vollständig, daß es für den Aufbau der Fabel genügt haben würde. Zuerst publizierten es Bodmer und Breitinger in der „Sammlung von Minnesingern aus dem Schwäbischen Zeitpuncte" (2 Bände. Zürich 1758—1759), die einhundertvierzig Dichter aus

der Maneſſiſchen Sammlung zu Worte kommen ließen.[1]) Hierin war der Wartburgkrieg nur mit 91 Strophen vertreten, während die Jenaer Liederhandſchrift deren 119 bot und noch dazu in älterer Geſtalt. Von dieſer gab B. C. B. Wiedeburg in ſeiner „Ausführlichen Nachricht von einigen alten teutſchen poetiſchen Manuſcripten aus dem 13. und 14. Jahrhunderte, welche in der Jenaiſchen academiſchen Bibliothek aufbehalten werden" (Jena 1754) eine genaue Inhaltsanzeige nebſt wenigen Proben, bis B. J. Docen im Jahre 1807 endlich die Jenaer Strophen, ſoweit ſie von der Faſſung in der Maneſſiſchen Sammlung abwichen, im erſten Band ſeiner „Miscellaneen zur Geſchichte der teutſchen Literatur" an die Öffentlichkeit brachte. Eine ganz vollſtändige Ausgabe des Gedichts kam zu Hoffmanns Zeiten nicht mehr heraus, obwohl Görres 1813 einige Lücken aus dem „Lohengrin" ergänzte. Auguſt Zeunes Ausgabe „Der Krieg auf Wartburg" (Berlin 1818), nebenbei bemerkt eine recht mittelmäßige Leiſtung, erſchien erſt nach Abfaſſung von Hoffmanns „Kampf der Sänger" und hat, wie ſich auch feſtſtellen läßt, keinen Einfluß darauf ausüben können. Dasſelbe läßt ſich mit ziemlicher Sicherheit von den vorhergenannten Werken ſagen, ſo daß hiermit das mittelalterliche Gedicht aus unſerer Unterſuchung ausſcheiden könnte.[2]) Ein flüchtiger Blick auf ſeinen Inhalt wird aber am beſten überzeugen:

---

[1]) Vollſtändig wurde die Sammlung erſt 1838 durch von der Hagen herausgegeben. In Bodmers „Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie des Dreyzehnten Jahrhunderts. Aus der Maneßiſchen Sammlung. Zürich 1748 leſen wir S. XVIII: „Ich bedaure nicht ſonderlich, daß das Werk des Magiſter Cyriacus Spangenberg von dem Aufkommen der Meiſterſänger zu Grund gegangen iſt. In den wenigen Auszügen, die Haneman [ſo!] aus denſelbigen gelifert hat, ſind ſo apocryphiſche Sachen, daß auch das wahre, welches damit vermiſchet ſeyn mag, verdächtig wird. Wir leben nicht mehr in den leichtglaubigen Zeiten, in welchen man der Welt weis machen konte, daß Satan auf das Verlangen eines Negromanten aus der Hölle hervor geſtiegen wäre, mit einem Poeten um den Preis zu ſingen."

[2]) Literatur über das Gedicht findet ſich ſehr vollſtändig bei Paul Piper,

Der sogenannte erste Teil enthält das Streitgedicht (Strophe 1–24, im Thüringer Herren Ton gedichtet): Die Sänger streiten über den Vorzug der Fürsten. Ofterdingen preist den Herzog von Österreich, dem die andern Sänger hauptsächlich den Landgrafen von Thüringen entgegenstellen. Ofterdingen erliegt durch Walthers List, wehrt sich aber gegen den Urteilsspruch und beruft sich auf Klingsor von Ungerland, den herbeizuschaffen ihm Erlaubnis und Frist gewährt wird.

Der sogenannte zweite Teil bringt das Rätselspiel (Strophe 25–114, im Schwarzen Ton gedichtet): Klingsor legt Wolfram Rätsel vor, die dieser löst. Doch finden sich auch von Wolfram aufgegebene Rätsel. Zuletzt besiegt Wolfram den Teufel Nasion, den Klingsohr ihm zur Nacht gesandt hat, um erforschen zu lassen, ob Wolfram sich bei Lösung der Rätsel magischer Künste bediene. — Was nun weiter im mittelhochdeutschen Gedichte folgt, hat überhaupt keine Beziehung mehr zu Hoffmanns Erzählung. Der III. Abschnitt ist ein Anhang zum zweiten Teil, Aurons Pfennig, ihm folgen Abschnitt IV bis VII, worüber man bei Simrock S. 244 ff. nachlesen möge.

Höfische Epik. Th. III (Stuttgart o. J. [1893] in: Joseph Kürschners „Deutsche National-Litteratur" 4, I, 3) S. 56 ff. — Am ausführlichsten läßt sich Karl Simrock in seiner Ausgabe des Wartburgkrieges (Stuttgart u. Augsburg 1858), die sowohl das Original wie eine Übersetzung bringt, über das Gedicht aus („Erläuterungen" S. 235—364). In meinen Anmerkungen habe ich häufig auf ihn Bezug genommen. Über seine Vorarbeiter äußert sich Simrock S. 237 f., 241 ff. Aus diesen möchte ich August Koberstein mit seiner sympathischen Abhandlung „Ueber das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom Wartburger Kriege, ein litterar-historischer Versuch" (Naumburg, 1823) besonders hervorheben. — Über die neuesten Arbeiten orientiert man sich bei Piper, der auch die Untersuchungen von W. Wilmanns und A. Strack anführt. Hinzuzusetzen wäre noch: O. Oldenburg, Zum Wartburgkriege (1892) und O. Wittstock, Bilder aus der Zeit des Minnesanges (1892), doch sind in neueren Untersuchungen häufig Rückschritte zu verzeichnen. — Vgl. aber auch Herm. Paul, Grundriß der Germanischen Philologie. Bd. II, 1. (Straßburg 1901) S. 215, 227, 270 f. [Friedrich Vogt, Mittelhochdeutsche Literatur].

Das Wertvollste, ja der Schwerpunkt des alten Gedichts ist ohne Zweifel das geistreiche, tiefsinnige Rätselspiel, von dem wir bei Hoffmann keine Spur finden.

Bevor wir uns nun zu den Chroniken wenden, erscheint es angebracht, sich noch einmal in großen Zügen den Inhalt des „Kampfs der Sänger" vor Augen zu stellen, wobei ich nach den Resultaten meiner Untersuchung Bemerkungen über Quelle oder Nichtquelle, also dichterische Erfindung, einflechte.

I. Die Meistersinger auf der Wartburg: Der Dichterkranz um den Landgrafen. Die Namen der Sänger (nach Wagenseil, ebenso das Datum). Schilderung ihres Aussehens, ihrer Leistungen (erfunden). Wolframs Vorgeschichte, sein Aufenthalt in Schottland (nach Wagenseil).

II. Heinrich von Ofterdingens Geheimnis: Schilderung seines Wesens (erfunden, angedeutet bei Wagenseil), Krankheit, Entfernung nach Eisenach, sein Geheimnis und Geständnis an Wolfram (erfunden).

III. Was sich weiter mit Heinrich von Ofterdingen begeben: Heinrichs Seelenzustand, Zusammentreffen in der Drachenschlucht mit dem Teufel, der ihn auf Klingsohr verweist (erfunden).

IV. Von der Gräfin Mathilde. Ereignisse auf der Wartburg: Schilderung der Gräfin Mathilde, Witwe Cuno von Falkensteins. Wolframs und Heinrichs Liebe zu ihr. Das Verhältnis beider zueinander. Heinrichs Reise nach Siebenbürgen und seine Rückkehr auf die Wartburg (alles erfunden).

V. Der Krieg von Wartburg: Ofterdingens Lob des Herzogs von Österreich und seine Niederlage (nach Wagenseil).

VI. Meister Klingsohr kommt nach Eisenach: Klingsohrs Eintreffen in Eisenach, sein Absteigequartier, Zusammenkunft mit Wolfram, dessen Sieg über ihn und Klingsohrs Ankündigung des Nasias (alles in enger Anlehnung an Wa-

genseil bis auf Hoffmanns Erfindung des Zauberspuks auf Klingsohrs Zimmer).

VII. Nasias kommt in der Nacht zu Wolfframb von Eschinbach: Wolframs Streit mit Nasias und Klingsohrs Prophezeihung (nach Wagenseil. Der Name des Knechts Jonas ist von Hoffmann erfunden, wie auch einiges Beiwerk, ebenso das Wiedererscheinen der Schrift, nachdem der Mörtel von der Mauer abgeschlagen. Von dem, was sich weiter mit der Teufelsschrift begeben, erzählt Wagenseil nichts, doch berichten andere Chroniken, daß der Stein ausgebrochen und ins Wasser geworfen wurde, vgl. Anm. zu S. 63). Die feierliche Einholung Klingsohrs (erfunden. Nicht aber die Namen Meinhard zu Mühlberg und Schenk Walter von Vargel, die historisch sind, bei Wagenseil aber nicht genannt werden, der weiterhin den König von Ungarn nicht näher als Andreas den Zweiten bezeichnet, wie auch bei ihm die Heiligsprechung Elisabeths durch Papst Gregor den Neunten nicht erwähnt wird).

VIII. Meister Klingsohr verläßt die Wartburg. Entscheidung des Dichterkampfs: Klingsohrs Abreise, bevor er den Streit der Sänger entschieden (nicht nach Wagenseil, der im Nachtrag zum deutschen Fragment berichtet, er habe den Sieg Heinrich von Ofterdingen zuerteilt. Ferner fehlen bei ihm die Gesandtschaft an den König von Ungarn, die für des Landgrafen Sohn werben soll, die Namen des Pater Leonhard, der von Hoffmann erfunden, ebenso wie des Marschalls Franz von Waldstromer (vgl. Anm. zu S. 67) und des Scharfrichters Stempel). Der Schluß der Erzählung ist ganz auf Hoffmanns Rechnung zu setzen: Das Verschwinden Heinrichs von Ofterdingen, der Teufelsspuk, Wolframs Vereinigung mit Mathilden und Heinrichs Abschied.

Wir sehen, daß sich Hoffmanns Erzählung im wesentlichen auf Wagenseils Mitteilungen, die aus einem deutschen

und einem lateinischen Fragment bestehen, aufbaut. Bringt zwar der Bericht in deutscher Sprache Wolframs Zusammentreffen mit Klingsohr so, wie es Hoffmann im sechsten Abschnitte des „Kampfs der Sänger" darstellt, so gab doch der lateinische Bericht das Gerüst für die ganze Erzählung. Auf die Art, wie der Dichter den Stoff behandelte und ausbaute, komme ich später zu sprechen; um aber zu zeigen, wie die Vorlagen beschaffen waren, werden beide Fragmente in der Anmerkung zu S. 22 ungekürzt und wortgetreu wiedergegeben, auf welche Weise dann auf Parallelen zu den entsprechenden Stellen im Text verzichtet werden kann,[1]) so auch auf eine längere Ausführung, welcher Art Hoffmann seine Aufgabe löste.

Wie aus der Inhaltsangabe der Erzählung ersichtlich, war der Dichter gezwungen, andere Geschichtsquellen zur Ergänzung heranzuziehen; es lag nahe, Thüringische Chroniken oder historische Werke einzusehen oder Wagenseils Quellen, die gewissenhaft angeführt werden (vgl. die Einführung zu Anm. 22 auf S. 334), nachzuprüfen. Wagenseil nennt „Herrn Hanmanns Auszug aus dem Spangenberg", über den er sich bereits früher (S. 493 seiner Chronik) des näheren ausgelassen hatte. Gemeint sind Enoch Hanmanns Anmerkungen zu Opitz' Teutscher Prosodie,[2]) in welchen sich ein Auszug aus einem Manuskript Cyriac Spangenbergs „Von der Edlen und hochberühmten Kunst der Musica, und deren Ankunfft, Lob, Nutz und Wirckung, wie auch von Auffkommen der Meister-Singer, zu Ehren der Löblichen und

[1]) Dem lateinischen Text glaubte ich eine deutsche Übersetzung beigeben zu müssen. Vgl. S. 338 ff.

[2]) Vgl. „Prosodia Germanica oder Buch von der Deutschen Poeterey ..... Verfertiget von Martin Opitzen. Jetzo aber von Enoch Hannman [so!] an unterschiedenen Orten vermehret und mit schönen Anmerkungen und Registern verbessert. Breslau, Verlegts Jesaias Fellgiebel. [O. J.]" (Als selbstständige Schrift angehängt an die „Opera Geist- und Weltlicher Gedichte. Die neueste Edition. Breslau 1690.") Der von Wagenseil ausgezogene Bericht findet sich hier S. 105 ff.

Ehrſamen Geſellſchafft der Meiſter-Singer in der Freyen Reichs-Stadt Straßburg im Jahr 1598" vorfindet. Wagenſeils Mitteilung iſt nun eine wortgetreue Abſchrift des gedruckten Hanmannſchen Textes, zu dem auch Wagenſeils Nachtrag (vgl. S. XIV, Fußnote 1) gehört. Nur leſen wir bei Hanmann den Namen Zwechſtein, während Wagenſeil Zwekhſtein ſchreibt. — Die ebenfalls von dieſem angeführten „Monatlichen Unterredungen"[1]) bringen nur einen Auszug des Hanmann-Spangenbergiſchen Textes, ſo fehlt die Badſtuben-, die Ratskellergeſchichte, Wolframs Sieg, die Namen Naſias und Stempel u. v. m. Faſt weiß ich nicht, ob es erwähnenswert iſt, daß in den „Unterredungen" häufig der Name Leonhard, welchen Hoffmann ja dem Beichtiger des Landgrafen gegeben, vorkommt. Jedenfalls iſt es nicht ganz unmöglich, daß Hoffmann durch Wagenſeils Zitat auf das Buch neugierig wurde und es, allerdings ohne es irgendwie für den „Kampf der Sänger nutzen" zu können, durchlas, wobei ihm dann der oft wiederkehrende Leonhard im Gedächtnis blieb. Mit Wagenſeils Quelle für ſeinen Bericht in lateiniſcher Sprache werden wir auf die große Zahl der Chroniken hingeleitet, welche von dem Krieg auf der Wartburg zu melden wiſſen. In erſter Linie kämen natürlich die Thüringer Chroniken in Frage, von denen jedoch der vierte Teil ausgeſchaltet werden kann, der über die Sage entweder völlig ſchweigt oder ſie nur mit kurzen Worten ſtreift.[2])

[1]) [E. W. Tentzel] Monatliche Unterredungen Einiger Guten Freunde von allerhand Büchern und andern annemlichen Geſchichten. November 1691. In Verlegung Joh. Friedrich Gleditſch, Buchhl. 1691. — S. 915 f. findet ſich der Krieg auf der Wartburg.

[2]) Beiſpielsweiſe geben keine Auskunft: Zacharias Rivanders Düringiſche Chronica (o. O. 1581), Joh. Chr. Olearius, Rerum Thuringicarum Syntagma (Frankf. u. Leipzig 1704), Cyriac. Spangenbergs Hennebergiſche Chronika (Straßburg 1599), eine Reihe geſchichtlicher Schriften des bekannten Thüringer Geſchichtsſchreibers Sagittarius uſw. — Joh. Heinrich von Falkenſtein erwähnt in ſeiner „Thüringiſchen Chronicka (2 Bücher — 3 Bände,

Die älteste Überlieferung des Wartburgkrieges in den Chroniken ist (nach den Forschungen Heinrich Rückerts und F. X. Wegeles; vgl. Simrock S. 308) die Vita Ludovici, welche von Berthold, dem Caplan des Landgrafen Ludwig IV., verfaßt, später stark überarbeitet und verfälscht den Annales Reinhardbrunnenses (erst 1854 von Wegele herausgegeben) einverleibt wurde. Als einen Teil dieser Vita Ludovici haben wir Wagenseils lateinisches Fragment „De sex magistris in cantilenis" anzusehen, welches er einer Abschrift des Gottfried Thomasius verdankt. Aus den zahlreichen Entgleisungen des Textes ist zu merken, daß es der interpolierten Vita entstammt.[1]) Als einen kurzen Auszug aus den Annales Reinhardbrunnenses bezeichnen Wegele und Rückert die um 1289 entstandene Vita St. Elisabethae des Dietrich von Apolda.[2]) Ein in Reimen abgefaßtes Leben der heiligen Elisabeth wird Johann Rothe, Kanonikus zu Eisenach, zugeschrieben, ebenso wie ein deutsch abgefaßtes Chronicon Thuringiae. Beides ist abgedruckt bei J. B. Mencken, Scriptores rerum Germanicarum, praecipue Saxonicarum (tom. II Lipsiae 1728), ersteres (pag. 2034–2102) unter dem Titel „Auctor Rhythmi-

Erfurth 1738. Vgl. Buch II S. 666 ff.) nur ganz kurz den Wartburgkrieg, zu dem er sich sehr ablehnend verhält bei einem durchaus absprechenden Urteil über die Meistersänger. – Beinahe ebenso knapp ist Georg Michael Pfefferkorn in seiner „Merkwürdigen und auserlesenen Geschichte von der berümten Landgrafschaft Thüringen" (o. O. 1685, vgl. S. 142). – Sämtliche von mir angeführten Chroniken sind für diese Untersuchung durchgesehen und beruhen alle Angaben auf Autopsie.

[1]) Vgl. in Anm. zu S. 22 S. 338 ff.

[2]) Dietrich von Thüringen oder von Apolda, Theodorici ord. Praedicatorum Libri VIII de S. Elisabeth etc. in Canisii Antiq. lect. T. IV [Lectiones antiquae. Ingolstadt 1601–1604]. Ward ursprünglich in niedersächsischer Sprache geschrieben und so noch von Sagittarius benutzt, dann ins Lateinische übersetzt. Die Urschrift ist verschollen. – Mencken [s. o.] hat aus einigen Handschriften Variae lectiones et supplementa dazu gesammelt (tom. II pag. 1988 sqq.).

cus de Vita S. Elisabethae, Landgraviae Thuringiae. E codice Bibl. Ducalis Saxo-Vinariensis", das andere bringt (pag. 1697–1700) ein Kapitel: „Von der senger krige zcu Warperg".[1])

Wir versetzen uns wieder in die Zeit E. T. A. Hoffmanns und nehmen F. L. F. von Dobenecks „Des deutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensagen" (Berlin 1815) zur Hand, worin wir im 8. Abschnitt des ersten Bändchens „Schwarzkünstler und Zauberer" den Sängerkrieg auf der Wartburg finden und zwar einmal in einem wörtlichen Auszug aus dem ebengenannten Leben der heiligen Elisabeth des Johann Rothe, dann aber, diesem vorgestellt, eine sehr ausführliche Darstellung desselben in Prosa nach der „Thüringischen Chronik", wobei jedoch nicht verraten wird, welcher. Es ist dies aber Johann Bangen's „Thüringische Chronick oder Geschichtbuch" (Mühlhausen 1599), deren Text wieder wortgetreu von Dobeneck abgedruckt wird. So leicht nun Dobenecks Werkchen Hoffmann hätte bekannt werden können, nirgends gibt „der Kampf der Sänger" dafür einen Anhaltspunkt.[2]) An Dobenecks Buch mag gleich der zweite Band der „Deutschen Sagen" von den Gebrüdern Grimm (Berlin 1818. vgl. S. 341 ff.) angereiht werden, worin sich unter No. 555 „Der Wartburger Krieg" vorfindet. Als Quellen werden dazu genannt die Chronica pontificum et archiepiscoporum magdeburgensium bei

[1]) Ganz auf Rothe muß Adam Ursinus (Adam Bäring, genannt: Erphurdianus antiquitatum variloquus) fußen. Mencken bringt im dritten Bande (1730) S. 1239–1359 dessen Chronicon Thuringiae in dem sich S. 1276 die Bemerkung findet: „Sequitur de certamine rhythmico Poëtarum in aula Hermanni" mit einem Verweis auf Rothe, der diesen Streit beinahe mit den gleichen Worten beschrieben, weshalb er an dieser Stelle auf die Wiedergabe verzichten könne.

[2]) Nach Bangen gibt Dobeneck auch die Namen in verstümmelter Form, wir lesen: Walther von der Vogelwenda, Reinhart Zwerchstein, Wolfram von Aschebach, Heinrich von Affterdingen. Der Scharfrichter Stempfel ist hier genannt.

Wagenseil und Tenzel,[1]) Rothes Chronik und Elisabethleben bei Menken (s. o.) und Gerstenbergers Thüringische Chronik, apud Schminke I, 277.[2]) Die Wiedergabe der Gebrüder Grimm (die sich meist an das gereimte Rothesche Elisabethleben anschließt) kann Hoffmann nicht benutzt haben, da seine Erzählung ein Jahr früher entstanden ist. Wie aus unsern Fußnoten ersichtlich, hat er abgesehen von Wagenseils Mitteilungen die weiteren Grimmschen Quellen nicht verwendet.

Eine Orientierung über die Heiligsprechung der Tochter des Landgrafen, Elisabeth, die Gesandschaft an den König von Ungarn, Andreas II., war aus jedem thüringischen Geschichtswerk unschwer zu holen, erschwerend wirken nur die Namen der beiden Gesandten Meinhard zu Mühlberg und des Schenken Walter von Vargel, wie die eigentümliche Namengebung des Scharfrichters Stempel, der überall, wo er genannt wird, wie im mittelhochdeutschen Gedicht Stempfel geschrieben wird.[3])

Die beiden großen allgemeinen Geschichtswerke von Baum-

---

[1]) Vgl. Wagenseils Einführung im Anfang meiner Anmerkung zu S. 22. — Mit Tenzel will Grimm verweisen auf: Wilhelmi Ernesti Tentzelii ..... supplementum Historiae Gothanae secundum ..... Jenae 1702. S. 507 finden wir: „Das Spiel von Wartburg" genannt, S. 518 den Hinweis auf Wagenseil und S. 519 ff. den Abdruck seines von Thomasius erhaltenen Fragments „De sex magistris in cantilenis". Tentzel gibt viele Noten und Parallelen, deren Wiedergabe wir uns ersparen können, da Hoffmann sie, falls er sie gekannt haben sollte, nicht benutzt hat. — Ich möchte hier gleich anfügen, daß Wagenseil im deutsch verfaßten Fragment Spangenbergs Mitteilung über Walther von der Vogelweide erwähnt. Dazu ist zu vergleichen: Cyr. Spangenbergs „Adelspiegel" (Teil II, Schmalkalden 1594. Blatt 172), worin sich auch eine kurze Notiz über Meistersänger findet. Sp. erzählt, daß Landgraf Hermann ihnen ein „besonder Schloß oder lustigs Jagthaus (Zechenbuch)" angewiesen.

[2]) Vgl. Friedr. Christoph Schmincke Monimenta Hassiaca. Cassel 1747. Th. I S. 278—286. Wahrscheinlich Hoffmann unbekannt.

[3]) Rothe schreibt allerdings Steuffel. Vgl. Anm. zu S. 64.

garten-Semler und Michael Ignaz Schmidt, deren erstes Hoffmann wohlbekannt war, lassen für diese Epoche thüringischer Geschichte im Stich,[1]) doch gibt Joh. Georg August Gallettis „Geschichte Thüringens" (Bd. II. Gotha und Dessau 1783. S. 197–207), auf die der dreiundfünfzigste Band der Baumgartenschen Welthistorie verweist, die nötige Auskunft. Gallettis Quellen waren neben Berthold und Rothe (s. o.) besonders Caspar Sagittarius' „Thüringische Geschichte"[2]) und des Eisenacher Professors C. W. Schumacher „Vermischte Nachrichten und Anmerkungen zur Erläuterung und Ergänzung der Sächßischen, besonders aber der Eisenachischen Geschichte" (vgl. Sammlung VI, Eisenach 1772, S. 30–37: „Von den Minnesingern und Meistersängern, die sich an Hermanns Hofe auf dem Schlosse Wartburg aufgehalten haben"). Während bei näherer Untersuchung Sagittarius' Werk (vgl. hier S. 645: Abholung der Prinzessin Elisabeth durch Meinhard Grafen zu Molberg und Walthern, Schenken von Varila) sich für unseren Zweck als unbrauchbar erweist, bringt Galletti (nach C. W. Schumacher a. a. O. S. 22) die von Hoffmann übernommenen Formen: Meinhard zu Mühlberg und Schenk Walther von Vargel (vgl. auch Anm. zu S. 63). Käme für unsere Untersuchung eins der beiden Ge-

[1]) Vgl. S. J. Baumgartens „Welthistorie" (mit den „Zusätzen" 76 Quartbände, Halle 1740 ff.). Hoffmann erwähnt das Werk in einem Briefe vom 24. März 1814 an C. F. Kunz und im Kater Murr (Bd. I, Abschn. 2). – M. J. Schmidt „Geschichte der Deutschen" (22 Bde. Ulm 1778 ff.). In Frage käme Theil II.

[2]) Thüringische Geschichte. Aus den Handschriften D. Caspar Sagittarius gezogen. Chemnitz, bey Johann Christoph Stößel, 1772. Vgl. Cap. XXII (S. 584 ff.): „Von den Meister-Sängern an Landgraf Herrmanns Hofe." In dieser Darstellung erscheint Klingsohrs Geist in Gestalt eines Jünglings (S. 594). Als Quellenwerk wird neben einigen bereits von uns angeführten noch: „Chron. Thur. apud Senkenberg, Vision. diversar. pag. 156" genannt; dazu wären noch Binhards und Bechereers Chroniken zu stellen, auf denen die Historie der Stadt Eisenach von Toppius fußt (vgl. Anm. zu S. 64).

schichtswerke in Frage, so müßten wir Schumacher den Vorzug geben, dessen Darstellung am ausführlichsten ist: er erwähnt Leopold VII., Andreas II., Klingsohrs Vorgeschichte, den Geist Nasian und den Eisenacher Henker Stempfel. Schumacher nennt auch die älteste Eisenacher Chronik, welche uns den Wartburgkrieg übermittelt, jedoch für unsere Abhandlung ohne Wert bleibt.[1])

Hoffmann hat sich die Vorarbeit für seine Erzählung nicht unnötig erschwert: Neben der Chronik des alten Johann Christoph Wagenseil benutzte er ein zeitgenössisches Werkchen über die Wartburg, und wenn nicht alles täuscht, so war dies das anonym erschienene Büchlein J. C. S. Thons „Schloß Wartburg. Ein Beytrag zur Kunde der Vorzeit. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Eisenach 1815", in welchem wir auf S. 57 ff. alles finden, was Hoffmann zur weiteren Ausgestaltung seiner eigentlichen Quelle brauchte. Neben den Schreibungen „Meinhard zu Mühlberg", „Schenken Walther von Vargel" entdeckt man auf S. 62 zum ersten Male den Scharfrichter Stempel, also genau so geschrieben wie in Hoffmanns „Kampf der Sänger." Der von Klingsohr zitierte Geist heißt allerdings auch hier Nasian, doch liegt es nahe genug, in diesem Punkte einen Irrtum des Dichters (vgl. Anm. zu S. 57) oder eine absichtliche Änderung aus euphonischen Gründen anzunehmen.[2])

---

[1]) Vgl. „Chronicon Thuringicum" in: Christian Schoettgen und M. G. Christoph Kreysig, Diplomataria et Scriptores Historiae Germanicae medii aevi. Tom. I (Altenburg 1753) pag. 88 sq. — Die Namen lauten hier: Henrich schriber, Walther von der Vogilweyde, Reynhart von Zweschin, Wolfferam von Eschinbach, Bitterolff, Heinrich von Aftirdingen („eyn fromer vornunftiger man"), henger von Jsenache stemphil, Klinsor, Reynhart von Mölborg, Walther von Varila usw. — Als Kuriosum möchte ich beispielsweise anführen, wie sich der Name Reinmars von Zweter in den verschiedenen Chroniken vorfindet: Zwetschin, Zweschin, Zwetzin, Czwechtin, Zwechsten, Zwisten, Tzwisten, Tzweten, Zwetzen usw. Ebenso ist es bei den andern Namen wie Helgreve, Hellegrafe, Hellegraffe, Hellegroffe, Hellegreve usw.

[2]) Vielleicht käme auch die „Geschichte der Wartburg in Thüringen.

Und damit sind wir am Ende der Quellenuntersuchung, interessant ist es aber noch, festzustellen, welche Freiheiten der Dichter sich gegen die historischen Tatsachen herausnahm, und welche Überlieferungen seines Chronisten er unbeachtet ließ.

In der Angabe der Jahre, in denen der Sängerstreit auf der Wartburg stattgefunden haben soll, stimmen die Chroniken nicht überein, es setzt ihn aber keine später als 1208, während er doch, wenn er historisch wäre, gewiß erst um das Jahr 1215 zu suchen sein wird (vgl. Anm. zu S. 27). Hoffmann läßt seine Erzählung in dem Jahre beginnen, in welchem Klingsohr nach Wagenseils deutschem Fragment nach Eisenach kommt (1208), wodurch dann die Prophezeihung der Geburt Elisabeths in das Jahr 1209 fallen würde (vgl. im Text S. 50: „Beinahe ein Jahr war verflossen"), in dem sie also schon nach der historischen Überlieferung mindestens ein Jahr alt war. Der Nachtrag zu Wagenseils deutschem Fragment (bei uns: S. 338) hätte dem Dichter die passende Jahreszahl geboten, denn Ofterdingens Überlistung ist in das Jahr 1206 gesetzt. Verlegen alle Chronisten die Gesandtschaft des Landgrafen Hermann an den König von Ungarn auf 1211, so findet sie im „Kampf der Sänger" unmittelbar nach Klingsohrs Prophezeihung statt (im Text: S. 64).

Mit feinem Gefühl hat Hoffmann einige Punkte seines Gewährsmannes Wagenseil nicht in seine Erzählung hineingeflochten, so die wunderbare Fahrt Klingsohrs und Ofterdingens von Siebenbürgen nach Eisenach (vgl. S. 341). Es scheint fast so, als ob er die gar zu volkstümlichen Elemente der Sage mit Absicht habe meiden wollen, hier hielt sich Hoffmann lieber an die nüchterne Darstellung des deutschen Textes (vgl. S. 338). Und als

Mit 5 Landschaften. Gr. 8°. Leipzig 1815" noch in Frage. Leider war mir dies Buch nicht zugänglich. — Der vierte Band von Friedr. Gottschalcks „Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands" (Halle 1818. Vgl. S. 17 ff.) konnte für Hoffmann nicht in Frage kommen. S. 27 lesen wir auch die Schreibung: Stempel.

wenn er das Mißverständnis geahnt hätte, läßt er das Spiel mit falschen Würfeln, durch das die Sänger Heinrich von Ofterdingen überlisten, gleichfalls beiseite.[1]) Da ich das deutsche und lateinische Fragment den Anmerkungen (S. 334–344) einverleibt habe, brauche ich an dieser Stelle auf ihre Verschiedenheit nicht näher einzugehen, wie es auch zu weit führen würde, die übrigen Chroniküberlieferungen mit ihnen zu vergleichen. Daß Hoffmann diese in keiner Weise für die Erzählung genutzt hat, habe ich ja des öfteren schon betont, er hatte eben seine Fantasie mit den Bildern, die Wagenseil ihm bot, so imprägniert, daß sie durch Kenntnisnahme anderer Darstellungen sicherlich verwirrt worden wäre.

Wie schon das Vorspiel, des Dichters Traum, deutlich zeigt, war ihm seine Erzählung in lichten Bildern wie etwas Selbstgeschautes aufgegangen, gleich einer Vision sah er die fremden Gestalten in der dämmernden Ferne daherschreiten .... „Und immer näher und näher kommen sie. Wir erkennen Farbe der Kleidung, Gesicht, wir hören ihr Gespräch – aber nun tauchen sie unter in die blauen Nebel eines tiefen Tals. Dann können wir es kaum erwarten, daß sie nur wieder aufsteigen, daß sie sich bei uns einfinden, damit wir sie erfassen, mit ihnen reden können."

Auf diese Weise entsteht dem Dichter das bunte lebensfrohe Bild der Sänger auf der Wartburg, von denen einer nach dem andern in seiner Eigenart uns vor Augen tritt. Zwei Ritter fallen besonders auf: Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen, grundverschiedene Naturen in Charakter und Kunst. Zu ihrer Zeichnung gab Wagenseil das Vorbild. Wolfram, der ungelehrte Laie, dessen fromme Kunst den mächtigen, weitberühmten Klingsohr, den tiefgelehrten Meister der sieben freien Künste,

[1]) Es heißt im Gedichte vom Wartburgkrieg: „Heinrich von Ofterdingen klaget daz man in lege in Düringe lant ungliche würfel", was soviel heißen soll, als daß man unehrlich mit ihm verfahre; die Chroniken nahmen das nun im buchstäblichen statt im figürlichen Sinne.

besiegt, spiegelt sich auch bei Hoffmann als gottbegnadeter begeisterter Sänger. In Heinrich von Ofterdingen, der bei Wagenseil als im Streite mit den andern Sängern, als unhöflich gegen seinen Gastgeber, den Landgrafen, als ein Anhänger des Schwarzkünstlers Klingsohr geschildert wird, entsteht Hoffmann sogleich der Gegenspieler des Wolfram. In starkem Gegensatze zu dessen freimütiger heiterer Art steht sein unruhig zerrissenes Wesen, und so lag es wohl nicht allzufern, dies eigenartig zwiespaltige Gehaben Heinrichs durch eine unglückliche Liebe zu motivieren, wodurch auch die Erzählung dramatischer zu gestalten war. — Wir lesen bei Wagenseil, daß der im Kampf besiegte Ofterdingen in der Gefahr, dem Henker überliefert zu werden, bei des Landgrafen Gattin, Sophie, Schutz sucht. Dieser Umstand mag der Anlaß zur Erfindung der Gräfin Mathilde gewesen sein, denn des Fürsten Gemahlin die Rolle von Ofterdingens Geliebte spielen zu lassen, hätte den Konfliktstoff unnötig gehäuft. So schuf der Dichter an ihrer Stelle die junge Witwe des in hohem Alter verstorbenen Grafen von Falkenstein, Mathilde. Leicht schürzte sich der Knoten zur belebten Erzählung, die beiden Nebenbuhler in der Kunst auch noch zu solchen in der Liebe zu machen; und als besonders feinen Zug empfinden wir, die Rivalen im Leben durch enge Freundschaft verbunden zu sehen, ein mit Heinrichs sonstigem Charakter versöhnendes Moment, wodurch sein Bild entschieden an warmem Kolorit gewinnt und Wolfram als Held der Erzählung nur noch sympathischer wird. Der Streit Wolframs mit Klingsohr wie später mit dem Teufel Nasias schildert Hoffmann nach seiner Quelle. Die Ausgestaltung des Entscheidungskampfes, zu dem die Ironie des Schicksals Wolfram und Heinrich bestimmt, ist zwar von Hoffmann erfunden, aber doch durch den Gang der Historie angebahnt. Entscheidet nun bei Hoffmann Klingsohr nicht mehr den Streit, so ist er doch auch bei ihm eigentlich nur zu diesem Zwecke nach Eisenach berufen worden. Im lateinischen Fragment ist von seiner Mis-

sion im weiteren Verlauf gar nicht mehr die Rede, im deutschen dagegen wird Heinrich von ihm als Sieger erklärt, wozu ihn sein Neid auf Wolfram veranlaßt. In den sonstigen Überlieferungen lesen wir zumeist, daß Klingsohr die Sänger untereinander ausgesöhnt habe.

Wie weit Hoffmann Wolframs große Kunst aus dessen Werken kannte, wissen wir nicht, nach den biographischen Mitteilungen können wir annehmen, daß er nichts von ihm gelesen hat, aber rühmend wird das instinktiv richtige Erfassen von Wolframs Größe und Bedeutung anerkannt werden müssen.[1])

Einen Zug seiner Vorlage hat Hoffmann ganz und gar verändert und im Geiste seiner persönlichsten Anschauungen umgestaltet: Im Streite Klingsohrs gegen Wolfram sehen wir das tote Wissen, die bloße Büchergelehrsamkeit, in Gegensatz zur christlich-gläubigen Einfalt gestellt: den Kampf der Kraft des göttlichen Wortes gegen die Ohnmacht des bösen Prinzips. Dieses behält Hoffmann bei, auch bei ihm sucht Nasias durch allerlei künstliche Weisen, in die er sein Lied von den sieben Planeten und der himmlischen Sphärenmusik einkleidet, Wolfram zu übertrumpfen, der darauf durch „eine schöne fromme Weise von geist-

[1]) Simrock sagt (S. 254) vom „Wartburgkrieg": „In der That scheint es [das Gedicht] sowohl seinem Gedanken als dessen Verwirklichung nach, alles Lobes würdig, in ihm hat die Weltanschauung des Mittelalters ihren reinsten und vollsten Ausdruck gefunden. An Wolfram ist dieser Gedanke versinnlicht, dem größten Dichter seiner Zeit, und wie richtig ist er aufgefaßt, wie tief verstanden! Wolfram war wirklich dieser Laie Schnippeschnapp, der keinen Buchstaben kannte und sich doch der großen Aufgabe gewachsen zeigte, die von den Welschen verflachte Gralssage zum christlichen Epos umzugestalten. Wie er den Kern der Heilslehre fest in der Brust trug, beschämte dieser Laie die Meisterpfaffen seiner Zeit, die eben den Weg einzuschlagen im Begriffe stand, der durch Hingebung an heidnische Weisheit zum Verlust des Glaubens zu führen drohte. Indem der Dichter unseres Räthselspiels Wolfram so auffaßt, bewies er sich ebenso eingeweiht in den Geist seiner Dichtung, als durch die eigene neue Schöpfung, ein erstes Warnungszeichen an der Schwelle der neuen Zeit, ihm ebenbürtig und congenial."

lichen Dingen" dem Teufel hart zusetzt, ohne ihn allerdings damit überwinden zu können. Dann aber beginnt Nasias ein Lied von der schönen Helena und den überschwenglichen Freuden des Venusberges, dem Wolfram durch ein Lied begegnet, „das in den herrlichsten, gewaltigsten Tönen die Himmelsseligkeit der reinen Liebe" preist. Und mit diesem Liede schlägt er den Dämon in die Flucht. Das Mysterium der christlichen Kirche wandelt Hoffmann um in die unüberwindliche Macht der wahren Poesie, in ihrem Schutz gestaltet sich die rohe sinnliche Liebe zur reinen Flamme, die den Dichter läutert und erhebt zu den Höhen der großen Kunst. Wolframs aus dem tiefsten Gemüt strömende, einfache, aber Stärke und Anmut atmende Lieder besiegen den eitlen Tand glänzenden Scheins, die von Kenntnissen strotzenden, künstlich gedrechselten, aber poesielosen Gesänge Klingsohrs. Hier kommt Hoffmann auf sein Lieblingsthema, das sich wie ein roter Faden durch seine Werke zieht: die idealische Liebe des Künstlers, zurück. Es ist Kreislers Liebe zu Julia. Der Wettstreit Wolframs und Heinrichs ist nur eine Wiederholung des nächtlichen Scharmützels mit dem teuflischen Abgesandten Klingsohrs.

Der Gegenstand von Wolframs reiner Liebe ist Mathilde. Ihr Urbild möchte man in dem Roman „Heinrich von Ofterdingen" von Novalis suchen,[1]) der ja sonst zum „Kampf der Sänger" in solch hartem Kontrast steht, daß der Serapionsbruder Theodor behauptet, Cyprian habe mit seiner Erzählung ihm das

[1]) Hierin ist bekanntlich Mathilde, die Tochter des großen Dichters Klingsohr, der mit seinem geschichtlichen Vorbild schon gar nichts mehr gemein hat. Sie liebt Heinrich von Ofterdingen, einen idealisierten Wolfram. — Des Jünglings Gesang in der zweiten Dichtererzählung der Kaufleute erinnert an Nasian und Klingsohr im „Wartburgkrieg": „Der Gesang trug ein fremdes, wunderbares Gepräge. Er handelte von dem Ursprunge der Welt, von der Entstehung der Gestirne, der Pflanzen, Thiere und Menschen" u. s. w. — Über Hoffmanns „Kampf der Sänger" äußert sich auch Erich Schmidt in seinem Aufsatz „Tannhäuser" (vgl. Charakteristiken. 2. Reihe. Berlin, 1901. S. 41 ff.).

schöne Bild des „im tiefsten Gemüt begeisterten" Heinrich durchaus verdorben. Nicht zu leugnen ist aber, daß Hoffmann sich bei weitem mehr der historischen Wahrheit nähert als Novalis. Andrerseits aber ist die Mathilde Hoffmanns, wie schon erwähnt, nur eine Umbildung der Landgräfin Sophie. Obwohl mir keine Chronik bekannt ist, welche von der Liebe Ofterdingens zu ihr zu berichten weiß, erzählt Friedrich Raßmann (vgl. dessen „Literarisches Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter", Leipzig, 1826. S. 4) in einer Fußnote zu „Biterolf" folgendes: „Die Hauptkämpfer waren Eschenbach und Ofterdingen, von denen dieser seinen Beschützer, den Herzog Leopold von Oesterreich, und jener, mit den übrigen, den Landgrafen Hermann pries. Der Besiegte sollte gehenkt werden .... Der Eintritt der schönen Landgräfin Sophia brachte Ofterdingen aus der Fassung und entriß ihm den fast schon entschiedenen Sieg." Woher Raßmann diesen für unsere Untersuchung so wichtigen Zug genommen hat, gibt er nicht an, was um so bedauerlicher ist, als Hoffmanns Darstellung hier ein Vorbild zu haben scheint.[1])

Auf die kleinen ironischen Schnörkel, die Hoffmann in der Erzählung geschickt anzubringen weiß, möchte ich nur kurz hindeuten: Die Veränderung in Mathildens Charakter, veranlaßt durch die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft wie durch eigene Versuche in der Dichtkunst, wodurch sie „zum unheimlichen Zwitterwesen" herabsinkt, bestimmt den Landgrafen, allen Damen bei schwerer Strafe das Dichten zu verbieten. Wir wissen, wie wenig Hoffmann gelehrte oder dichtende Frauen ausstehen konnte, und dürfen unsere Stelle als einen kleinen Ausfall auf Helmina von Chezy, Fanny Tarnow und vielleicht sogar auf die Baronin Fouqué, die Hoffmann sonst sehr geschätzt zu haben

[1]) Im „Wartburgkrieg" heißt es nur: „Vier meister wolden sînen tôt: / vil ofte Stempfel wart genant, er solt bereite wesen. / diu fürstin sprach: Sweme ich mîn hant ie bôt, / der lât in wol genesen." — Über Mathilde als Witwe des Grafen von Falkenstein vgl. Anm. zu S. 24.

scheint, ansehen. Lichtenberg erzählt einen sehr sympathischen Zug der Perser: „In Persien sind die Damen von der Poesie ausgeschlossen. Sie sagen, wenn die Henne krähen will, so muß man ihr die Kehle abschneiden.“[1]) Wen Hoffmann mit Klingsohrs hochmütigem Benehmen gegen den antichambrierenden Wolfram persiflieren wollte (vgl. im Text S. 51 f.), läßt sich bei einer vagen Vermutung nicht leicht sagen, wahrscheinlich ist es aber, daß an dieser Stelle jemand persifliert werden sollte.

Ein letzter Blick auf Hoffmanns Erzählung muß zur Bewunderung zwingen, wenn sie auch einer strengen Kritik als Ganzes verfehlt erscheinen mag. Mit welcher Geschicklichkeit wird die dürftige anekdotenartige Fabel erweitert, ausgebaut, dramatisch gestaltet, werden die einzelnen Szenen gruppiert und belebt. Der Gespensterspuk am Schluß wirkt weniger überzeugend als sonst bei Hoffmann, und so sagt auch der Rezensent in den Heidelberger Jahrbüchern:[2]) „Es thut wehe, den mächtigen, in seiner Kraft, möchte man sagen, übermütigen Genius die schönen Bilder, die er geschaffen, dann mit mystischem Höllenspuk und Schwefelgestank zerstören zu sehen.“ In einer Besprechung der Almanachsliteratur für 1819 heißt es in der „Zeitung für die elegante Welt“ bei Erwähnung der „Urania“:[3]) „Unter den Mitteilungen in Prosa zeichnet sich sehr aus die treffliche Erzählung von Hoffmann (dem Verf. der Phantasiestücke) ‚Der Kampf der Sänger auf der Wartburg‘. Der so wahre Gedanke, daß nur dem Gemüte die wahre Poesie entkeime, ist hier meisterhaft versinnlicht. Wir halten diese gediegene Arbeit für das Bedeutendste der Sammlung.“ Und auch Kotzebues Literarisches Wochenblatt (Nr. 22, März 1819) meint,

[1]) Vgl. Vermischte Schriften. Bd. IV (Göttingen 1802) S. 413 ff.: „Besondere Achtung einiger Völker gegen die Damen.“

[2]) XII. Jahrgang (1819). Besprechung des 1. u. 2. Bandes der Serapionsbrüder S. 1201–1215.

[3]) Vom 29. Oktober 1818. (No. 112).

daß der geniale Hoffmann sich hier nicht verleugnet habe. — Es ist nicht unverständlich, daß der Dichter den Zauberspuk, der sich durch die Teufelsgestalt des Nasias in die Fabel eingeschlichen hatte, bis zum Schlusse der Erzählung durchzuhalten versucht, um einen einheitlichen Eindruck der Gesamtstimmung zu erzielen, doch wirkt, wie bereits betont wurde, die Szene, in der die Schergen statt des Delinquenten eine Rauchsäule fassen, matt und konstruiert. Wie anders ist das unheimliche Wesen auf Klingsohrs Zimmer mit dem gespenstischen dreifußhohen Sekretär gezeichnet, ebenso voll Anschaulichkeit wie das Gebaren des feuerglänzenden Nasias mit seiner grotesk-unheimlichen Verwandlung! — Das Hexen- und Teufels-Werk wird erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Deutschland lebendig, es kam mit der damaligen klassischen Bildung aus Italien, woher die deutschen Gelehrten ihre Wissenschaften holen mußten. Seit dem 13. Jahrhundert wurde dort die Philosophie des Aristoteles öffentlich gelehrt, um diese Zeit begann die Blüte der Astronomie, Astrologie, Mathematik, auch ein wenig Mechanik war dabei, und der sogenannten geheimen Künste. Unser deutsches Mittelalter zur Zeit der großen Dichter Walter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach denken wir uns noch rein von allem spukhaften Wesen; die Teufel, Hexen und Elementargeister tauchen erst später auf. Aus diesem Gefühl heraus mag der Tadel an Hoffmanns sonst so interessanter Leistung entstanden sein. — Daß Hoffmanns Zeitgenosse Fouqué zehn Jahre später sich dasselbe Thema zur Bearbeitung in seinem Sinne nahm, mag nebenbei erwähnt werden. [1])

[1]) Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Ein Dichterspiel. Berlin 1828. — Am 15. März 1819 wurde in Wien ein fünfaktiges romantisches Schauspiel von Christoph Kuffner „Die Minnesänger auf der Wartburg" aufgeführt (es behandelte den Wettkampf Heinrichs von Ofterdingen und Walters von der Vogelweide). Über den Inhalt vgl. Dresdener Abendzeitung Jahrg. 1819 No. 117. — „Der gute Meister Klingsohr, ein alter Minnesänger"

Wesentlich kürzer kann ich mich bei den übrigen Erzählungen des vorliegenden Bandes fassen. Ottmars „kleiner Pezzo" von den Freunden, die durch den festfixierten Willen die Pendelschwingungen eines Ringes bestimmen wollen, beruht auf einem Erlebnis der Serapionsbrüder. Hitzig erinnert in seiner Hoffmannbiographie (1. Aufl. II, 133) „Herrn General von Pfuel in Coblenz an den Abend, wo die Versuche gemacht wurden, einen Ring durch die Willenskraft in Bewegung zu setzen." Sie gehen auf Athanasius Kirchers, des berühmten Jesuitenpaters (1601–1680), Experimente mit der Wünschelrute und dem an einem Faden aufgehängten Ringe zurück. Es handelte sich um das Studium der Bewegungsphänomene durch psychische Kraft, welches besonders Kirchers bedeutendster Schüler Caspar Schott fortsetzte. Beide haben das Experiment mit dem schwebenden Ringe vergebens versucht, nur einem einzigen Schüler Schotts soll es jedesmal gelungen sein. [1])

Cyprians „Spukgeschichte" wird wohl auf mündlicher Überlieferung beruhen, und wir haben ihr, an dieser Stelle wenigstens, nichts hinzuzufügen. [2])

Viel Reminiszenzen aus dem eigenen Leben mag Hoffmann in Theodors fragmentarische Erzählung „Die Automate" (wir würden heute sagen: die Automaten) verflochten haben. Am 16. Januar 1814 schrieb er in Leipzig an die Redaktion der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung": [3])

„Ew. WohlGebohren übersende ich in der Anlage eine Erzählung, die ich unter dem Titel: Die Automate für die M. Z.

tritt auch in C. G. Cramers berüchtigtem Roman „Hasper a Spada" (1792) auf. – Vgl. auch Grillparzers Sämtliche Werke, herausg. von Aug. Sauer (Cotta o. J.) Bd. XII S. 191.

[1]) Vgl. Karl Kiesewetter, Geschichte des neueren Occultismus. 2. Aufl. Leipzig 1909 S. 584ff. — S. auch Anm. zu S. 77.

[2]) Vgl. nur Anm. zu S. 81, 83, 84.

[3]) Das Original ist im Besitze des Herrn Albert Graeber, der mir die Benutzung gütigst gestattete.

geschrieben, mit der gehorsamsten Bitte für die Einrückung gütigst zu sorgen. — War ich in dem neulich übersandten Aufsatze vielleicht selbst, wie Milo,[1]) in die wunderlichen Seitensprünge der Hops-Angloise gerathen, so habe ich mich in dieser Erzählung wieder treulich in dem ehrbaren Menuett-Schritt gehalten, und so wenig auch Anfangs die Automate der M. Z. zu entsprechen scheinen, so glaube ich doch, daß sie für diese Zeitschrift passen, weil ich Gelegenheit gefunden, mich über alles was Automat heißt auszusprechen, und allso auch musikalische Kunstwerke der Art ganz vorzüglich beachte, nebenher auch den musikalischen Ludwig manches über die neuesten Bemühungen der Mechaniker — über die Natur-Musik — über den vollkommensten Ton — Harmonika — Harmonichord pp sagen lasse, welches keinen schicklicheren Platz finden kan als eben in der M. Z. — Die Länge des Aufsatzes würde wohl dem Einrücken nicht entgegen stehen, da er ja in mehrere Stücke vertheilt werden kan, doch überlasse ich alles Ew. WohlGebohren Ermessen, und bitte nur, falls wider Vermuthen die Erzählung nicht eingerückt werden könte, um baldige gütige Rücksendung des Manuskripts.[2]) — Nur meine so beschränkte Zeit ist daran schuld, daß ich keine Reinschrift besorgt, doch sind wohl selbst die corrigirten Stellen deutlich genug, um den Druck nicht zu hindern. Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. WohlGebohren

ganz ergebenster

Hoffmann.

N. S. Die Erscheinung am Kurischen Haffe so wie manches andere in dem Aufsatze ist Reminiszens aus meinem früheren Leben in Ostpreußen."

Schon beim Lesen der Erzählung drängt sich die Vermutung auf, Erinnerungen aus des Verfassers Leben zu vernehmen,

[1]) Vgl. Bd. I (Fantasiestücke in Callots Manier) S. 396 ff.

[2]) Vgl. in den „Vorlagen" S. 315 f.

so bei Ferdinands Erzählung von der Reise aus Ostpreußen mit den jungen Kurländern (vgl. auch die Anmerkungen zu S. 95, 98, 101), von der Harfenuhr im väterlichen Hause (S. 111) u. ö. Automaten, wie sie der Professor X. den Freunden zeigt (S. 108), ja vielleicht einen ähnlichen Automaten wie den „redenden Türken" (vgl. S. 87 ff. und die Anmerkung dazu) mag Hoffmann aus eigener Anschauung gekannt haben.

Hoffmanns innerer Widerwille gegen die „das Menschliche in Bildung und Bewegung nachäffenden Figuren" war aber doch mit einer geheimen Lust an ihnen gepaart, und dieser Zwiespalt, der sich in einem angenehmen Gruseln äußerte, veranlaßte ihn immer wieder, seine Fantasie mit den Wachsbildern, welche die menschlichen Bewegungen nachahmten, zu beschäftigen. Augenfällig ist Hoffmanns Wohlgefallen an allen physikalischen Spielereien: optische Wundergläser, chemische, alchymistische Versuche, mechanische Kunstwerke, künstliche Uhren, gedrechselte Männchen, die die Augen verdrehen und Komplimente machen, Dosen, aus denen ein Vögelchen heraushüpft, automatisch belebte Schlösser (vgl. Pathe Drosselmeier in „Nußknacker und Mausekönig" und Meister Abraham im „Kater Murr"), verursachen ihm die größte Freude. Ja, lesen wir doch in seinem Plozker Tagebuch unterm 2. Oktober 1803: „Den ganzen Abend läppischer Weise in Wieglebs Magie gelesen, und mir vorgenommen, einmal, wenn die gute Zeit da seyn wird, zum Nutzen und Frommen aller Verständigen, die ich bei mir sehe, ein Automat anzufertigen! — Quod deus bene vertat!"

Aus diesen Worten sehen wir deutlich, daß so übermäßig stark Hoffmanns Abscheu vor allen mechanischen Spielereien nicht sein konnte; das Gefühl des Unbehagens, ja des geheimen Grauens, das jeden Besucher eines Wachsfigurenkabinettes angesichts der leblosen oder automatisch bewegten Puppen überkommen wird, war ihm mehr ein wirksamer Hebel, Empfindungen des tiefsten Entsetzens bei seinen Lesern hervorzurufen, als daß es sein In-

tereſſe an dieſen Dingen ſonderlich herabgeſtimmt hätte. Mit großer Virtuoſität zwang er ſich und ſeine Leſer in den Bann unheimlichen Grauens durch die Abfaſſung der den „Nachtſtücken" einverleibten Erzählung „Der Sandmann", in der Nathanael durch die Puppe Olimpia, die er für ein lebendes Weſen hält, in den hellen Wahnſinn getrieben wird.[1])

[1]) Auf S. 110 unſeres Textes, Z. 4 f. von oben, iſt die Idee des Automaten ‚Olimpia' bereits angedeutet. — Im „Literariſchen Echo" vom 1. Juni 1911 (Jahrg. XIII, S. 1239 f.) fordert O. F. Walzel die Erwähnung der Erzählung „Die Automate" bereits in der Einleitung zu Bd. III bei Beſprechung des „Sandmanns", wozu meiner Empfindung nach kein Anlaß vorlag, während die Rückverweiſung von dieſer Stelle aus ſich als ſelbſtverſtändlich ergibt. Hätte Walzel bis zur Ausgabe vorliegenden Bandes warten können, ſo würden ſich ſeine Ausſtellungen als ganz überflüſſig erwieſen haben. Gerade in dem Paſſus über die Automaten und bei dem Tadel meiner Art, Hoffmanns Quellen aufzudecken, zeigt Walzel, wie wenig er die Eigenart des Hoffmannſchen Schaffens berückſichtigt hat: Ganz beſonders wird dies bei ſeiner Forderung deutlich, zur Beleuchtung der Olimpia-Szenen des „Sandmann" Goethes „Triumph der Empfindſamkeit" und Wielands „Idris" heranzuziehen. — Hoffmann knüpft niemals, oder doch nur ausnahmsweiſe aus ganz beſondern Gründen an Dichtungen an, jedenfalls läßt er ſich nicht durch ſie inſpirieren. Auf die gleiche Weiſe, wie ich Hoffmanns Quellen nachzuſpüren ſuche, arbeitete er ſelbſt, um ſich neue Stoffgebiete zu erſchließen. Nie griff er zu Dichtungen, dieſen in ſich abgeſchloſſenen Kunſtwerken, Kriſtallen, von denen ſich nichts mehr abſchleifen ließ, ſondern zu Chroniken, Anekdotenſammlungen oder fachwiſſenſchaftlichen Büchern. Daß ſich allerdings hie und da Anklänge an Werke anderer Dichter feſtſtellen laſſen, iſt bei der künſtleriſchen Empfindſamkeit Hoffmanns ſelbſtverſtändlich, zeigt ſich aber nie ſo, daß er den Grundgedanken einer Dichtung uſurpiert. Und da auch er ein Kind ſeiner Zeit war, ſpiegelt ſich dieſe naturgemäß in ſeinen Erzählungen wider, worauf hinzuweiſen ich niemals unterlaſſen habe. Jene manchen Literarhiſtorikern eigentümliche Manie, allüberall Einflüſſe und weitgehende Beziehungen zu ſuchen und zu finden (das ſchöne Schlagwort: „Die großen Linien" gehört hierher), ſcheint mir das Zeichen eines mangelnden eigenen dichteriſchen Empfindens, ſie führt zu den verblüffendſten Kombinationen, die bisweilen als geradezu bei den Haaren herbeigezogen bezeichnet werden müſſen. — In Goethes „Triumph der Empfindſamkeit" zieht der Prinz eine Puppe, die er der Königin Mandandane nachgebildet hat, dem

Ähnliche Wirkungen, nur nicht in so forcierter Steigerung, üben die Automaten des Professors X. auf die Freunde Ludwig und Ferdinand aus und veranlassen dann die Gespräche der beiden über automatische Musik, die einem Musiker wie Hoffmann naturgemäß bis in den Grund seiner Seele zuwider sein mußte. Anders dagegen verhält es sich mit dem „redenden Türken": seine äußere Erscheinung ruft bei niemandem ein Mißbehagen hervor, das akustische Rätsel beschäftigt lebhaft die Fantasie; nur die Orakel, die aus seinem Munde vernommen werden, erregen aufs höchste die Gemüter. Doch haben diese mit dem Automaten selbst nichts mehr zu tun, der Zusammenhang ist rein äußerlich. Daß ein solcher Automat nicht in das Reich mechanischer Unmöglichkeiten gehört, habe ich in der Anmerkung zu S. 87 zu zeigen versucht, ja es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß ein ähnliches Kunstwerk wirklich existiert hat. [1])

In seinen Leistungen erinnert er an das mysteriöse Orakel des unsichtbaren Mädchens in der Glaskugel, das in Hoffmanns „Kater Murr" eine bedeutsame Rolle spielt. Der Eindruck dieses akustischen und auch psychologischen Wunders muß ein überaus starker gewesen sein, denn häufig finden wir seine Erwähnung in zeitgenössischen Werken. Auch in Achim von Arnims „Gräfin Dolores" (Bd. II der ersten Ausgabe von

---

Original vor, in Wielands „Idris" neckt Zenide den Ritter Idris, indem sie sich in eine Statue verbirgt, um dann in seinen Armen wieder ganz sie selbst zu werden. Läßt sich von diesen beiden Stücken aus wirklich eine Brücke zu dem dämonischen Olimpia-Automaten, den der Student Nathanael für eine lebende Person hält, bis er bei der Aufklärung des Irrtums wahnsinnig wird, schlagen? Ich für meinen Teil kann da nicht mehr mit. Die von mir (vgl. Bd. III S. XII ff.) herangezogene Anekdote aber trägt bereits alle Elemente der Hoffmannschen Erzählung in sich, wenn dadurch auch keineswegs bewiesen ist, daß Hoffmann sie gekannt hat.

[1]) In der Zeitschrift „London und Paris", Bd. V (Weimar 1800) wird S. 209 eine redende Puppe erwähnt, „die vor mehreren Jahren in Paris großes Aufsehen machte." Auch diese sprach mit gedämpfter Stimme.

1810 S. 60 ff.) taucht das unsichtbare Mädchen und ihr Apparat in Form eines Glaskastens, aus dem vier silberne Trompeten herausragten, auf. Die älteste Form war offenbar ein Glaskasten,[1]) spätere Berichte erzählen von einer Kugel, die an vier Bändern (oder Kettchen) von der Zimmerdecke herabhing.[2]) Niemals fehlt bei diesem seltsam überraschenden Experiment ein hölzernes oder metallenes Gitter, das sich, auf dem Fußboden stehend, unter der Kugel befand, scheinbar angebracht, um das nahe Herzutreten der Besucher zu hindern, in Wahrheit aber nur vorhanden, um als Stimmleiter für die Antworten des in einem Nebenzimmer oder unter dem Fußboden befindlichen unsichtbaren Mädchens zu dienen. Versteckt gelegte Röhren mündeten in das Gitter, aus dem die Antworten in Wirklichkeit kamen, während das durch das Auge und vielleicht noch durch besondere akustische Kunststücke getäuschte Ohr sie aus der Glaskugel selbst zu vernehmen glaubte. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem redenden Türken. Wir lesen im Text S. 88 von dem leichten Geländer, welches das Kunstwerk umschloß, und S. 107 von dem fühlbaren Vibrieren in Ludwigs Hand, der während Erteilung der Antwort diese zufällig darauf gelegt hatte, woraus wir leicht den Schluß ziehen können, daß Hoffmann selbst über das Geheimnis des Automaten unterrichtet war und bereits die Lösung des Knotens seiner Erzählung anzubahnen beabsichtigte. — In meiner Einleitung zum „Kater Murr" komme ich ausführlicher auf „das unsichtbare Mädchen" zu sprechen.

Es gab eine Zeit, wo ich glaubte, Hoffmann habe die „Automaten" nur darum nicht vollendet, weil er die Idee des somnam-

[1]) Vgl. in der ebengenannten Zeitschrift S. 207 ff. Hier auch Abbildung des Apparates.

[2]) Vgl. Zeitung für die elegante Welt. Jahrg. 1809 S. 1665 ff. „Das unsichtbare Mädchen" von Stephan Schütze. Der Verf. vermutet eine Reflektierung des Schalls und des Lichtes (es ist zur Erteilung der Antworten notwendig, daß das unsichtbare Mädchen die Besucher nicht allein hört, sondern auch sieht), das Versteck denkt er sich unter dem Fußboden.

bulen Orakels anderweitig verwenden wollte, und zwar in der Geschichte des unsichtbaren Mädchens Chiara im „Kater Murr". Noch weiter ging im Jahre 1903 Hans von Müller in seinem „Kreislerbuche" (vgl. hierin S. XIX und XXV ff.). Bei ihm verwandeln sich alle Personen der Automatengeschichte in Personen der Kreislerbiographie. Die mysteriöse Sängerin wird zu Julia, Ferdinand zu Kreisler, Professor X. zu Meister Abraham und der redende Türke zu Chiara. Diese Konjektur hat entschieden etwas Konstruiertes und Gequältes: Julias Bild werden wir bei so vielen Frauenschilderungen Hoffmanns wiederfinden, eine Menge Figuren in Hoffmanns Erzählungen haben Ähnlichkeit mit Meister Abraham, und daß gerade Ferdinand, und nicht der musikalische Ludwig, zu Kreisler wird, scheint darin seinen Grund zu haben, weil Hans von Müllers Hypothese sonst in sich zusammenfallen würde.

Ich bin jetzt zu der Überzeugung gekommen, daß Hoffmann seine Erzählung nur darum abbrach, weil sich die mit so großem Apparat in Szene gesetzte Handlung in ihrem Verlauf und in ihrem Abschluß als unendlich dürftig herausgestellt haben würde. Das Beiwerk, die Abhandlungen über Automaten und die Natur der Töne, war die Hauptsache und die Triebfeder zur Konzeption, die Fabel selbst aber nur Nebensache und wahrscheinlich bei der Niederschrift noch gar nicht zu Ende gedacht. Das entnehmen wir schon Theodors Worten, daß „die Historie vom redenden Türken gerade von Haus aus fragmentarisch angelegt" sei. So lief denn der sonst so geschickte Erzähler auf den Sand und konnte nicht mehr weiter. In seiner Verlegenheit überließ er endlich mit schlauem Augenblinzeln das übrige dem Leser, sich ihm und seiner Fantasie bestens empfehlend.

Schon der so verheißungsvolle und tiefsinnige Ausspruch des redenden Türken: „Unglücklicher! in dem Augenblick, wenn du sie wieder siehst, hast du sie verloren", verursachte dem Verfasser wahrscheinlich mehr Kopfzerbrechen als dem armen Ferdi-

nand, und die Lösung dieses verwickelten Knotens durch Ferdinands Halluzination (im Text S. 118) beweist es uns. Aus den Schlußsätzen des Fragmentes sehen wir, daß der Dichter nach Umschiffung dieser etwas voreilig selbstgeschaffenen Klippe eigentlich noch weiterfahren wollte, bis er es — wohl nach reiflicher Überlegung — doch unterließ. Versuchen wir, das Geheimnis des redenden Türken zu enthüllen, so kommen wir mit sorgfältiger Benutzung aller Anhaltspunkte, die uns die Erzählung selbst bietet, zu der Vermutung, daß die Antworten des redenden Türken durch jenes weibliche Wesen, das sich im Garten des Professors X. vernehmen läßt, erteilt werden. Dies ist Ferdinands geheimnisvolle Geliebte, die Sängerin des italienischen Liedes: „Mio ben ricordati" u. s. w. Da die Antworten des Automaten in einem leisen Flüstertone erfolgten, so war ein Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Stimme nicht festzustellen. Geradeso wie Meister Abrahams Chiara (‚das unsichtbare Mädchen') scheint sie alle Anlagen einer Somnambule, deren Fähigkeiten sich ja auch auf Fernwissen und Fernwirkungen erstrecken, zu besitzen. Auch die Wirkung der Nelken auf die Sängerin (S. 115 unten) spricht stark dafür. Diese somnambulen Eigenschaften treten bei der Traumerscheinung Ferdinands (S. 97), in der Fähigkeit, das auf der Brust verborgene Bild zu erblicken (S. 99), und in der offenbar inspirierten Halluzination (S. 118) zutage. Ein paarmal deutet der Erzähler auf des Rätsels Lösung hin: S. 103 hofft Ferdinand durch die Bekanntschaft mit dem Professor X. auf die Spur des Geheimnisses zu kommen, S. 104 äußert Ludwig, daß ihm ganz besondere Ideen durch den Kopf gegangen seien, als man von der Einwirkung des Professors auf die Maschine gesprochen, und S. 105 ist von psychischem Einfluß und geistigem Rapport die Rede. S. 115 tönt das italienische Lied der Sängerin aus des Professors Garten an Ferdinands Ohr, und wenn das dunkle Orakel des Türken nicht gewesen wäre, hätte die Geschichte hier schon ihr Ende er-

reichen können. Das Orakel findet nun, wie schon oben erwähnt, auf S. 118 eine sehr gezwungene Lösung, so daß die Erzählung bis auf die endgültige Enthüllung, wer die mysteriösen Antworten des Automaten erteilte, wirklich ihren Abschluß gefunden hat. Damit, daß Hoffmann diese Enthüllung nicht gibt, rettet er die Erzählung vor einem Verdammungsurteil. Schon die Tatsache, daß er die Geschichte selbst bei ihrer Abschrift für den Druck in der „Zeitung für die elegante Welt" (vgl. bei uns S. 315 f. S. 320 ff.) nicht vollendete, ebensowenig wie bei ihrer Aufnahme in die „Serapionsbrüder", spricht sehr für meine Annahme. Und wenn wir auch in Chiara die Wiederaufnahme desselben Motives erblicken müssen, lag doch für das Abbrechen der „Automaten" kein anderer Grund vor als die Unmöglichkeit, technische Schwierigkeiten zu überwinden. Denn wie häufig hat Hoffmann in seinen Werken die gleichen Themata behandelt, oft nur mit leichten Variationen!

Hoffmanns theoretische Erörterungen über die vollkommensten musikalischen Töne haben ihre Anregung offenbar durch die Allgemeine musikalische Zeitung erhalten, die in mehreren Aufsätzen sich mit den neuerfundenen musikalischen Instrumenten beschäftigte (vgl. Anm. zu S. 112). Das Harmonichord hörte Hoffmann wahrscheinlich in Dresden,[1]) wo die Erzählung entstand, doch schon früher hatte er die Glasharmonika und verwandte Instrumente kennen gelernt. Durch die Lektüre der Schubertschen Werke waren seine Anschauungen vertieft worden, aber auch durch die „Fragmente vermischten Inhalts" von Novalis mag manche neue Idee in ihm aufgekeimt sein. Werden wir nicht an Hoffmanns Ausführungen erinnert, wenn wir bei Novalis lesen:[2])

„Die Natur ist eine Aeolsharfe, ein musikalisches Instrument, dessen Töne wieder Tasten höherer Saiten in uns sind. —

[1]) Die Erfinder waren in Dresden ansässig (vgl. Anm. z. S. 114).

[2]) Vgl. Novalis Schriften. Herausgegeben von Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck. Theil II (Berlin 1802) S. 358 ff. Ferner S. 351 f. u. ö.

Unsre Seele muß Luft seyn, weil sie von Musik weiß, und daran Gefallen hat. Ton ist Luftsubstanz, Luftseele, die fortpflanzende Luftbewegung ist eine Affection der Luft durch den Ton. Im Ohre entsteht der Ton von neuem. — Jedes Instrument ist ein eigenthümlich im Großen consonirtes Tonsystem" u. s. w.

Hier müssen auch J. W. Ritters „Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers" (Heidelberg, 1810. 2 Theile) genannt werden, auf die mich Herr Professor Georg Ellinger in liebenswürdiger Weise aufmerksam machte. In „Johannes Kreislers Lehrbrief" (vgl. in den „Fantasiestücken". Bd. I. S. 427 ff.), der ziemlich gleichzeitig mit den „Automaten" entstand, bezieht sich Hoffmann auf Ritter bei den Worten: „So wie, nach dem Ausspruch eines geistreichen Physikers, Hören ein Sehen von innen ist".[1]) Parallelstellen aus den „Fragmenten" lassen sich für die Automatengeschichte allerdings keine anführen, nur hie und da glaubt man bei Hoffmann eine Einwirkung Ritters zu spüren.[2])

An der Erzählung „Doge und Dogaresse" läßt sich Hoffmanns Technik vorzüglich studieren. Die historische Quelle, aus welcher der Dichter schöpfte, hat er selbst genannt, und eine kurze Prüfung ergibt, daß kaum andere Hilfsmittel neben ihr benutzt wurden.

In dichterischem Nachempfinden entwickelt M. Saint-Marc

---

[1]) Vgl. Bd. I S. 433. Dazu in Ritters „Fragmenten" Bd. II S. 228. Überhaupt lassen sich für Kreislers Lehrbrief eine Reihe Parallelen, besonders zu der angeführten Seite, aufzählen, die ich den Nachträgen zu meinen Anmerkungen beigeben werde. — Ritters „Fragmente eines j. Ph." waren mir lange Zeit nicht zugänglich, weshalb ich sie für Bd. I meiner Ausgabe nicht benutzen konnte. Aber schon damals dachte ich an die Möglichkeit, daß Hoffmann unter dem „geistreichen Physiker" J. W. Ritter im Auge haben könnte, den auch Novalis in seinen „Fragementen" erwähnt.

[2]) Vgl. bei Ritter, Bd. I S. 225 ff. (Entstehen der Töne bei Schwingungen. — „Die Umdrehung der Erde um ihre Axe z. B. mag einen bedeutenden Ton machen". — Die Chladni'schen Klangversuche). Ferner: Ritter, Bd. II S. 225 ff. (Oersted's Klangfiguren u. ä.).

Girardin in einem Aufsatz „Hof[f]mann: Son Conte de Marino Faliéro" (Notices Politiques et Littéraires sur l'Allemagne. Paris, 1835. S. 136 ff.) das Entstehen der Erzählung. Seine Ausführungen ließen sich etwa so kurz umschreiben: Ein junger Mensch wird von einer schönen und eleganten Dame flüchtig angelächelt, in dem Augenblicke, als sie in ihren Wagen steigt, der gleich darauf mit ihr davonrollt. Sie lächelte: vielleicht, weil der junge Mann ihr durch eine wahrscheinlich komisch wirkende Eigentümlichkeit auffiel, war es wegen des altväterischen Schnittes seines Rockes, war es wegen der Unbeholfenheit seines Benehmens oder seiner staunenden Bewunderung über ihre Erscheinung oder irgend etwas ähnliches. Und während sich der Wagen in Bewegung setzt, hat sie den jungen Menschen bereits vergessen. Diesem aber wird der kleine alltägliche Zufall zum Erlebnis, zum Abenteuer, zu einem ganzen Roman. Seine Gedanken beschäftigen sich unaufhörlich mit der schönen und eleganten Dame, und aus ihrem Lächeln, dessen Bedeutung er nicht erfaßte, entsteht ihm eine ganze Liebesgeschichte mit höchst romantischen Szenen. Ein solches Fantasiegebilde ist das Märchen des armen Gondoliers Antonio, auf den der Blick der schönen traurigen Dogaressa fiel, die an einen alten weißhaarigen Mann verkuppelt worden ist. Die Sehnsucht dieses Antonio wird durch den Dichter zu einer wahrhaftigen Geschichte. — Es ist nicht das Schicksal Venedigs, nicht das Außerordentliche des Charakters jenes Greises, der gegen sein Vaterland konspiriert, es ist allein das Schicksal der jungen Frau, die ihren Mann ehrt, aber nicht liebt, nicht so, wie sie irgendeinen jungen Menschen lieben würde, was Hoffmann bestach. Für diesen Vorwurf erfindet er einen Gondolier, schön und liebenswürdig — aber ganz unglücklich. Dazu kommt der Onkel des Mädchens, Bodoeri, der aus Ehrgeiz dem Alten das junge Ding zugeführt hat, um auf diese Art selbst zu steigen u. s. w. Soweit St. Marc Girardin, echt französisch, aber nicht ohne feines Empfinden und ohne Anmut.

Viele Dichter hat das Schicksal des Dogen Marino Falieri zur Bearbeitung gereizt, doch war unter ihnen Hoffmann der erste, der das dankbare Thema aufgriff.[1]) Schon dieser Umstand läßt die Vermutung zu, daß Kolbes Gemälde „Doge und Dogaresse" auf der Berliner Kunstausstellung im Jahre 1816 der alleinige Anreger zu der Hoffmannschen Erzählung gewesen ist.[2]) Der tiefe Eindruck, den er durch das Bild empfing, wird ihn veranlaßt haben, in der venezianischen Geschichte nach einer zutreffenden Deutung zu suchen. Wichtig ist der Satz, den Hoffmann in der Einführung zu „Doge und Dogaresse" den Fremden sagen läßt: „Kolbe mag vielleicht selbst noch nicht wissen, daß er auf dem Bilde dort niemanden anders darstellte als den Dogen Marino Falieri und seine Gattin Annunziata." Eines scheint mit Sicherheit aus diesen Worten hervorzugehen, daß nämlich eine persönliche Bekanntschaft zwischen Kolbe und Hoffmann zur Zeit der Niederschrift der Erzählung noch nicht bestand. Offenbar

[1]) Allerdings war bereits im Jahre 1804 ein Roman erschienen: „Marino Falieri oder die Bundesbrüder zur Loge des großen afrikanischen Löwen" (Wittenberg bei Kühn), dessen Verfasser nicht zu ermitteln ist. Leider konnte ich kein Exemplar dieses wahrscheinlich sehr minderwertigen Romans, dessen Existenz auch Hoffmann wohl unbekannt war, auftreiben. — Von den späteren Bearbeitern des Themas mögen genannt werden Byron, Marino Faliero (1820), Delavigne, Marino Faliero (1829), Otto Ludwigs Fragment, Marino Falieri (1855), Franz Kugler, Doge und Dogaresse (1851), Heinr. Kruse, Marino Faliero (1876), Franz v. Werner, Marino Faliero (1871), Alb. Linder, Marino Falieri (1875) usw. Vgl. dazu: Dr. F. Michel, Über die dramatischen Bearbeitungen der Verschwörung des Marino Falieri im Anschluß an Byrons Tragödie (Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main. Jahrg. 1885—86. S. 332 ff. — Sitzung vom 25. März 1886).

[2]) In einer Berliner Correspondenz v. 1. Oktober schreibt Gubitz dem „Morgenblatt für gebildete Stände" vom 22. Oktober 1816 (No. 254): „Von Herrn Kolbes fünf trefflichen Bildern voll sinniger Gedanken und Ausführung sind besonders lieblich ‚Abendfeier' und ‚Doge und Dogaresse'". S. auch unter den „Beigaben".

bahnten dann aber wohl „Doge und Dogaresse" wie „Meister Martin" bald einen näheren Verkehr der beiden an. Denn im Juni des Jahres 1819 schrieb Hoffmann an Stephan Schütze, den Herausgeber des „Taschenbuchs, der Liebe und Freundschaft gewidmet", daß Herr Kolbe schon am Bildchen für die versprochene Erzählung zeichne. Schütze erhielt später die Erzählung „Datura fastuosa", der ein Kupfer von Ramberg beigegeben wurde, während wir von Kolbe ein Kupfer zu „Signor Formica" besitzen.[1])

Karl Wilhelm Kolbe, geboren am 7. März 1781 zu Berlin, war ein Schüler der Berliner Akademie unter Chodowiecki gewesen, er wurde im Jahre 1815 Mitglied der Akademie und 1830 ordentlicher Professor an derselben. Er starb am 8. April 1853. — Kolbe war Romantiker im Sinne Fouqués und Tiecks, war es aber schon, bevor er von ihrer besonderen Eigentümlichkeit inspiriert werden konnte, und gilt als der glücklichste Repräsentant der romantischen Richtung in der Berliner Malerei.[2]) Seine Bilder sind reich an stark theatralischen Effekten: geisterndes Mondlicht, glührote Fackelbeleuchtung, tiefe Schatten neben grellen Lichtern. Der begeisterten Aufnahme bei den Zeitgenossen, einer großen Wirkung auf manche Künstler und Dichter von damals, steht ein abfälliges Urteil der heutigen Kunstkritiker gegenüber. In Hinsicht auf Geist und Geschmack beider Epochen wird beides verständlich. Jedenfalls verdanken wir der Kunst Karl Wilhelm Kolbes zwei der berühmtesten Erzählungen Hoffmanns.

Es liegt nahe, zu glauben, daß Hoffmann sich zuerst in Baumgartens Welthistorie über den von Kolbe dargestellten Vor-

[1]) Darüber vgl. in Bd. VIII (der Serapionsbrüder Vierter) und in dem Bande, der die „Letzten Erzählungen" bringen wird.

[2]) Vgl. Adolf Rosenberg, Die Berliner Malerschule, Berlin 1879. S. 25–27. — Die Berliner Nationalgalerie besitzt von K. W. Kolbe unter No. 175 „Altdeutsche Straße", No. 176 „Deutsch Ordensritter", No. 177 „Marienburg", No. 178 „Karl V. auf der Flucht" und No. 179 „Barbarossas Leiche bei Antiochien". (Vgl. Katalog, Th. I, 7. Aufl. 1885).

wurf zu orientieren suchte.[1]) Hier fand er im 41.–46. Bande Le Brets Italienische Geschichte, worin auch die Venezianische Geschichte in kurzem Abriß behandelt wird. Band 45 (Halle, 1784. S. 106–108) bot ihm eine knappe Skizze der Regierung Dogen Marino Falieri und den Hinweis auf die ausführlichere Behandlung des Themas in desselben Verfassers „Venetianischer Staatsgeschichte", die, wie Hoffmann uns selbst erzählt (vgl. im Text S. 175), ihm zur Grundlage für seine Erzählung diente.[2])

In der Art, wie er diese Quelle nutzte, zeigt sich Hoffmann als Meister der Erzählungskunst. Nahm er für die Zeichnung des historischen Hintergrundes manches sogar fast wortgetreu in seine Geschichte hinüber, so ist die Fabel selbst ganz des Dichters Eigentum. Zwei der drei Hauptfiguren gab ihm bereits Kolbes Gemälde, nämlich den alten Dogen und die junge Dogaressa. Den Liebhaber brachte Le Bret in dem jungen Patrizier Michaele Steno (vgl. Anm. zu S. 149), aber Hoffmann gibt ihm nur eine Nebenrolle und wählt zum begünstigten Geliebten einen armen Gondolier. Einen besonderen Zug offenbart der deutsche Erzähler darin, daß er diesen seinen Helden zu einem Deutschen macht, wofür die Vorlage auch einen Anhaltspunkt bietet. Wie schon in Anm. zu S. 171 gezeigt wurde, nennt Le Bret unter den in den Plan Falieris und Nenolos eingeweihten Verschworenen einen „Antonius Dalebinder, einen Deutschen". Den Namen veränderte Hoffmann in Dalbirger (vgl. S. 171). Der historische Dalebinder wurde aber nach Le Bret (vgl. Anm. zu S. 172) gefangen genommen und gehängt. Anton Dalbirger als Pflegesohn Nenolos und als Geliebter der jungen Dogaresse ist ganz und gar Hoffmanns Erfindung.

Sehr geschickt weiß der Dichter auch allerlei Fäden zwischen seinen Personen zu spinnen, wovon die Historie nichts zu berichten hat. Marino Bodoeri taucht bei Le Bret nur ein

[1]) Vgl. S. XXV Fußnote 1.

[2]) Vgl. unter den „Abkürzungen".

einziges Mal als Vicedoge auf (vgl. Anm. zu S. 124); von seiner Freundschaft zu Falieri, seinem eigennützigen Interesse, von der Verheiratung seiner Großnichte Annunziata an den Dogen, von der Teilnahme an der Verschwörung erzählt die Geschichte nichts. Renolo, den Le Bret zuerst bei der Verschwörung nennt, macht Hoffmann zu Antonios Pflegevater und zu Annunziatas Vater, auf diese Weise entstehen allerlei neue Beziehungen, und die Liebe der Dogaresse zu Antonio hat ihren Keim in der frühesten Jugenderinnerung. Ganz frei erfunden ist das alte Bettelweib, Antonios ehemalige Amme. Sie ist eine der Hoffmannschen Figuren, die man ihrer bis zur lebhaftesten Anschaulichkeit deutlichen Zeichnung, ihres absonderlichen Gepräges und ihrer spukhaften Lebendigkeit halber niemals vergißt. Grotesk, ohne Karikatur zu sein, bringt sie nicht nur raschere Bewegung in die Handlung, sondern sie verstärkt auch das Interesse des Lesers in einem Maße, wie es die historischen Personen allein vielleicht nicht hätten erreichen können. Die alte Margareta ist die einzige Person, welche mit einigem dämonischen Beiwerk bedacht wurde. Sie sagt von sich selbst: „Wie in einem fernen dunklen Spiegel erschaue ich oft künftige Ereignisse, und beinahe ohne eignen Willen, in mir oft selbst unverständlichen Redensarten, das, was ich erschaut, auszusprechen, zwingt mich dann die unbekannte Macht." In diesen Worten liegt auch die Erklärung dafür, warum sie dem jungen Liebespaar nicht von der todbringenden Meerfahrt abrät, der sie sogar selbst zum Opfer fällt. Wenn sie (S. 129) zu Antonio spricht: „Rudere tapfer, tapfer! — aber nur noch einmal, nur noch einmal! — dann nicht wieder!", so glaubt man die Prophezeiung des kommenden Unglücks herauszuhören. — Auch des Dogen Tod und Antonios Liebesglück sieht sie voraus (S. 143 und 156).

In den „Anmerkungen" werden aus Le Brets „Venetianischer Staatsgeschichte" so lückenlose Parallelen zu Hoffmanns Text gegeben, daß man sich aus eigener Anschauung ein vollkommenes Bild von

Hoffmanns Arbeit und Technik machen kann, weshalb an dieser Stelle nicht auf Einzelheiten hingewiesen zu werden braucht. Auffallend sind die leichten Abweichungen von der Geschichtsquelle, die sonst bei rein historischen Ereignissen fast wortgetreu ausgeschrieben wird. Als Beispiel einer besonders gelungenen Verknüpfung sei auf Antonios Rettung des Dogen vom gefährdeten Bucentoro hingewiesen (vgl. S. 130 und Anm. dazu), wie auch auf die Verschwörung Falieris, wodurch Antonio in unmittelbare Beziehung zu den geschichtlichen Tatsachen tritt.[1]) Über die Verschwörung selbst und Hoffmanns Abweichungen von den historischen Überlieferungen bei Le Bret habe ich sehr ausführlich in den Anmerkungen zu S. 171 und 172 berichtet. — Den Tod des unglücklichen Dogen schildert Le Bret sehr eindrucksvoll (vgl. Anm. zu S. 173), Hoffmann verzichtet aber ganz und gar auf eine Darstellung dieses Vorgangs, um die Wirkung von Antonios und Annunziatas Untergang nicht abzuschwächen.[2])

Ein Bildnis Marino Falieris ist nicht auf die Nachwelt gekommen. Im Dogenpalast ist der Platz, den sein Porträt in der Reihe der übrigen Dogen hätte einnehmen sollen, leer gelassen, und so gibt auch das Werk „Elogia Poetica in Serenissimam Rem Publicam Venetam" (Patavii, 1680), das die Bilder aller Dogen in Kupferstich enthält, statt Falieros Porträt ein leeres Blatt (67), ihm gegenüber steht ein bitteres lateinisches Epigramm.

Einen interessanten Zug seiner Arbeitsweise verrät Hoffmann

---

[1]) Unverständlich ist mir die Stelle auf S. 131, wo Falieri den Retter Antonio belohnt, ihn aber auffordert, sich nie wieder bei ihm sehen zu lassen. Von Antonio wird dann gesagt, er habe nicht gewußt, was der Alte wollte. Auf eine Ahnung der zukünftigen Ereignisse kann diese Äußerung des Dogen doch kaum hinausgehen, vielleicht hatte Hoffmann, als er diese Stelle schrieb, eine andere Lösung der Erzählung beabsichtigt.

[2]) Wie weit Le Brets geschichtliche Darstellungen mit den neusten historischen Forschungen übereinstimmen oder von ihnen abweichen, zu untersuchen, liegt außerhalb des Rahmens der uns gestellten Aufgabe und ist für die Novelle Hoffmanns ohne jedes Interesse.

im Gespräch der Serapionsbrüder (vgl. S. 175). Um das Lokalkolorit möglichst lebhaft zu geben, hatte er, der Venedig nicht aus eigener Anschauung kannte, die Wände seines Zimmers mit Ansichten von Straßen und Plätzen der Stadt tapeziert.

Die Aufnahme der Erzählung im Publikum war überaus günstig, so schrieb am 16. November 1818 die „Zeitung für die elegante Welt": „Die Erzählung .... zieht sehr an durch interessante Verwickelung und lebendiges Phantasiespiel. Sie ist wohl das Vorzüglichste unter den Mittheilungen in Prosa" [im besprochenen Taschenbuch]. Der Rezensent in den „Heidelberger Jahrbüchern" (vgl. S. XXXIII) sagt: „Wir erachten diese Erzählung für sehr gelungen; sie bewegt sich frisch im Italienischen Leben, ist anziehend durch geheimnißvolle Verknüpfung und bedeutungsvoll durch den wohlgewählten Schluß." Auch das „Morgenblatt für gebildete Stände" (im Literaturblatt No. 7, S. 27. Jahrg. 1819) und die „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode" (No. 120. Jahrg. 1818) sprachen sich lobend aus.

Nürnberg, den Schauplatz seiner Erzählung „Meister Martin, der Küfner, und seine Gesellen", kannte Hoffmann aus eigener Anschauung; im März des Jahres 1812 hatte er dorthin von Bamberg aus eine Reise gemacht. Wackenroder und Tieck waren es gewesen, die von neuem den Sinn für die mittelalterliche Stadt geweckt, und die Erwähnung ihres dortigen Aufenthalts finden wir in Tiecks „Phantasus" (Bd. I. Berlin, 1812. S. 8 ff.). Manchem werden bei den Einführungsworten zu „Meister Martin" die ersten Zeilen von Wackenroders „Ehrengedächtniß unsers ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürers" eingefallen sein,[1]) denn ganz die gleiche Stimmung ist es, die

[1]) „Nürnberg! Du vormals weltberühmte Stadt! Wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gassen; mit welcher kindlichen Liebe betrachtete ich deine altväterischen Häuser und Kirchen, denen die feste Spur unsrer alten vaterländischen Kunst eingedrückt ist" u. s. w. Vgl. „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (Berlin 1797, S. 109).

über Hoffmanns Erzählung liegt. Kolbes Gemälde „Die Böttcherwerkstatt" auf der Berliner Kunstausstellung[1]) mag die Anregung zur Erzählung wirklich gegeben haben, wenn hier auch der Zusammenhang nicht so innig erscheint wie bei „Doge und Dogaresse". Die Hauptpersonen des „Meister Martin" sind auf Kolbes Bild zu sehen: Der Meister, seine Tochter, ein Glas dem Besucher kredenzend, und zwei Gesellen bei der Arbeit. Als Staffage noch zwei spielende Kinder. Auf S. 241 finden wir eine Szene, die der Kolbeschen Darstellung beinahe zu entsprechen scheint.

Die anmutige Fabel, die Hoffmann um die Bild-Szene spinnt, beruht wohl ganz auf eigener Erfindung, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß F. J. W. Zieglers Lustspiel „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person" ein ähnliches Motiv behandelt, das, möglicherweise ganz unbewußt, befruchtend auf Hoffmanns Fantasie eingewirkt haben mag. Hoffmanns Meister Martin steht bei Ziegler der Waffenschmied Hans Stadinger gegenüber, der seine Tochter Marie keinem Ritter zur Frau geben will, weil — und hier sehen wir schon einen großen Unterschied, der den weiten Abstand zwischen Hoffmanns feinziselierter Arbeit und Zieglers plumpem Machwerk kennzeichnet — seine Gattin einstmals mit einem Angehörigen des Ritterstandes durchgegangen ist. Während Hoffmann ein geistreiches Spiel der drei so grundverschiedenen Nebenbuhler einleitet, finden wir bei Ziegler nur den Grafen von Liebenau, der als Geselle verkappt, Meister und Tochter gewinnen will, dann aber nebenher als ritterlicher Liebhaber ein sonderbares Doppelspiel treibt. Nach einer recht dürftigen Intriguenkomödie erhält er endlich Stadingers Tochter. Der Schauplatz des Lustspiels ist Worms.[2])

[1]) Sie wird auch in Naglers Künstlerlexikon (Bd. VII, S. 134) angeführt.

[2]) Durch Georg Ellinger angeregt, untersuchte Egon von Komorzynski in einem Aufsatze „Lortzings ‚Waffenschmied' und seine Tradition" (vgl.

Wagenseils Chronik diente Hoffmann dazu, das Bild des alten Nürnberg möglichst wahrheitsgetreu zu zeichnen, hier informierte er sich über verschiedene Örtlichkeiten (z. B. die Allerwiese, S. 234 und Anm.), über die Inneneinrichtung der Häuser (Anm. zu S. 199, 200), besonders aber über die Meistersänger, ihre Institution, Satzungen und Singweisen, worüber die zahlreichen Anmerkungen hinreichenden Aufschluß geben.[1])

Ein anderes Buch mußte ihm gründlichen Unterricht im Böttcherhandwerke erteilen, damit dem Leser die Arbeit des Meister Martin und seiner drei Gesellen recht anschaulich vor Augen gerückt werden konnte. Dies Buch war, wie sich mit größter Sicherheit feststellen läßt, der vierte Band des „Schauplatzes der Künste und Handwerke" (vgl. bei den „Abkürzungen"). In einem Briefchen vom 27. Januar 1819 bittet Hoffmann seinen Freund Chamisso um die Beschaffung des Bandes aus genanntem Werke, „in dem das Zimmermanns Handwerk abgehandelt wird", den er offenbar zu seinem „Meister Johannes Wacht" benötigte.[2])

Euphorion. Bd. VIII, Leipzig 1901, S. 340 ff.) die Zusammenhänge zwischen Lortzings Werk, Zieglers Lustspiel und der diesem nachgebildeten Karl Friedrich Henslerschen komischen Oper „Der Waffenschmied" (1797) mit Beiziehung des Hoffmannschen „Meister Martin". Komorzynski gibt als Erstdruck des Zieglerschen Lustspiels, das Goedekes Grundriß (Bd. V, S. 291) nur als am 28. Sept. 1790 am Wiener Hofburgtheater aufgeführt und mit einer 2. Aufl. (Wien 1834) notiert, den 11. Band von Zieglers sämtl. dramat. Werken (Wien 1824) an. Mir liegt offenbar die erste Ausgabe in einem bei F. J. Kaiserer 1791 zu Wien erschienenem Druck vor, der dadurch merkwürdig ist, daß die Seitenzählung mit S. 99 beginnt und mit S. 224 schließt. Man muß daher annehmen, daß diese Separatausgabe aus den Bogen einer Sammlung oder Gesamtausgabe, wahrscheinlich der „Schauspiele" (Wien 1791—1794. 5 Bde.), hergestellt wurde.

[1]) Das Bild eines Nürnberger Meistersingers bringt die achte Tafel der „Curiositäten" (Bd. IV, Weimar 1815), dazu der Text auf S. 214 „Die Meistersänger".

[2]) Vgl. „Hyperion", Jahrg. I, Heft 6, S. 123 ff.: „Aus E. T. A. Hoffmanns Briefwechsel", wo ich Sieben Billets an Chamisso und einen Brief an Fouqué aus den Handschriften mitgeteilt habe.

Wie unsere Anmerkungen, welche die nötigen Erklärungen zu den Fachausdrücken der Böttcherkunst diesem Buche entnehmen, zeigen, kann in der Hauptsache kein anderes in Frage kommen, in der Hauptsache, denn einiges Wissenswerte mußte sich der Autor an anderer Stelle holen; und wahrscheinlich bot ihm Krünitzs vielbändige „Oekonomisch-technologische Encyklopädie" das fehlende Material.[1])

Die Aufnahme der Erzählung bei den Zeitgenossen war die denkbar günstigste. So liest man im 7. Literaturblatt des „Morgenblatts für gebildete Stände" (Jahrg. 1819): „Da wandeln wirklich die Menschen vor uns herum, wie man sich sie denken muß, wenn man noch vor vierzig Jahren ein Nürnberger Bürgerhaus mit seinen ungeheuern Hausehrn, seinen rothgepflasterten Zimmern mit einzelnen breiten Fenstern von blankgeputzten runden Scheiben sah, und sich das alte Geräth darein denkt, wovon noch vor wenig Jahren die letzten Trümmer hie und da auf dem Trödelmarkt — oft wahre Alterthumsschätze — verkauft wurden. Das Costüm dieser Geschichte, sowol der Sitten wie der Denkart, däucht uns von der höchsten Wahrheit zu seyn. Dabey nirgends Pinseley, weder des Gefühls noch der Frömmigkeit, und doch so zartsinnig und fromm! Das bischen Aberglauben in dem kraftvollen Küfer ist so seelenkundig aufgefaßt. Conrad schmeckt ein bischen nach Fouqués Helden mit den Wiesenbäumen statt Lanzen" u. s. w. Vielleicht nimmt Hoffmann auf diesen Vorwurf in Lothars Worten (im Text S. 262) bezug, der glauben möchte, daß mit Conrad „jene wunderlichen Personen, ein Gemisch von Tölpelei, Galanterie, Barbarei und Empfindsamkeit" ironisiert werden sollten. Auch die Zeitung für die elegante Welt vom 3. No-

[1]) Über die Einrichtung des Zunftwesens gab der „Schauplatz" keine Aufklärungen, wohl aber Krünitz. Vgl. Anm. zu S. 196. Auch über die Nürnberger Forderungen an das Meisterstück war in dem aus dem Französischen übersetzten Werke keine Auskunft zu erhalten (Anm. zu S. 197), vgl. ferner Anm. zu S. 221.

vember 1818 nennt bei Besprechung der Taschenbuchliteratur „Meister Martin" „ein höchst freundlich ansprechendes Familiengemälde aus jener gediegenen lebenswarmen Zeit, zu der unsere Generation nicht ganz mit Unrecht sehnsuchtsvoll zurückschaut, da der große Scheidekünstler Verstand jetzt so viel von jenem Lebensgeiste verflüchtigt hat, daß man gern sich wenigstens an seinem Bilde ergötzt, wenn es mit solcher Treue und Wahrheit, wie hier, aufgefrischt wird." Auch der Rezensent der Heidelberger Jahrbücher gesteht, daß er nur ungern aus der Geschichte, aus dem Hause des Meister Martin heraustrete, Rosa, Friedrich und Reinhold sind ihm drei köstliche Gebilde, nur der Junker Konrad erinnere ihn mit seinem Wirtschaften in der Küfner-Werkstätte zu stark an den hörnernen Siegfried in der Schmiede. So findet Hoffmanns Erzählung überall Lob und Anerkennung, und die Wertschätzung hat sich bis auf die heutige Zeit erhalten. Niemals aber auch hat Hoffmann seinen Lesern eine Geschichte mundgerechter gemacht als diese, alles strotzt ordentlich von Biederkeit, Herzlichkeit und Edelsinn. Wenn Meister Martin sich freut, meint man, noch nie vorher bei einem Menschen eine so tiefinnige Freude bemerkt zu haben; Hoffmann berauschte sich geradezu an den Temperamentäußerungen und schloß seine Erzählung so wahrhaft befriedigend, daß alle Welt mit ihm zufrieden sein muß. „Meister Martin" ist gewiß eine Glanzleistung; wer dieses Stück aber für Hoffmanns bestes Werk zu halten geneigt ist, hat von seinem Geiste wohl nie einen Hauch verspürt.[1])

[1]) Auf den Einfluß, den Meister Martin auf spätere Dichter ausgeübt hat, einzugehen, liegt nicht in den für die Einleitungen gezogenen Grenzen. Nur möchte ich auf einen Irrtum aufmerksam machen, der sich offenbar aus Max Kochs Hoffmanns Auswahl (in Kürschners Nationalliteratur, Bd. 147, S. 145) in Goedekes Grundriß (Bd. VIII, S. 492) eingeschlichen und von hier aus sich weiter verbreitet hat: Das dramatische Gedicht in zwölf Bildern „Meister Martin" von A. Th. von Grimm (Wiesbaden 1878) hat mit Hoffmanns Erzählung nichts zu tun, denn mit Meister Martin ist niemand anders gemeint als — Martin Luther!

Bei dem Märchen „Das fremde Kind" möchte ich mich absichtlich recht kurz fassen, und zwar aus zwei Gründen: einmal, weil ich eine zusammenfassende Arbeit über Hoffmanns Märchen plane, die im Gegensatz zu so vielen bisherigen Untersuchungen in erster Linie der Eigenart ihres Verfassers nach Möglichkeit gerecht werden soll, dann aber auch, weil die allegorische Deutung des „fremden Kindes" bereits von verschiedenen Seiten versucht worden ist.

Hoffmann ist selbst, gar oft auch noch in reiferem Alter, von dem fremden Kinde besucht worden, gerade so wie es seinen Studenten Anselmus und Herrn Peregrinus Tyß besucht haben mag. Schrieb er doch am 24. März 1814 an seinen Verleger Kunz: „Mit der Undine führe ich ein herrliches Leben. Sie besucht mich alle Morgen und bringt (Gott weiß, wo sie sie hernimmt) die herrlichsten Blumen, auch allerley bunte glänzende Steine mit, da setzen wir uns hin und spielen wie die Kinder, bis die Sonne gar zu hoch heraufkommt — da eilt sie fort, und kaum ist sie dahin, so sind alle Blumen welk und die Steine glanzlos!"

Wie sehr gerade das Märchen vom „fremden Kinde" Hoffmanns geistiges Eigentum ist, wird jeder fühlen, der es mit Verständnis bei nicht zu armer Fantasie liest. Und da verschlägt es gewiß nichts, wenn man hier und da deutlich an Ludwig Tiecks Märchen „Die Elfen" (vgl. Phantasus. Bd. I. Berlin 1812. S. 400 ff.) erinnert wird.[1]) — Der Gnomenkönig Pepser hat eine ganz entfernte Ähnlichkeit mit dem muntern Geist Droll (Puck) aus Shakespeares Sommernachtstraum, nur daß jenem jede Spur von Drolls Liebenswürdigkeit und harmlos neckischem Wesen fehlt, ja daß er geradezu zum bösen Prinzip, zum Dämon wird. Im „Sommernachtstraum" sagt ein Elfe zu Droll:

[1]) Vgl. Hermann Todsen, Über die Entwicklung des romantischen Kunstmärchens (mit besonderer Berücksichtigung von Tieck und E. T. A. Hoffmann). Münchner Dissertation. Berlin 1906, S. 84—92.

„Wenn du nicht ganz dich zu verstellen weißt,
So bist du jener schlaue Poltergeist,
Der auf dem Dorf' die Dirnen zu erhaschen,
Zu necken pflegt; den Milchtopf zu benaschen;
Durch den der Brau mißräth; und mit Verdruß
Die Hausfrau atemlos sich buttern muß;
Der oft bey Nacht den Wandrer irre leitet,
Dann schadenfroh mit Lachen ihn begleitet."

Im folgenden ist er aber gerade das Gegenteil von Pepser, der in seiner Bosheit, Keckheit und Unverschämtheit, Eigenschaften, deren Sinnbild die Fliege ist, etwas diabolisches an sich hat. Deshalb ist es wohl nicht ganz verfehlt, auf den Teufel als Fliegengott an dieser Stelle zu verweisen. In Jean Pauls „Auswahl aus des Teufels Papieren" ([Gera,] 1789. S. 357) ist zu lesen: „Ja die Blindheit geht soweit, daß die meisten es lesen und erklären hören konnten, daß die Bibel und gewiße Völker den Teufel einen Fliegenkönig genannt, — daß ferner der Jupiter Apomyos, der wie jeder klassische Gott ein vermummter Teufel nach den Kirchenvätern gewesen, in der Gestalt einer Fliege modelliret worden und daß der Doktor Baynyard sich den Satan gar nicht anders denken konnte, als wie eine große Brummfliege." Doch das nur nebenbei (vgl. auch die Anm. zu S. 299). — Die Schilderung des fremden Kindes vom Hofstaat der Mutter, wo viele blankgeputzte Kinder sich durch das Gebüsch jagen, sich neckend mit Blumen werfen, auf schlanke Bäumchen klettern und sich vom Winde schaukeln lassen, mit zahmen Rehen spielen, als kühne Reiter die Goldfasanen besteigen und keck den Regenbogen auf und nieder rennen (vgl. im Text S. 289), scheint fast wie durch ein Bild des bekannten romantischen Malers Otto Philipp Runge inspiriert (vgl. die Reproduktionen in: Andreas Aubert, Runge und die Romantik. Berlin 1909).

Die „liebliche, witzige, geist- und sinnreiche Dichtung", wie sie der Rezensent in den Heidelberger Jahrbüchern nennt, zeigt auch den Hoffmannschen Humor von der allerbesten Seite. Un-

übertrefflich ist der vornehme Besuch im Hause Brakel gezeichnet, von der einzigen Szene, wie Magister Tinte aus dem Walde nach Hause kommt, ganz zu schweigen!

Am 8. März 1818 schrieb Hoffmann an Kunz, daß er ihm mehr als den „Nußknacker und Mausekönig" das „fremde Kind" empfehle: „Es ist reiner, kindlicher, und eben deßhalb für Kinder, fassen sie auch nicht die tiefere Idee des Ganzen, brauchbarer." Dem Kinde wird der allegorische Gedanke gewiß nie zum Bewußtsein kommen, ein großer Vorzug des Märchens. Die plötzlichen Übergänge in das reale Leben zeigen auch deutlich, daß der Verfasser ganz unter dem lebendigen Eindruck des Dargestellten stand. Und trotzdem muß ich nach meinen Jugenderinnerungen dem „Nußknacker und Mausekönig" als Kindermärchen den Vorzug geben. „Das fremde Kind" ist denn doch weit mehr das Märchen von den Kindern als für die Kinder.

Die
Serapions-Brüder

Gesammelte

Erzählungen und Märchen

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann

Zweiter Band

Dritter Abſchnitt

„Es hat," ſprach Lothar, als die Serapions-Brüder aufs neue verſammelt waren, „es hat gar keinen Zweifel, daß unſerm Cyprian, gerade wie an dem Tage des heiligen Serapion, der uns zum neuen Bunde zuſammenführte, auch heute was Beſonderes in Sinn und Gedanken liegt. Er ſieht blaß aus und verſtört, er vernimmt nur mit halbem Ohr unſer Geſpräch, er ſcheint, während er doch nun gewiß mit lebendigem geſunden Leibe hier unter uns ſitzt, geiſtig ſich ganz woanders zu befinden."

„So mag er", nahm Ottmar das Wort, „denn nun gleich mit dem Wahnſinnigen heranrücken, deſſen Namenstag er vielleicht heute feiert."

„Und", ſetzte Theodor hinzu, „in exzentriſchen Funken ſein Innres entladen, wie er nur Luſt hat. Dann, ich weiß es, wird er wieder fein menſchlich geſinnt und kehrt zurück in unſern Kreis, in dem er es ſich doch nun einmal gefallen laſſen muß."

„Ihr tut mir unrecht," ſprach Cyprian, „ſtatt daß mich irgendein wahnſinniges Prinzip verſtören ſollte, trage ich eine Nachricht mit mir, die euch alle erfreuen wird. — Wißt, daß unſer Freund Sylveſter heute, von ſeinem ländlichen Aufenthalt rückkehrend, hier eingetroffen iſt."

Die Freunde jauchzten laut auf, denn allen war der ſtille gemütliche Sylveſter, deſſen innere Poeſie in ſchönen milden Strahlen gar herrlich herausfunkelte, recht von Herzen lieb und wert.

„Kein würdigerer Serapions-Bruder iſt zu finden," ſprach Theodor, „als unſer Sylveſter. Er iſt ſtill und in ſich gekehrt,

es kostet Mühe, ihn zum hellen Gespräch zu entzünden, das ist wahr, aber nie ist wohl ein Dichter empfänglicher gewesen für ein Werk des andern als eben er. Ohne daß er selbst viel Worte machen sollte, liest man auf seinem Gesicht in deutlichen sprechenden Zügen den Eindruck, den die Worte des Freundes auf ihn gemacht, und indem seine innige Gemütlichkeit ausströmt in seinen Blicken, in seinem ganzen Wesen, fühle ich mich selbst in seiner Nähe gemütlicher, froher, freier!" –

„In der Tat", begann Ottmar, „ist Sylvester deshalb ein seltener Mensch zu nennen. Es scheint, als wenn unsere neuesten Dichter recht geflissentlich über jene Anspruchslosigkeit hinwegstürmten, die doch eben das Eigentümlichste der wahren Dichter-Natur sein möchte, und selbst die besser Gesinnten sollen sich hüten, nicht, indem sie nur ihr Recht behaupten wollen, das Schwert zu zücken, welches jene gar nicht aus der Hand legen. Sylvester geht umher waffenlos wie ein unschuldiges Kind. – Oft haben wir ihm vorgeworfen, er sei zu lässig, er schaffe vermöge seiner reichen Natur viel zu wenig. Aber muß denn immer und immer geschrieben werden? Setzt sich Sylvester hin und faßt das innere Gebilde in Worten, so treibt ihn gewiß ein unwiderstehlicher Drang dazu an. Er schreibt gewiß nichts auf, das er nicht wahrhaft im Innern empfunden, geschaut, und schon deshalb muß er unter uns sein als wahrer Serapions-Bruder."

„Ich hasse," sprach Lothar, „die mystische und angenehme Zahl Sieben ausgenommen, alle ungerade Zahlen und meine, daß fünf Serapions-Brüder unmöglich gedeihen können, sechs dagegen sehr anmutig um diesen runden Tisch sitzen werden. Sylvester ist heute angekommen, und nächstens wirft der unruhige, unstete Vinzenz hier wirklich Anker. Wir kennen ihn alle, wir wissen, daß er, die innere Gutmütigkeit abgerechnet, die er mit Sylvester teilt, sonst den schneidendsten Kontrast gegen diesen bildet. Ist Sylvester still und in sich gekehrt, so sprudelt Vinzenz über in witziger, schalkischer Keckheit. Er hat das unversiegbare Talent,

alles, das Gewöhnlichste und Außerordentlichste, in den bizarresten Bildern darzustellen, und kommt noch hinzu, daß er alles mit hellem, beinahe schneidendem Ton und einem höchst drolligen Pathos vorträgt, so gleicht sein Gespräch oft einer Galerie der buntesten Bilder einer magischen Laterne, die in stetem rastlosen Wechsel den Sinn fortreißen, ohne irgendeine ruhige Anschauung zuzulassen."

„Du hast", nahm Theodor das Wort, „unsern Vinzenz sehr treffend geschildert. Zu vergessen ist aber nicht die Sonderbarkeit, daß er bei seinen herrlichen lichtvollen Kenntnissen, bei seinem steten, in Brillantfeuer auflodernden Humor an allem Mystischen mit ganzer Seele hängt und es auch reichlich in seine Wissenschaft hineinträgt. Euch ist doch bekannt, daß er sich nun der Arzneikunde ganz hingegeben?"

„Allerdings," erwiderte Ottmar, „und dabei ist er der eifrigste Verfechter des Magnetismus, den es gibt, und gar nicht leugnen mag ich, daß das Scharfsinnigste und Tiefste, was über diese dunkle Materie zu sagen, ich aus seinem Munde vernahm."

„Ho ho!" rief Lothar lachend, „bist du, lieber Ottmar, denn bei allen Magnetiseurs seit Mesmers Zeit in die Schule gegangen, daß du so entscheidend das Scharfsinnigste und Tiefste zu erkennen vermagst, was darüber gesagt werden kann? — Doch gewiß ist es, daß eben unser Vinzenz, kommt es einmal darauf an, Träume und Ahnungen in ein System hineinzubannen, vermöge seines hellen Blicks besser in die Tiefe zu schauen vermag als tausend andre. Und dabei behandelt er die Sache mit einer jovialen Heiterkeit, die mir gar wohl gefällt. — Mich plagte vor einiger Zeit, als Vinzenz auf seinen Streifereien sich gerade mit mir an einem Orte befand, ein unerträglicher nervöser Kopfschmerz. Alle Mittel blieben fruchtlos. Vinzenz trat hinein, ich klagte ihm mein Leid. ‚Was,' rief er mit seiner hellen Stimme. ‚Was? — du leidest an Kopfschmerz? Nichts mehr als das? — Leichte Sache! Die Kopfschmerzen banne ich dir weg in zehn Minuten, wohin

du willst, in die Stuhllehne, ins Tintenfaß, in den Spucknapf — durchs Fenster hinaus.' — Und damit begann er seine magnetischen Striche! — Es half zwar ganz und gar nichts, ich mußte aber herzlich lachen, und Vinzenz rief vergnügt: ‚Siehst du wohl, Freund, wie ich deines Kopfschmerzes Herr worden im Augenblick?' — Ich mußte leider klagen, daß der Kopfschmerz ebenso arg sei als vorher, Vinzenz versicherte aber, der jetzige Schmerz sei nur ein trügerisches Echo, das mich täusche. Das böse Echo dauerte aber noch mehrere Tage. Ich bekenne euch bei dieser Gelegenheit, meine würdigen Serapions-Brüder, daß ich an die Heilkraft des sogenannten Magnetismus ganz und gar nicht glaube. Die scharfsinnigen Untersuchungen darüber kommen mir vor wie die Abhandlungen der englischen Akademiker, denen der König aufgegeben, zu erforschen, woher es rühre, daß ein Eimer mit Wasser, in den man einen zehnpfündigen Fisch getan, nicht mehr wiege als der andere bloß mit Wasser gefüllte. Mehrere hatten das Problem glücklich gelöst, und schon wollten sie mit ihrer Weisheit vor den König treten, als einer klugerweise anriet, die Sache selbst erst zu versuchen. Da behauptete denn der Fisch sein Recht, er fiel ins Gewicht, wie er sollte, und siehe, das Ding selbst, worüber die Weisen mittelst scharfsinnigen Nachdenkens die herrlichsten Resultate herausgebracht, existierte gar nicht."

„Ei ei," sprach Ottmar, „ungläubiger, unpoetischer Schismatiker! wie kam es, da du gar nicht an den Magnetismus glaubst, wie kam es denn, daß du vor einiger Zeit — doch das muß ich euch, Cyprian und Theodor, ganz umständlich erzählen, damit alle Schmach des schnöden Unglaubens, den Lothar eben geäußert, zurückfalle auf sein eignes Haupt. — Ihr werdet vernommen haben, daß unser Lothar vor einiger Zeit an einer Kränklichkeit litt, die hauptsächlich ihren Sitz in den Nerven hatte, ihn unbeschreiblich angriff und ihm seinen ganzen Humor verdarb und ihm alle Lebenslust wegzehrte. — Ganz Teilnahme, ganz Mitleid trete ich eines Tages in sein Zimmer. Da sitzt Lothar im Lehnstuhl,

Nachtmütze über die Ohren gezogen, blaß, übernächtig, Augen zugedrückt, und vor ihm, den Gott eben nicht mit besonderer Größe gesegnet, sitzt ein Mann von gleicher kleiner Statur und haucht ihn an und fährt ihm mit den Fingerspitzen über den gekrümmten Rücken und legt ihm die Hand auf die Herzgrube und frägt mit leiser lispelnder Stimme: ‚Wie ist Ihnen nun, bester Lothar!‘ Und Lothar öffnet die Augelein und lächelte gar weinerlich und seufzt: ‚Besser – viel besser, liebster Doktor!‘ – Kurz, Lothar, der an die Heilkraft des Magnetismus nicht glaubt, der alles für leeres Hirngespinst erklärt – Lothar, der alle Magnetiseurs verhöhnt, der in ihrem Treiben nur leidige Mystifikationen erblickt – Lothar ließ sich magnetisieren.“

Cyprian und Theodor lachten herzlich über das etwas groteske Bild, das ihnen Ottmar vor Augen gebracht. „O schweige,“ sprach Lothar, „o schweige doch von solchen Dingen, Ottmar! – der Mensch ist vermöge seines eigentümlichsten Organismus leider so schwach, das physische Prinzip wirkt so schädlich ein auf das psychische, daß jeder abnorme Zustand, jede Krankheit in ihm eine Angst erzeugt, die, ein momentaner Wahnsinn, ihn zu den abenteuerlichsten Unternehmungen antreibt. Sehr gescheute Männer nahmen, als die Heilmittel der Ärzte nicht nach ihrem Sinn anschlagen wollten, zu alten Weibern ihre Zuflucht und brauchten mit aller Religion sympathetische Mittel und was weiß ich sonst noch! – Daß ich mich damals, in heftigen Nervenzufällen, zum Magnetismus hinneigte, beweiset meine Schwäche, sonst nichts weiter.“

„Erlaube,“ nahm Cyprian das Wort, „erlaube, lieber Lothar, daß ich die Zweifel, die du heute gegen den Magnetismus zu hegen beliebst, nur für das Erzeugnis einer augenblicklichen Stimmung halte. Was ist der Magnetismus, als Heilmittel gedacht, anders als die potenzierte Kraft des psychischen Prinzips, die nun vermag, das physische ganz zu beherrschen, es ganz zu erkennen, jeden, auch den leisesten, abnormen Zustand darin wahr-

zunehmen und eben durch die volle Erkenntnis dieses Zustandes ihn zu lösen. Unmöglich kannst du die Macht unseres psychischen Prinzips wegleugnen, unmöglich dein Ohr verschließen wollen den wunderbaren Anklängen, die in uns hinein, aus uns heraustönen, der geheimnisvollen Sphären-Musik, die das große unwandelbare Lebensprinzip der Natur selbst ist."

„Du sprichst", erwiderte Lothar, „nach deiner gewöhnlichen Weise, du gefällst dich in mystischer Schwärmerei. Ich gebe dir zu, daß die Lehre vom Magnetismus, die ganz in das Gebiet des Geisterhaften hineinstreift, den unendlichsten Reiz hat für jeden poetisch Gesinnten. Ich selbst kann gar nicht leugnen, daß mich die dunkle Materie bis in die tiefste Seele hinein angeregt hat und noch anregt, doch höre mein eigentliches Glaubensbekenntnis in kurzen Worten. — Wer mag frevelich und vermessen eindringen wollen in das tiefste Geheimnis der Natur, wer mag erkennen, ja nur deutlich ahnen wollen das Wesen jenes geheimnisvollen Bandes, das Geist und Körper verknüpft und auf diese Weise unser Sein bedingt. Auf diese Erkenntnis ist aber doch der Magnetismus ganz eigentlich basiert, und solange dieselbe unmöglich, gleicht die aus einzelnen Wahrnehmungen, die oft nur Illusionen sind, hergeleitete Lehre davon dem unsichern Herumtappen des Blindgebornen. Es ist gewiß, daß es erhöhte Zustände gibt, in denen der Geist, den Körper beherrschend, seine Tätigkeit hemmend, mächtig wirkt und in dieser Wirkung die seltsamsten Phänomene erzeugt. Ahnungen, dunkle Vorgefühle gestalten sich deutlich, und wir erschauen das mit aller Kraft unseres vollen Fassungsvermögens, was tief in unserer Seele regungslos schlummerte; der Traum, gewiß die wunderbarste Erscheinung im menschlichen Organism, dessen höchste Potenz meines Bedünkens eben der sogenannte Somnambulismus sein dürfte, gehört ganz hieher. Aber gewiß ist es auch, daß solch ein Zustand irgendeine Abnormität in dem Verhältnis des psychischen und physischen Prinzips voraussetzt. Die lebhaftesten,

stärksten Träume kommen, wenn irgendein krankhaftes Gefühl den Körper angreift. Der Geist nutzt die Ohnmacht seines Mitherrschers und macht ihn, den Thron allein einnehmend, zum dienenden Vasallen. So soll ja auch der Magnetismus nur durch irgendeinen krankhaften Zustand des Körpers indiziert werden. Mag es ferner sein, daß die Natur oft einen psychischen Dualismus verstattet, und daß der geistige Verkehr in doppelter Wechselwirkung die merkwürdigsten Erscheinungen hervorbringt, aber nur die Natur, meine ich, soll eben jenen Dualismus verstatten, und jeder Versuch, ihn ohne jenes Gebot der Königin nach Willkür hervorzurufen, dünkt mir, wo nicht frevelich, doch gewiß ein gefährliches Wagestück. Ich gehe weiter. Ich will, ich kann nicht leugnen, die Erfahrung ist mir entgegen, daß das willkürliche Hervorrufen jenes potenzierten Seelenzustandes, ist er durch irgendeine Abnormität im Organism indiziert, möglich ist, daß ferner das fremde psychische Prinzip, auf höchst mysteriöse Weise in irgendein Fluidum, oder wie man es sonst nennen mag — in das vom Magnetiseur ausgehende Agens überhaupt verkörpert und ausströmend (bei der magnetischen Manipulation), die geistige Potenz des Magnetisierten erfassen und jenen Zustand erzeugen kann, der von der Regel alles menschlichen Seins und Lebens abweicht und selbst in seiner hochgerühmten Verzückung alles Entsetzen des fremdartigen Geisterreichs in sich trägt. Ich kann, sage ich, das alles nicht leugnen, aber immer und ewig wird mir dies Verfahren als eine blindlings geübte heillose Gewalt erscheinen, deren Wirkung, allen Theorien zum Trotz, nicht zu berechnen bleibt. Irgendwo heißt es, der Magnetismus sei ein schneidendes gefährliches Instrument in der Hand eines Kindes, ich bin mit diesem Ausspruch einverstanden. — Soll der Mensch sich unterfangen, auf das geistige Prinzip des andern nach Willkür wirken zu wollen, so scheint mir die Lehre der Barbarinischen Schule der Spiritualisten, die ohne alle Manipulation nur Willen und Glauben in Anspruch nahm, bei weitem

die reinste und unschuldigste. Das Fixieren des festen Willens ist eine bescheidene Frage an die Natur, ob sie den geistigen Dualismus verstatten wolle oder nicht, und sie allein entscheidet. Ebenso möchte das eigne Magnetisieren am Baquet ohne alle Einmischung des Magnetiseurs wenigstens insofern minder gefährlich genannt werden, als dann keine vielleicht feindlich wirkende Kraft eines fremden geistigen Prinzips denkbar. — Aber! — leichtsinnig, ja wohl in arger Selbsttäuschung befangen und nur unwillkürlich in Ostentation geratend, handhaben jetzt so viele jene dunkelste aller dunklen Wissenschaften, darf man überhaupt den Magnetismus eine Wissenschaft nennen. Ein fremder Arzt äußerte, wie Bartels in seiner Physiologie und Physik des Magnetismus erzählt, seine Verwunderung, daß die deutschen Ärzte die magnetisierten Individuen so willkürlich behandelten und so dreist an ihnen experimentierten, als wenn sie einen physikalischen Apparat vor sich hätten. Leider ist dem so, und deshalb will ich — mag ich — wenigstens an die Heilkraft des Magnetismus lieber gar nicht glauben, als dem Gedanken Raum geben, daß das unheimliche Spiel mit einer fremden Gewalt vielleicht einmal selbst mein eignes Leben rettungslos verstören könnte."

„Aus allem," nahm Theodor das Wort, „aus allem, was du nicht ohne Tiefe und Wahrheit über den Magnetismus gesprochen, folgt nun eben nichts anderes, als daß du uns vorhin das Geschichtlein von dem zehnpfündigen Fisch wider deine Überzeugung aufgetischt hast, daß du an die Kräfte des Magnetismus wirklich glaubst, daß du aber wenigstens dir aus purem Grauen fest vorgenommen, keinem Magnetiseur in der Welt irgendeine Manipulation auf den Ganglien deines Rückens oder sonst zu gestatten. Übrigens stimme ich, was die Furcht vor fremden psychischen Prinzipen betrifft, mit dir überein, und es sei mir erlaubt, deinem Glaubensbekenntnis als Note und erklärendes Beispiel die Erzählung hinzuzufügen, auf welche Weise ich in den Magnetismus hineingeriet. — Ein Universitäts-Freund, der Arzenei-

kunde beflissen, war der erste, der mich mit der geheimnisvollen Lehre von dem Magnetismus bekannt machte. Wie ihr mich in meinem ganzen Wesen kennt, möget ihr euch wohl vorstellen, daß ich von allem, was ich darüber vernahm, in dem tiefsten Gemüt ergriffen wurde. Ich las alles, was ich darüber nur erhaschen konnte, zuletzt auch Kluges bekannten ‚Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel'. Dies Buch machte zuerst einige Zweifel in mir rege, da es ohne sonderliche wissenschaftliche Erörterung des Gegenstandes sich nur mehrenteils auf Beispiele bezieht und dabei ohne Kritik das Bewährte mit dem völlig Märchenhaften, ja mit dem, was sich rein als Märchen dargetan hat, durcheinander wirft. Mein Freund widerlegte alle Einreden, die ich ihm entgegenstellte, und bewies mir zuletzt, daß das bloß theoretische Studium in mir gar nicht den Glauben erwecken könne, der unerläßlich sei, sondern daß sich dieser erst finden werde, wenn ich selbst magnetischen Operationen beigewohnt. Dazu fehlte es damals auf der Universität aber an aller Gelegenheit; hätte sich auch ein hoffnungsvoller Magnetiseur finden lassen, so gab es doch durchaus keine Personen, die einige Inklinationen zum Somnambulismus, zur Clairvoyance zeigten.

Ich kam nach der Residenz. Dort stand der Magnetismus eben im höchsten Flor. Alle Welt sprach von nichts anderm als von den wunderbaren magnetischen Krisen einer vornehmen, gebildeten, geistreichen Dame, die nach einigen nicht eben bedeutenden Nervenzufällen beinahe von selbst erst somnambul und dann die merkwürdigste Clairvoyante geworden, die es nach dem Ausspruch aller des Magnetismus eifrigst Beflissenen jemals gegeben und künftig geben könne. Es gelang mir, die Bekanntschaft des Arztes zu machen, der sie behandelte, und dieser, in mir einen wißbegierigen Schüler erkennend, versprach, mich hinzuführen zu der Dame, wenn sie eben in der Krisis befangen. Es geschah so. ‚Kommen Sie', sprach der Arzt eines Tages, ‚um sechs Uhr nachmittags zu mir, kommen Sie, soeben fiel,

ich weiß es, meine Kranke in den magnetischen Schlaf.' — In der gespanntesten Erwartung trat ich hinein in das elegante, ja üppig verzierte Gemach. Die Fenster waren mit rosaseidnen Gardinen dicht verzogen, so daß die durchfallenden Strahlen der Abendsonne alles in rötlichem Schimmer magisch beleuchteten. Die Somnambule lag, in ein sehr reizendes Negligé gekleidet, ausgestreckt auf dem Sofa mit dicht geschlossenen Augen, leise atmend wie im tiefsten Schlaf.

Um sie her im weiten Kreise waren einige Andächtige versammelt, ein paar Fräulein, die die Augen verdrehten, tief seufzten, die gar zu gern selbst auf der Stelle somnambul geworden wären, zur Erbauung des jungen Offiziers und eines andern jungen wohlgebildeten Mannes, die beide auf diesen wichtigen Moment sehnsuchtsvoll zu hoffen schienen, ein paar ältliche Damen, die mit vorgebogenem Haupt, die Hände gefaltet, jeden Atemzug der somnambulen Freundin belauschten. —

Man erwartete den eigentlichen, höchsten Zustand des Hellsehens. Der Magnetiseur, der sich nicht erst mit seiner Somnambule in Rapport setzen durfte, da dieser Rapport, wie er versicherte, beständig fortdauere, nahte sich ihr und begann mit ihr zu sprechen. Sie nannte ihm die Augenblicke, in denen er heute vorzüglich lebhaft an sie gedacht, und erwähnte manches andern Umstandes, der sich heute mit ihm begeben. Endlich bat sie ihn, den Ring, den er in einem roten Maroquin-Futteral bei sich in der Tasche trage, und den er sonst nie bei sich gehabt, abzulegen, da das Gold, vorzüglich aber der Diamant feindlich auf sie wirke. Mit allen Zeichen des tiefsten Erstaunens trat der Magnetiseur zurück und zog das beschriebene Futteral mit dem Ringe hervor, den er erst heute nachmittag von dem Juwelier erhalten, dessen Existenz der Somnambule also nur lediglich durch den magnetischen Rapport kund worden. Dies Wunder mit dem Ringe wirkte auf die beiden Fräuleins so stark, daß mit einem tiefen Seufzer jede nach einem Lehnstuhl flüchtete und mittelst einiger wohlgeführten Striche des

Magnetiseurs in magnetischen Schlaf verfiel. Das verhängnisvolle Futteral abgelegt, machte nun der Magnetiseur vorzüglich mir zu Gefallen mit seiner Somnambule einige Kunststücke. Sie nieste, wenn er Tabak nahm, sie las einen Brief, den er ihr auf die Herzgrube legte u. s. f. Endlich versuchte er mich durch seine Einwirkung in Rapport zu setzen mit der Somnambule. Es gelang vortrefflich. Sie beschrieb mich von Kopf bis zu Fuß und versicherte, daß sie es vorher gewußt, wie der Magnetiseur den Freund, dessen deutliche Ahnung sie schon lange in sich getragen, heute mitbringen werde. Sie schien mit meiner Gegenwart sehr zufrieden zu sein. Plötzlich hörte sie auf, zu sprechen, und richtete sich in die Höhe mit halbem Leibe, ich glaubte ein Zittern der Augenlider, ein leises Zucken des Mundes wahrzunehmen. Der Magnetiseur berichtete den wißbegierigen Anwesenden, daß die somnambule Dame in den fünften Grad, in den Zustand der von der äußern Sinnenwelt unabhängigen Selbstanschauung, übergehe. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit der beiden jungen Männer abgelenkt von den entschlafenen Fräuleins eben in dem Augenblick, als sie begannen interessant zu werden. Die eine hatte schon wirklich versichert, daß die Frisur des jungen Offiziers, mit dem sie sich in Rapport gesetzt, sehr angenehm leuchte, die andere aber behauptet, daß die Generalin, die den untern Stock des Hauses bewohnte, eben schönen Karawanen-Tee trinke, dessen Aroma sie durch die Stubendecke verspüre, prophezeite auch hellsehend, daß sie in einer Viertelstunde aus dem magnetischen Schlaf erwachen und ebenfalls Tee trinken, ja sogar etwas Torte dazu genießen werde. — Die somnambule Dame fing abermals an zu reden, aber mit ganz verändertem seltsam und, wie ich gestehen muß, über die Maßen wohlklingendem Organ. Sie sprach indessen in solch mystischen Worten und sonderbaren Redensarten, daß ich gar keinen Sinn herausfinden konnte, der Magnetiseur versicherte indessen, sie sage die herrlichsten, tiefsten, lehrreichsten Dinge über ihren Magen. Das mußte ich

nun freilich glauben. Von dem Magen abgekommen, wie wiederum der Magnetiſeur erklärte, nahm ſie noch einen höhern Schwung. Zuweilen war es mir, als kämen ganze Sätze vor, die ich irgendwo geleſen. Etwa in Novalis' Fragmenten oder in Schellings Weltſeele. Dann ſank ſie erſtarrt zurück in die Kiſſen. Der Magnetiſeur hielt ihr Erwachen nicht mehr fern und bat uns, das Zimmer zu verlaſſen, da es vielleicht feindlich auf ſie wirken könne, erwacht ſich von mehreren Perſonen umgeben zu ſehen. So wurden wir nach Hauſe geſchickt. Die beiden Fräulein, auf die weiter niemand geachtet, hatten für gut gefunden, ſchon früher zu erwachen und ſich ſachte davonzuſchleichen. — Ihr könnt gar nicht glauben, wie gar beſonders die ganze Szene auf mich wirkte. Abgeſehen von den beiden albernen Mädchen, die aus der unintereſſanten Stellung als untätige Zuſchauerinnen gern hinauswollten, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die ſomnambule Dame auf dem Sofa eine vorbereitete, wohl durchdachte, wacker eingeübte Rolle mit vieler Kunſt darſtelle.

Den Magnetiſeur kannte ich als den offenſten, redlichſten Mann, der eine Komödie der Art aus der tiefſten Seele verabſcheuen mußte, zu genau, um auch nur dem leiſeſten Argwohn Raum zu geben, daß er ſeinerſeits auch wohl leidiger Bekehrungsſucht halber eine Täuſchung der Art unterſtützen ſolle. War eine ſolche Täuſchung wirklich vorhanden, ſo mußte ſie lediglich das Werk der Dame ſein, deren Kunſt die Wiſſenſchaft, die Einſicht, die Beobachtungsgabe des Arztes, der vielleicht zu ſehr von der neuen Lehre eingenommen, überbot. Nicht fragen durfte ich mich ſelbſt, welchen Zweck eine ſolche Selbſtqual, denn dieſe bleibt doch jener fingierte gewaltſame Zuſtand, welchen Zweck ſie haben könne. Gab es denn nicht von den vom Teufel beſeſſenen Urſulinerinnen, von jenen miauenden Nonnen, von den in gräßlichen Verrenkungen ſich windenden Verzückten bis auf jenes Weib im Würzburger Hoſpital, die ſich, den wütendſten Schmerz nicht achtend, Glasſcherben, Nadeln in die Aderlaßwunde bohrte, damit

der Arzt über die fremdartigen Dinge in ihrem Körper erstaunen sollte, ja bis auf die berüchtigte Manson in der neuesten Zeit, gab es denn nicht jederzeit eine Menge Weiber, die Gesundheit, Leben, Ehre, Freiheit daran setzten nur, damit die Welt sie für außerordentliche Wesen halte, von dem Wunder ihrer Erscheinung spreche? — Doch zurück zu meiner somnambulen Dame! — Ich wagte es, dem Arzt wenigstens ganz leise meine Zweifel anzudeuten. Er versicherte aber lächelnd, diese Zweifel wären nur die letzten ohnmächtigen Streiche des Besiegten. Die Dame habe mehrmals geäußert, daß meine Gegenwart wohltätig auf sie wirke, er habe daher gegründete Ursache, meine fortgesetzten Besuche zu wünschen, die mich ganz überzeugen würden. — In der Tat fing ich an, da ich die Dame mehrmals besucht, mich mehr zum Glauben hinzuneigen, und dieser Glaube stieg beinahe bis zur Überzeugung, als sie im somnambulen Zustande, nachdem ich durch den Magnetiseur mich mit ihr in Rapport gesetzt, mir auf unbegreifliche Weise Dinge aus meinem eignen Leben erzählte und vorzüglich einer Nervenkrankheit gedachte, in die ich verfiel, als mir der Tod eine geliebte Schwester entrissen. — Sehr mißfiel es mir aber, daß sich die Zahl der Besucher immer mehrte, und daß der Magnetiseur die Dame zur weissagenden Sibylle emporzuheben sich mühte, da er sie über Gesundheit und Leben fremder Personen, die er mit ihr in Rapport gesetzt, Orakelsprüche tun ließ. — Eines Tages fand ich unter den Anwesenden einen alten berühmten Arzt, der allgemein als der ärgste Zweifler, als der schlimmste Gegner der magnetischen Kur bekannt war. Die Dame hatte, ehe er gekommen, im magnetischen Schlaf vorausgesagt, daß dieser Zustand diesmal länger dauern als sonst, und daß sie erst nach zwei vollen Stunden erwachen werde. Bald darauf geriet sie in den höchsten Grad des Hellsehens und begann ihre mystischen Reden. Der Magnetiseur versicherte, daß in diesem höchsten Grad der wahren Verzückung die Somnambule, ein reingeistiges Wesen, den Körper ganz abgestreift habe und

für jeden physischen Schmerz unempfindlich sei. Der alte Arzt meinte, zum Besten der Wissenschaft, zur Überzeugung aller Ungläubigen sei es jetzt an der Zeit, eine durchgreifende Probe zu machen. Er schlage vor, die Dame mit einem glühenden Eisen an der Fußsohle zu brennen und abzuwarten, ob sie gefühllos bleiben würde. Der Versuch schiene grausam, wäre es aber nicht, da sogleich lindernde heilende Mittel angewandt werden könnten, und er habe deshalb ein kleines Eisen und die nötigen Heilmittel zur Stelle gebracht. Er zog beides aus der Tasche. Der Magnetiseur versicherte, daß die Dame den Schmerz beim Erwachen gar nicht achten werde, den sie zum Besten der hohen Wissenschaft erleide, und rief nach einer Kohlpfanne. Man brachte das Gefäß herbei, der Arzt steckte sein kleines Eisen in die Glut. In dem Augenblick zuckte die Dame wie in heftigem Krampf, seufzte tief auf, erwachte, klagte über Übelbefinden! — Der alte Arzt warf ihr einen durchbohrenden Blick zu, kühlte ohne Umstände sein Eisen ab in magnetisiertem Wasser, das gerade auf dem Tische stand, steckte es in die Tasche, nahm Hut und Stock und schritt von dannen. Mir fielen die Schuppen von den Augen, ich eilte fort, unwillig, erbost über die unwürdige Mystifikation, die die feine Dame ihrem wohlwollenden Magnetiseur, uns allen bereitet.

Daß weder der Magnetiseur noch diejenigen Andächtigen, denen die Besuche bei der Dame als eine Art mystischen Gottesdienstes galten, durch das Verfahren des alten Arztes auch nur im mindesten aufgeklärt wurden, versteht sich ebensosehr von selbst, als daß ich meinerseits nun den ganzen Magnetismus als eine chimärische Geisterseherei verwarf und gar nichts mehr davon hören wollte.

Meine Bestimmung führte mich nach B. — Auch dort wurde viel vom Magnetismus gesprochen, irgendeines praktischen Versuchs aber nicht erwähnt. Man behauptete, daß ein würdiger berühmter Arzt, hoch in den Jahren wie jener Arzt in der Resi-

denz, der grausamerweise antisomnambulistische Eisen in der Tasche führte, Direktor des dortigen herrlich eingerichteten Krankenhauses, sich entschieden gegen die magnetische Kur erklärt und den ihm untergeordneten Ärzten geradehin untersagt habe, sie anzuwenden.

Um so mehr mußt' ich mich verwundern, als ich nach einiger Zeit vernahm, daß jener Arzt selbst, jedoch ganz insgeheim, den Magnetismus im Krankenhause anwende.

Ich suchte, als ich näher mit dem würdigen Mann bekannt worden, ihn auf den Magnetismus zu bringen. Er wich mir aus. Endlich, als ich nicht nachließ, von der dunklen Wissenschaft zu sprechen, und mich als ein Sachkundiger bewies, fragte er, wie es mit der Ausübung der magnetischen Kur in der Residenz stehe. Ich nahm gar keinen Anstand, ihm die wunderbare Geschichte von der somnambulen Dame, die plötzlich aus himmlischer Verzückung zurückkehrte auf irdischen Boden, als sie was weniges gebrannt werden sollte, offen und klar zu erzählen. ‚Das ist es eben, das ist es eben,' rief er, indem Blitze in seinen Augen leuchteten, und brach schnell das Gespräch ab. Endlich, nachdem ich mehr sein wohlwollendes Vertrauen gewonnen, sprach er sich über den Magnetismus in der Art aus, daß er sich von der Existenz dieser geheimnisvollen Naturkraft und von ihrer wohltätigen Wirkung in gewissen Fällen durch die reinsten Erfahrungen überzeugt, daß er aber das Erwecken jener Naturkraft für das gefährlichste Experiment halte, das es geben und das nur Ärzten, die in der vollkommensten Ruhe des Geistes über allen leidenschaftlichen Enthusiasmus erhaben, anvertraut werden könne. In keiner Sache sei Selbsttäuschung möglicher, ja leichter, und er halte jeden Versuch schon dann nicht für rein, wenn der Person, die zur magnetischen Kur geeignet, vorher viel von den Wundern des Magnetismus vorgeredet worden und sie Verstand und Bildung genug habe, zu begreifen, worauf es ankomme. Der Reiz, in einer höhern Geisterwelt zu existieren, sei für poetische oder von Haus aus exaltierte Gemüter zu verlockend, um mit der heißen Sehnsucht nach diesem

Zustande nicht unwillkürlich allerlei Einbildungen Raum zu geben. Sehr lustig sei die geträumte Herrschaft des Magnetiseurs über das fremde psychische Prinzip, wenn er sich ganz hingebe den Fantasien überspannter Personen, statt ihnen als Zaum und Zügel den krassesten Prosaismus über den Hals zu werfen. Übrigens stelle er gar nicht in Abrede, daß er sich in seinem Krankenhause selbst der magnetischen Kuren bediene. Er glaube aber, daß bei der Art, wie er sie aus reiner Überzeugung anwenden lasse, durch besonders dazu erwählte Ärzte unter seiner strengsten Aufsicht, wohl nie ein Mißbrauch möglich, sondern dagegen nur wohltätige Einwirkung auf die Kranken und Bereicherung der Kenntnis dieses geheimnisvollsten aller Heilmittel zu erwarten sei. Aller Regel entgegen wolle er, wenn ich festes Stillschweigen verspräche, um den Andrang aller Neugierigen zu verhüten, mich einer magnetischen Kur beiwohnen lassen, sollte sich ein Fall der Art ereignen.

Der Zufall führte mir bald eine der merkwürdigsten Somnambulen unter die Augen. Die Sache verhielt sich in folgender Art.

Der Arzt des Kreises fand in einem Dorfe ungefähr zwanzig Stunden von B. bei einem armen Bauer ein Mädchen von sechzehn Jahren, über deren Zustand sich die Eltern unter bitteren Tränen beklagten. Nicht gesund, sprachen sie, nicht krank sei ihr Kind zu nennen. Sie fühle keinen Schmerz, kein Übelbefinden, sie äße und tränke, sie schliefe oft ganze Tage lang, und dabei magre sie ab und würde von Tage zu Tage immer matter und kraftloser, so daß an Arbeit seit langer Zeit gar nicht zu denken. Der Arzt überzeugte sich, daß ein tiefes Nervenübel der Grund des Zustandes war, in dem sich das arme Kind befand, und daß die magnetische Kur recht eigentlich indiziert sei. Er erklärte den Eltern, daß die Heilung des Mädchens hier auf dem Dorfe ganz unmöglich, daß sie aber in B. von Grund aus geheilt werden solle, wenn sie sich entschlössen, das Kind dorthin in das Krankenhaus zu schaffen, wo sie auf das beste gepflegt werden und Medizin erhalten solle,

ohne daß sie einen Kreuzer dafür bezahlen dürften. Die Eltern taten nach schwerem Kampf, wie ihnen geheißen. Noch ehe die magnetische Kur begonnen, begab ich mich mit meinem ärztlichen Freunde in das Krankenhaus, um die Kranke zu sehn. Ich fand das Mädchen in einem hohen lichten Zimmer, das mit allen Bequemlichkeiten auf das sorgsamste versehen. Sie war für ihren Stand von sehr zartem Gliederbau, und ihr feines Gesicht wäre beinahe schön zu nennen gewesen, hätten es nicht die erloschenen Augen, die Totenbleiche, die farblosen Lippen entstellt. Wohl mochte es sein, daß ihr Übel nachteilig auf ihr Geistesvermögen gewirkt, sie schien von dem beschränktesten Verstande, faßte nur mühsam die an sie gerichteten Fragen und beantwortete sie in dem breiten unverständlichen abscheulichen Jargon, den die Bauern in der dortigen Gegend sprechen. Zu ihrem Magnetiseur hatte der Direktor einen jungen kräftigen Eleven der Arzeneikunde gewählt, dem die Offenheit und Gutmütigkeit aus allen Zügen leuchtete, und von dem er sich überzeugt hatte, daß das Mädchen ihn leiden mochte. Die magnetische Kur begann. Von neugierigen Besuchen, von Kunststücken u. dergl. war nicht die Rede. Niemand war zugegen außer dem Magnetiseur als der Direktor, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, mit sorglicher Beachtung der kleinsten Umstände die Kur leitete, und ich. Anfänglich schien das Kind wenig empfänglich, doch bald stieg sie schnell von Grad zu Grad, bis sie nach drei Wochen in den Zustand des wirklichen Hellsehens geriet. Erlaßt es mir, all der wunderbaren Erscheinungen zu erwähnen, die sich nun in jeder Krise darboten, es sei genug, euch zu versichern, daß ich hier, wo keine Täuschung möglich, mich im innersten Gemüt von der wirklichen Existenz jenes Zustandes überzeugte, den die Lehrer des Magnetismus als den höchsten Grad des Hellsehens beschreiben. In diesem Zustande ist, wie Kluge sagt, die Verbindung mit dem Magnetiseur so innig, daß der Clairvoyant es nicht bloß augenblicklich weiß, wenn die Gedanken des Magnetiseurs zerstreut und nicht auf des Clairvoyants

Zustand gerichtet sind, sondern daß er auch in der Seele des Magnetiseurs dessen Vorstellungen auf das deutlichste zu erkennen vermag. Dagegen tritt der Clairvoyant nun gänzlich unter die Herrschaft des Willens seines Magnetiseurs, durch dessen psychisches Prinzip er nur zu denken, zu sprechen, zu handeln vermag. Ganz in diesem Fall befand sich das somnambule Bauermädchen. — Ich mag euch nicht mit all dem ermüden, was sich in dieser Hinsicht mit der Kranken und ihrem Magnetiseur begab, nur ein und für mich das schneidendste Beispiel! — Das Kind sprach in jenem Zustande den reinen gebildeten Dialekt ihres Magnetiseurs und drückte sich in den Antworten, die sie ihm mehrenteils anmutig lächelnd gab, gewählt, gebildet, kurz ganz so aus, wie der Magnetiseur zu sprechen pflegte. Und dabei blühten ihre Wangen, ihre Lippen auf in glühendem Purpur, und die Züge ihres Antlitzes erschienen veredelt! —

Ich mußte erstaunen, aber diese gänzliche Willenlosigkeit der Somnambule, dies gänzliche Aufgeben des eignen Ichs, diese trostlose Abhängigkeit von einem fremden geistigen Prinzip, ja diese durch das fremde Prinzip allein bedingte Existenz erfüllte mich mit Grausen und Entsetzen. Ja, ich konnte mich des tiefsten herzzerschneidendsten Mitleids mit der Armen nicht erwehren, und dies Gefühl dauerte fort, als ich den wohltätigsten Einfluß der magnetischen Kur bemerken mußte, als die Kleine, in der vollsten kräftigsten Gesundheit aufgeblüht, dem Magnetiseur und dem Direktor, ja auch mir dankte für alles Gute, das sie genossen, und dabei ihren Jargon sprach, breiter, unverständlicher als jemals. Der Direktor schien mein Gefühl zu bemerken und es mit mir zu teilen. Verständigt haben wir uns darüber niemals und das wohl aus guten Gründen! — Nie hab' ich seitdem mich entschließen können, magnetischen Kuren beizuwohnen, was hätte ich weiter für Erfahrungen gemacht nach jenem Beispiel, das bei der vollkommnen Reinheit des Versuchs mich über die wunderbare Kraft des Magnetismus ganz ins klare setzte, zugleich aber an

einen Abgrund stellte, in den ich mit tiefem Schauer hinabblickte. — So bin ich denn nun ganz Lothars Meinung worden." —

„Und," nahm Ottmar das Wort, „und füge ich noch hinzu, daß auch ich eurer Meinung ganz beipflichte, so sind wir ja alle rücksichts des wunderbaren Geheimnisses, von dem die Rede, unter einen Hut gebracht. Irgendein tüchtiger Arzt, Verfechter des Magnetismus, wird uns zwar sehr leicht ganz und gar widerlegen, ja uns tüchtig ausschelten, daß wir, ununterrichtete Laien, es wagen, ein dunkles Gefühl der klaren Überzeugung entgegenzustellen, ich glaube indessen, daß wir schwer zu bekehren sein werden. — Doch wollen wir auch nicht vergessen, daß wir dem Magnetismus schon deshalb nicht ganz abhold sein können, weil er uns in unsern serapiontischen Versuchen sehr oft als tüchtiger Hebel dienen kann, unbekannte geheimnisvolle Kräfte in Bewegung zu setzen. Selbst du, lieber Lothar, hast dich dieses Hebels schon oft bedient, und verzeih mir, sogar in dem erbaulichen Märchen vom Nußknacker und Mausekönig ist die Marie zuweilen nichts anders als eine kleine Somnambule. — Aber wohin gerieten wir, von unserm Vinzenz sprechend!" —

„Der Übergang war natürlich," sprach Lothar, „der Weg bahnte sich von selbst. Tritt Vinzenz in unsere Brüderschaft ein, so wird gewiß noch viel von geheimnisvollen Dingen verhandelt werden, auf die er recht eigentlich ganz versessen ist. — Doch Cyprian hat schon seit mehreren Minuten nicht auf unser Gespräch gemerkt, vielmehr ein Manuskript aus der Tasche gezogen und darin geblättert. — Es ist in der Ordnung, daß wir ihm jetzt Raum geben, sein Herz zu erleichtern."

„In der Tat", sprach Cyprian, „war mir euer Gespräch über den Magnetismus langweilig und lästig, und ist's euch recht, so lese ich euch eine serapiontische Erzählung vor, zu der mich Wagenseils Nürnberger Chronik entzündet. Vergeßt nicht, daß ich keine antiquarische kritische Abhandlung jenes berühmten

Kriegs von der Wartburg habe schreiben wollen, sondern nach meiner Weise jene Sache zur Erzählung, wie mir gerade alles hell in der Seele aufging, nutzte."

Cyprian las:

Der Kampf der Sänger

Zur Zeit, wenn Frühling und Winter am Scheiden stehn, in der Nacht des Aquinoktiums, saß einer im einsamen Gemach und hatte Johann Christoph Wagenseils Buch von der Meistersinger holdseliger Kunst vor sich aufgeschlagen. Der Sturm räumte draußen tosend und brausend die Felder ab, schlug die dicken Regentropfen gegen die klirrenden Fenster und pfiff und heulte des Winters tolles Ade durch die Rauchfänge des Hauses, während die Strahlen des Vollmondes an den Wänden spielten und gaukelten wie bleiche Gespenster. Das achtete aber jener nicht, sondern schlug das Buch zu und schaute tiefsinnend, ganz befangen von dem Zauberbilde längst vergangener Zeit, das sich ihm dargestellt, in die Flammen, die im Kamin knisterten und sprühten. Da war es, als hinge ein unsichtbares Wesen einen Schleier nach dem andern über sein Haupt, so daß alles um ihn her in immer dichterem und dichterem Nebel verschwamm. Das wilde Brausen des Sturms, das Knistern des Feuers wurde zu lindem harmonischen Säuseln und Flüstern, und eine innere Stimme sprach, das ist der Traum, dessen Flügel so lieblich auf und nieder rauschen, wenn er wie ein frommes Kind sich an die Brust des Menschen legt und mit einem süßen Kuß das innere Auge weckt, daß es vermag, die anmutigsten Bilder eines höheren Lebens voll Glanz und Herrlichkeit zu erschauen. — Ein blendendes Licht zuckte empor wie Blitzstrahl, der Verschleierte schlug die Augen auf, aber kein Schleier, keine Nebelwolke verhüllten mehr seinen Blick. Er lag auf blumigen Matten in der dämmernden Nacht eines schönen dichten Waldes. Die Quellen murmelten, die Büsche

rauschten wie in heimlichem Liebesgeplauder, und dazwischen klagte eine Nachtigall ihr süßes Weh. Der Morgenwind erhob sich und bahnte, das Gewölk vor sich her aufrollend, dem hellen lieblichen Sonnenschein den Weg, der bald auf allen grünen Blättern flimmerte und die schlafenden Vögelein weckte, die in fröhlichem Trillerieren von Zweig zu Zweig flatterten und hüpften. Da erschallte von ferne her lustiges Hörnergetön, das Wild rüttelte sich raschelnd auf aus dem Schlafe, Rehe, Hirsche guckten aus dem Gebüsch den, der auf den Matten lag, neugierig an mit klugen Augen und sprangen scheu zurück in das Dickicht. Die Hörner schwiegen, aber nun erhoben sich Harfenklänge und Stimmen, so herrlich zusammentönend wie Musik des Himmels. Immer näher und näher kam der liebliche Gesang, Jäger, die Jagdspieße in den Händen, die blanken Jagdhörner um die Schulter gehängt, ritten hervor aus der Tiefe des Waldes. Ihnen folgte auf einem schönen goldgelben Roß ein stattlicher Herr im Fürstenmantel, nach alter deutscher Art gekleidet, ihm zur Seite ritt auf einem Zelter eine Dame von blendender Schönheit und köstlich geschmückt. Aber nun kamen auf sechs schönen Rossen von verschiedner Farbe sechs Männer, deren Trachten, deren bedeutungsvolle Gesichter auf eine längst verflossene Zeit hinwiesen. Die hatten den Pferden die Zügel über den Hals gelegt und spielten auf Lauten und Harfen und sangen mit wunderbar helltönenden Stimmen, während ihre Rosse, gebändigt, gelenkt durch den Zauber der süßen Musik, den Waldweg entlang auf anmutige Weise in kurzen Sprüngen nachtanzten dem fürstlichen Paar. Und wenn mitunter der Gesang einige Sekunden innehielt, stießen die Jäger in die Hörner, und der Rosse Gewieher ertönte wie ein fröhliches Jauchzen in übermütiger Lust. Reichgekleidete Pagen und Diener beschlossen den festlichen Zug, der im tiefen Dickicht des Waldes verschwand. —

Der über den seltsamen, wundervollen Anblick in tiefes Staunen Versunkene raffte sich auf von den Matten und rief

begeistert: „O Herr des Himmels: ist denn die alte prächtige Zeit erstanden aus ihrem Grabe? — wer waren denn die herrlichen Menschen!" Da sprach eine tiefe Stimme hinter ihm: „Ei, lieber Herr, solltet Ihr nicht die erkennen, die Ihr fest in Sinn und Gedanken traget?" Er schaute um sich und gewahrte einen ernsten stattlichen Mann mit einer großen schwarzen Lockenperücke auf dem Haupt und ganz schwarz nach der Art gekleidet, wie man sich ums Jahr eintausendsechshundertundachtzig tragen mochte. Er erkannte alsbald den alten gelehrten Professor Johann Christoph Wagenseil, der also weiter sprach: „Ihr hättet ja wohl gleich wissen können, daß der stattliche Herr im Fürstenmantel niemand anders war als der wackere Landgraf Hermann von Thüringen. Neben ihm ritt der Stern des Hofes, die edle Gräfin Mathilde, blutjunge Witwe des in hohen Jahren verstorbenen Grafen Cuno von Falkenstein. Die sechs Männer, welche nachritten, singend und die Lauten und Harfen rührend, sind die sechs hohen Meister des Gesanges, welche der edle Landgraf, der holdseligen Singerkunst mit Leib und Seele zugetan, an seinem Hofe versammelt hat. Jetzt geht das lustige Jagen auf, aber dann versammeln sich die Meister auf einem schönen Wiesenplan in der Mitte des Waldes und beginnen ein Wettsingen. Da wollen wir jetzt hinschreiten, damit wir schon dort sind, wenn die Jagd beendigt ist." — Sie schritten fort, während der Wald, die fernen Klüfte von den Hörnern, dem Hundegebell, dem Hussah der Jäger widerhallten. Es geschah so, wie der Professor Wagenseil es gewollt; kaum waren sie auf dem in goldnem Grün leuchtenden Wiesenplan angekommen, als der Landgraf, die Gräfin, die sechs Meister aus der Ferne sich langsam nahten: „Ich will," begann Wagenseil, „ich will Euch nun, lieber Herr! jeden der Meister besonders zeigen und mit Namen nennen. Seht Ihr wohl jenen Mann, der so fröhlich um sich schaut, der sein hellbraunes Pferd, den Zügel angezogen, so lustig hertänzeln läßt? — seht, wie der Landgraf ihm zunickt — er

JOH. CHRISTOPHORUS WAGENSEILIUS
Juris utriusq. Doctor. et Juris Publici ac
Linguarum Orientalium in Academia
Altdorfina Professor.
Natus Norimbergæ A. C. CIↃ IↃ CXXXIII

schlägt eine helle Lache auf. Das ist der muntre Walther von der Vogelweid. Der mit den breiten Schultern, mit dem starken krausen Bart, mit den ritterlichen Waffen auf dem Tiger im gewichtigen Schritt daherreitend, das ist Reinhard von Zwekhstein. — Ei, ei — der dort auf seinem kleinen Schecken, der reitet ja statt hieher waldeinwärts! Er blickt tiefsinnig vor sich her, er lächelt, als stiegen schöne Gebilde vor ihm auf aus der Erde. Das ist der stattliche Professor Heinrich Schreiber. Der ist wohl ganz abwesenden Geistes und gedenkt nicht des Wiesenplans, nicht des Wettsingens, denn seht nur, lieber Herr, wie er in den engen Waldweg hineinschiebt, daß ihm die Zweige um den Kopf schlagen. — Da sprengt Johannes Bitterolff an ihn heran. Ihr seht doch den stattlichen Herrn auf dem Falben mit dem kurzen rötlichen Bart? Er ruft den Professor an. Der erwacht aus dem Traume. Sie kehren beide zurück. — Was ist das für ein tolles Gebraus dorten in dem dichten Gebüsch? — Ei, fahren denn Windsbräute so niedrig durch den Wald? Hei! — Das ist ja ein wilder Reiter, der sein Pferd so spornt, daß es schäumend in die Lüfte steigt. Seht nur den schönen bleichen Jüngling, wie seine Augen flammen, wie alle Muskeln des Gesichts zucken vor Schmerz, als quäle ihn ein unsichtbares Wesen, das hinter ihm aufgestiegen. — Es ist Heinrich von Ofterdingen. Was mag denn über den gekommen sein? Erst ritt er ja so ruhig daher, mit gar herrlichen Tönen einstimmend in den Gesang der anderen Meister! — O seht doch, seht den prächtigen Reiter auf dem schneeweißen arabischen Pferde. Seht, wie er sich hinabschwingt, wie er, die Zügel um den Arm geschlungen, mit gar ritterlicher Courtoisie der Gräfin Mathilde die Hand reicht und sie hinabschweben läßt von dem Zelter. Wie anmutig steht er da, die holde Frau anstrahlend mit seinen hellen blauen Augen. Es ist Wolfframb von Eschinbach! — Aber nun nehmen sie alle Platz, nun beginnt wohl das Wettsingen!" —

Jeder Meister, einer nach dem andern, sang nun ein herrliches

Lied. Leicht war es zu erkennen, daß jeder sich mühte, den zu übertreffen, der vor ihm gesungen. Schien das aber nun auch keinem recht gelingen zu wollen, konnte man gar nicht entscheiden, wer von den Meistern am herrlichsten gesungen: so neigte die Dame Mathilde sich doch zu Wolfframb von Eschinbach hin mit dem Kranz, den sie für den Sieger in den Händen trug. Da sprang Heinrich von Ofterdingen auf von seinem Sitze; wildes Feuer sprühte aus seinen dunklen Augen; sowie er rasch vorschritt bis in die Mitte des Wiesenplans, riß ihm ein Windstoß das Barett vom Kopfe, das freie Haar spießte sich empor auf der totenbleichen Stirn. „Haltet ein," schrie er auf, „haltet ein! Noch ist der Preis nicht gewonnen; mein Lied, mein Lied muß erst gesungen sein, und dann mag der Landgraf entscheiden, wem der Kranz gebührt." Darauf kam, man wußte nicht auf welche Weise, eine Laute von wunderlichem Bau, beinahe anzusehen wie ein erstarrtes unheimliches Tier, in seine Hand. Die fing er an zu rühren so gewaltig, daß der ferne Wald davon erdröhnte. Dann sang er drein mit starker Stimme. Das Lied lobte und pries den fremden König, der mächtiger sei als alle andere Fürsten, und dem alle Meister demütiglich huldigen müßten, wollten sie nicht in Schande und Schmach geraten. Einige seltsam gellende Laute klangen recht verhöhnend dazwischen. Zornig blickte der Landgraf den wilden Sänger an. Da erhoben sich die anderen Meister und sangen zusammen. Ofterdingens Lied wollte darüber verklingen, stärker und stärker griff er aber in die Saiten, bis sie wie mit einem laut aufheulenden Angstgeschrei zersprangen. Statt der Laute, die Ofterdingen im Arm getragen, stand nun plötzlich eine finstre entsetzliche Gestalt vor ihm und hielt ihn, der zu Boden sinken wollte, umfaßt und hob ihn hoch empor in die Lüfte. Der Gesang der Meister verstummte im Widerhall, schwarze Nebel legten sich über Wald und Wiesenplan und hüllten alles ein in finstre Nacht. Da stieg ein in milchweißem Licht herrlich funkelnder Stern empor aus der Tiefe und wandelte daher auf

der Himmelsbahn, und ihm nach zogen die Meister auf glänzenden Wolken, singend und ihr Saitenspiel rührend. Ein flimmerndes Leuchten zitterte durch die Flur, die Stimmen des Waldes erwachten aus dumpfer Betäubung und erhoben sich und tönten lieblich hinein in die Gesänge der Meister. —

Du gewahrst es, vielgeliebter Leser! daß der, welchem dieses alles träumte, eben derjenige ist, der im Begriff steht, dich unter die Meister zu führen, mit denen er durch den Professor Johann Christoph Wagenseil bekannt wurde. —

Es begibt sich wohl, daß, sehen wir fremde Gestalten in der dämmernden Ferne daherschreiten, uns das Herz bebt vor Neugier, wer die wohl sein, was sie wohl treiben mögen. Und immer näher und näher kommen sie. Wir erkennen Farbe der Kleidung, Gesicht, wir hören ihr Gespräch, wiewohl die Worte verhallen in den weiten Lüften. Aber nun tauchen sie unter in die blauen Nebel eines tiefen Tals. Dann können wir es kaum erwarten, daß sie nur wieder aufsteigen, daß sie bei uns sich einfinden, damit wir sie erfassen, mit ihnen reden können. Denn gar zu gern möchten wir doch wissen, wie die ganz in der Nähe geformt und gestaltet sind, welche in der Ferne sich so verwunderlich ausnahmen. —

Möchte der erzählte Traum in dir, geliebter Leser, ähnliche Empfindungen erregen. Möchtest du es dem Erzähler freundlich vergönnen, daß er dich nun gleich an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen nach der schönen Wartburg bringe.

Die Meistersänger auf der Wartburg.

Es mochte wohl ums Jahr eintausendzweihundertundacht sein, als der edle Landgraf von Thüringen, eifriger Freund, rüstiger Beschützer der holdseligen Sängerkunst, sechs hohe Meister des Gesanges an seinem Hofe versammelt hatte. Es befanden sich allda Wolfframb von Eschinbach, Walther von der Vogelweid, Reinhard von Zwekhstein, Heinrich Schreiber, Johannes Bitterolff,

alle ritterlichen Ordens, und Heinrich von Ofterdingen, Bürger zu Eisenach. Wie Priester einer Kirche lebten die Meister in frommer Liebe und Eintracht beisammen, und all ihr Streben ging nur dahin, den Gesang, die schönste Gabe des Himmels, womit der Herr den Menschen gesegnet, recht in hohen Ehren zu halten. Jeder hatte nun freilich seine eigne Weise, aber wie jeder Ton eines Akkords anders klingt und doch alle Töne im lieblichsten Wohllaut zusammenklingen, so geschah es auch, daß die verschiedensten Weisen der Meister harmonisch miteinander tönten und Strahlen schienen eines Liebessterns. Daher kam es, daß keiner seine eigne Weise für die beste hielt, vielmehr jede andre hoch ehrte und wohl meinte, daß seine Weise ja gar nicht so lieblich klingen könne ohne die andern, wie denn der Ton dann erst sich recht freudig erhebt und aufschwingt, wenn der ihm verwandte erwacht und ihn liebend begrüßt.

Waren Walthers von der Vogelweid, des Landherrn, Lieder gar vornehm und zierlich und dabei voll kecker Lust, so sang Reinhard von Zwekhstein dagegen derb und ritterlich mit gewichtigen Worten. Bewies sich Heinrich Schreiber gelehrt und tiefsinnig, so war Johannes Bitterolff voller Glanz und reich an kunstvollen Gleichnissen und Wendungen. Heinrich von Ofterdingens Lieder gingen durch die innerste Seele, er wußte, selbst ganz aufgelöst in schmerzlichem Sehnen, in jedes Brust die tiefste Wehmut zu entzünden. Aber oft schnitten grelle häßliche Töne dazwischen, die mochten wohl aus dem wunden zerrissenen Gemüt kommen, in dem sich böser Hohn angesiedelt, bohrend und zehrend wie ein giftiges Insekt. Niemand wußte, wie Heinrich von solchem Unwesen befallen. Wolfframb von Eschinbach war in der Schweiz geboren. Seine Lieder voller süßer Anmut und Klarheit glichen dem reinen blauen Himmel seiner Heimat, seine Weisen klangen wie liebliches Glocken- und Schalmeiengetön. Aber dazwischen brausten auch wilde Wasserfälle, dröhnten Donner durch die Bergklüfte. Wunderbar wallte, wenn er sang, jeder mit ihm wie

auf den glänzenden Wogen eines schönen Stroms, bald sanft dahergleitend, bald kämpfend mit den sturmbewegten Wellen, bald, die Gefahr überwunden, fröhlich hinsteuernd nach dem sichern Port. Seiner Jugend unerachtet mochte Wolfframb von Eschinbach wohl für den erfahrensten von allen andern Meistern gelten, die am Hofe versammelt. Von Kindesbeinen an war er der Sängerkunst ganz und gar ergeben und zog, sowie er zum Jüngling gereift, ihr nach durch viele Lande, bis er den großen Meister traf, Friedebrand geheißen. Dieser unterwies ihn getreulich in der Kunst und teilte ihm viele Meistergedichte in Schriften mit, die Licht in sein inneres Gemüt hineinströmten, daß er das, was ihm sonst verworren und gestaltlos geschienen, nun deutlich zu erkennen vermochte. Vorzüglich aber zu Siegebrunnen in Schottland brachte ihm Meister Friedebrand etliche Bücher, aus denen er die Geschichten nahm, die er in deutsche Lieder faßte, sonderlich von Gamurret und dessen Sohn Parcivall, von Markgraf Wilhelm von Narben und dem starken Rennewart, welches Gedicht hernach ein anderer Meistersänger, Ulrich von Türkheimb, auf vornehmer Leute Bitten, die Eschinbachs Lieder wohl nicht recht verstehen mochten, in gemeine deutsche Reime brachte und zum dicken Buche ausdehnte. So mußt' es wohl kommen, daß Wolfframb wegen seiner herrlichen Kunst weit und breit berühmt wurde und vieler Fürsten und großer Herren Gunst erhielt. Er besuchte viele Höfe und bekam allenthalben stattliche Verehrungen seiner Meisterschaft, bis ihn endlich der hocherleuchtete Landgraf Hermann von Thüringen, der sein großes Lob an allen Enden verkünden hörte, an seinen Hof berief. Nicht allein Wolframbs große Kunst, sondern auch seine Milde und Demut gewannen ihm in kurzer Zeit des Landgrafs volle Gunst und Liebe, und wohl mocht' es sein, daß Heinrich von Ofterdingen, der sonst in dem hellsten Sonnenlicht der fürstlichen Gnade gestanden, ein wenig in den Schatten zurücktreten mußte. Demunerachtet hing keiner von den Meistern dem Wolfframb so mit rechter inniger

Liebe an als eben Heinrich von Ofterdingen. Wolfframb erwiderte dies aus dem tiefsten Grunde seines Gemüts, und so standen beide da, recht in Liebe verschlungen, während die andern Meister sie umgaben wie ein schöner lichter Kranz.

Heinrich von Ofterdingens Geheimnis.

Ofterdingens unruhiges, zerrissenes Wesen nahm mit jedem Tage mehr überhand. Düstrer und unsteter wurde sein Blick, blässer und blässer sein Antlitz. Statt daß die andern Meister, hatten sie die erhabensten Materien der heiligen Schrift besungen, ihre freudigen Stimmen erhoben zum Lobe der Damen und ihres wackern Herrn, klagten Ofterdingens Lieder nur die unermeßliche Qual des irdischen Seins und glichen oft dem jammernden Wehlaut des auf den Tod Wunden, der vergebens hofft auf Erlösung im Tode. Alle glaubten, er sei in trostloser Liebe; aber eitel blieb alles Mühen, ihm das Geheimnis zu entlocken. Der Landgraf selbst, dem Jünglinge mit Herz und Seele zugetan, unternahm es, ihn in einer einsamen Stunde um die Ursache seines tiefen Leids zu befragen. Er gab ihm sein fürstliches Wort, daß er alle seine Macht aufbieten wolle, irgendein bedrohliches Übel zu entfernen oder durch die Beförderung irgendeines jetzt ihm hoffnungslos scheinenden Wunsches sein schmerzliches Leiden zu wandeln in fröhliches Hoffen, allein so wenig wie die andern vermochte er den Jüngling, ihm das Innerste seiner Brust aufzutun. „Ach, mein hoher Herr," rief Ofterdingen, indem ihm die heißen Tränen aus den Augen stürzten, „ach, mein hoher Herr, weiß ich's denn selbst, welches höllische Ungeheuer mich mit glühenden Krallen gepackt hat und mich emporhält zwischen Himmel und Erde, so daß ich dieser nicht mehr angehöre und vergebens dürste nach den Freuden über mir? Die heidnischen Dichter erzählen von den Schatten Verstorbener, die nicht dem Elysium angehören, nicht dem Orkus. An den Ufern des Acheron schwanken sie umher, und die finstern Lüfte, in denen nie ein

Hoffnungsstern leuchtet, tönen wider von ihren Angstseufzern, von den entsetzlichen Wehlauten ihrer namenlosen Qual. Ihr Jammern, ihr Flehen ist umsonst, unerbittlich stößt sie der alte Fährmann zurück, wenn sie hinein wollen in den verhängnisvollen Kahn. Der Zustand dieser fürchterlichen Verdammnis ist der meinige." –

Bald nachher, als Heinrich von Ofterdingen auf diese Weise mit dem Landgrafen gesprochen, verließ er, von wirklicher Krankheit befallen, die Wartburg und begab sich nach Eisenach. Die Meister klagten, daß solch schöne Blume aus ihrem Kranze so vor der Zeit, wie angehaucht von giftigen Dünsten, dahinwelken müsse. Wolfframb von Eschinbach gab indessen keineswegs alle Hoffnung auf, sondern meinte sogar, daß eben jetzt, da Ofterdingens Gemütskrankheit sich gewendet in körperliches Leiden, Genesung nahe sein könne. Begäbe es sich denn nicht oft, daß die ahnende Seele im Vorgefühl körperlichen Schmerzes erkranke, und so sei es denn auch wohl mit Ofterdingen geschehen, den er nun getreulich trösten und pflegen wolle.

Wolfframb ging auch alsbald nach Eisenach. Als er eintrat zu Ofterdingen, lag dieser ausgestreckt auf dem Ruhebette, zum Tode matt, mit halbgeschlossenen Augen. Die Laute hing an der Wand, ganz verstaubt mit zum Teil zerrissenen Saiten. Sowie er den Freund gewahrte, richtete er sich ein wenig empor und streckte schmerzlich lächelnd ihm die Hand entgegen. Als nun Wolfframb sich zu ihm gesetzt, die herzigen Grüße von dem Landgraf und den Meistern gebracht und sonst noch viel freundliche Worte gesprochen, fing Heinrich mit matter kranker Stimme also an: „Es ist mir viel Absonderliches begegnet. Wohl mag ich mich bei euch wie ein Wahnsinniger gebärdet haben, wohl mochtet ihr alle glauben, daß irgendein in meiner Brust verschlossenes Geheimnis mich so verderblich hin und her zerre. Ach! mir selbst war ja mein trostloser Zustand ein Geheimnis. Ein wütender Schmerz zerriß meine Brust, aber unerforschlich blieb

mir seine Ursache. All mein Treiben schien mir elend und nichtswürdig, die Lieder, die ich sonst gar hoch gehalten, klangen mir falsch, schwach — des schlechtesten Schülers unwert. Und doch brannte ich, von eitlem Wahn betört, dich — alle übrigen Meister zu übertreffen. Ein unbekanntes Glück, des Himmels höchste Wonne stand hoch über mir wie ein golden funkelnder Stern — zu dem mußt' ich mich hinaufschwingen oder trostlos untergehen. Ich schaute hinauf, ich streckte die Arme sehnsuchtsvoll empor, und dann wehte es mich schaurig an mit eiskalten Flügeln und sprach: ‚Was will all dein Sehnen, all dein Hoffen? Ist dein Auge nicht verblindet, deine Kraft nicht gebrochen, daß du nicht vermagst den Strahl deiner Hoffnung zu ertragen, dein Himmelsglück zu erfassen?' — Nun — nun ist mein Geheimnis mir selbst erschlossen. Es gibt mir den Tod, aber im Tode die Seligkeit des höchsten Himmels. — Krank und siech lag ich hier im Bette. Es mochte zur Nachtzeit sein, da ließ der Wahnsinn des Fiebers, der mich tosend und brausend hin und her geworfen, von mir ab. Ich fühlte mich ruhig, eine sanfte wohltuende Wärme glitt durch mein Inneres. Es war mir, als schwämme ich im weiten Himmelsraum daher auf dunklen Wolken. Da fuhr ein funkelnder Blitz durch die Finsternis, und ich schrie laut auf: ‚Mathilde!' — Ich war erwacht, der Traum verrauscht. Das Herz bebte mir vor seltsamer süßer Angst, vor unbeschreiblicher Wonne. Ich wußte, daß ich laut gerufen: ‚Mathilde!' Ich erschrak darüber, denn ich glaubte, daß Flur und Wald, daß alle Berge, alle Klüfte den süßen Namen widertönen, daß tausend Stimmen es ihr selbst sagen würden, wie unaussprechlich bis zum Tode ich sie liebe; daß sie — sie der funkelnde Stern sei, der in mein Innerstes strahlend allen zehrenden Schmerz trostloser Sehnsucht geweckt, ja daß nun die Liebesflammen hoch emporgelodert, und daß meine Seele dürste — schmachte nach ihrer Schönheit und Holdseligkeit! — Du hast Wolfframb, nun, mein Geheimnis und magst es tief in deiner

Brust begraben. Du gewahrst, daß ich ruhig bin und heiter, und traust mir wohl, wenn ich dich versichere, daß ich lieber untergehen, als in törichtem Treiben mich euch allen verächtlich machen werde. Dir – dir, der Mathilden liebt, dem sie mit gleicher Liebe hingeneigt, mußt' ich ja eben alles sagen, alles vertrauen. Sowie ich genesen, ziehe ich, die Todeswunde in der blutenden Brust, fort in fremde Lande. Hörst du dann, daß ich geendet, so magst du Mathilden es sagen, daß ich –"

Der Jüngling vermochte nicht weiter zu sprechen, er sank wieder in die Kissen und kehrte das Gesicht hin nach der Wand. Sein starkes Schluchzen verriet den Kampf in seinem Innern. Wolfframb von Eschinbach war nicht wenig bestürzt über das, was ihm Heinrich eben entdeckt hatte. Den Blick zur Erde gesenkt, saß er da und sann und sann, wie nun der Freund zu retten von dem Wahnsinn törichter Leidenschaft, die ihn ins Verderben stürzen mußte. –

Er versuchte, allerlei tröstende Worte zu sprechen, ja sogar den kranken Jüngling zu vermögen, daß er nach der Wartburg zurückkehre und, Hoffnung in der Brust, keck hineintrete in den hellen Sonnenglanz, den die edle Dame Mathilde um sich verbreite. Er meinte sogar, daß er selbst sich Mathildens Gunst auf keine andere Weise erfreue als durch seine Lieder, und daß ja ebensogut Ofterdingen sich in schönen Liedern aufschwingen und so um Mathildens Gunst werben könne. Der arme Heinrich schaute ihn aber an mit trübem Blick und sprach: – „Niemals werdet ihr mich wohl auf der Wartburg wiedersehen. Soll ich mich denn in die Flammen stürzen? – Sterb' ich denn nicht fern von ihr den schöneren, süßeren Tod der Sehnsucht?" – Wolfframb schied, und Ofterdingen blieb in Eisenach.

Was sich weiter mit Heinrich von Ofterdingen begeben.

Es geschieht wohl, daß der Liebesschmerz in unserer Brust, die er zu zerreißen drohte, heimisch wird, so daß wir ihn gar hegen

und pflegen. Und die schneidenden Jammerlaute, sonst uns von unnennbarer Qual erpreßt, werden zu melodischen Klagen süßen Wehs, die tönen wie ein fernes Echo zurück in unser Inneres und legen sich lindernd und heilend an die blutende Wunde. So geschah es auch mit Heinrich von Ofterdingen. Er blieb in heißer sehnsüchtiger Liebe, aber er schaute nicht mehr in den schwarzen hoffnungslosen Abgrund, sondern er hob den Blick empor zu den schimmernden Frühlingswolken. Dann war es ihm, als blicke ihn die Geliebte aus ferner Höhe an mit ihren holdseligen Augen und entzünde in seiner Brust die herrlichsten Lieder, die er jemals gesungen. Er nahm die Laute herab von der Wand, bespannte sie mit neuen Saiten und trat hinaus in den schönen Frühling, der eben aufgegangen. Da zog es ihn denn nun freilich mit Gewalt hin nach der Gegend der Wartburg. Und wenn er dann in der Ferne die funkelnden Zinnen des Schlosses erblickte und daran dachte, daß er Mathilden niemals wiedersehen, daß sein Lieben nur ein trostloses Sehnen bleiben solle, daß Wolfframb von Eschinbach die Herrliche gewonnen durch die Macht des Gesanges, da gingen all die schönen Hoffnungsgebilde unter in düstere Nacht, und alle Todesqualen der Eifersucht und Verzweiflung durchschnitten sein Inneres. Dann floh er, wie von bösen Geistern getrieben, zurück in sein einsames Zimmer, da vermochte er Lieder zu singen, die ihm süße Träume und in ihnen die Geliebte selbst zuführten.

Lange Zeit hindurch war es ihm gelungen, die Nähe der Wartburg zu vermeiden. Eines Tages geriet er aber doch, selbst wußte er nicht wie, in den Wald, der vor der Wartburg lag, und aus dem heraustretend man das Schloß dicht vor Augen hatte. Er war zu dem Platz im Walde gekommen, wo zwischen dichtem Gesträuch und allerlei häßlichem stachlichten Gestrüpp sich seltsam geformtes, mit bunten Moosen bewachsenes Gestein erhob. Mühsam kletterte er bis zur Mitte herauf, so daß er durch die Schlucht die Spitzen der Wartburg in der Ferne hervorragen sah.

Da setzte er sich hin und verlor sich, alle Qual böser Gedanken bekämpfend, in süßen Hoffnungsträumen.

Längst war die Sonne untergegangen; aus den düstern Nebeln, die sich über die Berge gelagert, stieg in glühendem Rot die Mondesscheibe empor. Durch die hohen Bäume sauste der Nachtwind, und von seinem eisigen Atem angehaucht rüttelte und schüttelte sich das Gebüsch wie in Fieberschauern. Die Nachtvögel schwangen sich kreischend auf aus dem Gestein und begannen ihren irren Flug. Stärker rauschten die Waldbäche, rieselten die fernen Quellen. Aber wie nun der Mond lichter durch den Wald funkelte, wogten die Töne eines fernen Gesanges daher. Heinrich fuhr empor. Er gedachte, wie nun die Meister auf der Wartburg ihre frommen Nachtlieder angestimmt. Er sah, wie Mathilde im Davonscheiden noch den geliebten Wolfframb anblickte. Alle Liebe und Seligkeit lag in diesem Blick, der den Zauber der süßesten Träume wecken mußte in der Seele des Geliebten. — Heinrich, dem das Herz zerspringen wollte vor Sehnsucht und Verlangen, ergriff die Laute und begann ein Lied, wie er vielleicht noch niemals eins gesungen. Der Nachtwind ruhte, Baum und Gebüsch schwiegen, durch die tiefe Stille des düstern Waldes leuchteten Heinrichs Töne wie mit den Mondesstrahlen verschlungen. Als nun sein Lied in bangen Liebesseufzern dahinsterben wollte, schlug dicht hinter ihm plötzlich ein gellendes, schneidendes Gelächter auf. Entsetzt drehte er sich rasch um und erblickte eine große finstere Gestalt, die, ehe er sich noch besinnen konnte, mit recht häßlichem höhnenden Ton also begann: „Ei, habe ich doch hier schon eine ganze Weile herumgesucht, um den zu finden, der noch in tiefer Nacht solche herrliche Lieder singt. Also seid Ihr es, Heinrich von Ofterdingen? — Nun, wohl hätte ich das wissen können, denn Ihr seid doch nun einmal der allerschlechteste von all den sogenannten Meistern dort auf der Wartburg, und das tolle Lied ohne Gedanken, ohne Klang konnte wohl nur aus Euerm Munde kommen.“ Halb noch in Entsetzen, halb in aufglühendem Zorn rief Heinrich: „Wer seid

Ihr denn, daß Ihr mich kennt und glaubt, mich hier mit schnöden Worten necken zu können?" Dabei legte Ofterdingen die Hand an sein Schwert. Aber der Schwarze schlug nochmals ein gellendes Gelächter auf, und dabei fiel ein Strahl in sein leichenblasses Antlitz, daß Ofterdingen die wildfunkelnden Augen, die eingefallnen Wangen, den spitzigen rötlichen Bart, den zum grinsenden Lachen verzogenen Mund, die schwarze reiche Kleidung, das schwarzbefiederte Barett des Fremden recht deutlich gewahren konnte. „Ei," sprach der Fremde: „Ei, lieber junger Gesell, Ihr werdet doch keine Mordwaffen gegen mich gebrauchen wollen, weil ich Eure Lieder tadle? — Freilich möget ihr Sänger das nicht wohl leiden und verlanget wohl gar, daß man alles hoch preisen soll, was von euch berühmten Leuten kommt, sei es nun auch von Grund aus schlecht. Aber eben daran, daß ich das nicht achte, sondern Euch geradezu herausſage, daß Ihr statt ein Meister höchstens ein mittelmäßiger Schüler der edlen Kunst des Gesanges zu nennen seid, ja eben daran solltet Ihr erkennen, daß ich Euer wahrer Freund bin und es gut mit Euch meine." „Wie könnt Ihr," sprach Ofterdingen, von unheimlichen Schauern erfaßt, „wie könnt Ihr mein Freund sein und es gut mit mir meinen, da ich mich gar nicht erinnere, Euch jemals gesehen zu haben?" — Ohne auf diese Frage zu antworten, fuhr der Fremde fort: „Es ist hier ein wunderlich schöner Platz, die Nacht gar behaglich, ich werde mich im traulichen Mondesschimmer zu Euch setzen, und wir können, da Ihr doch jetzt nicht nach Eisenach zurückkehren werdet, noch ein wenig miteinander plaudern. Horcht auf meine Worte, sie können Euch lehrreich sein." Damit ließ sich der Fremde auf den großen bemooſten Stein dicht neben Ofterdingen nieder. Dieser kämpfte mit den seltsamsten Gefühlen. Furchtlos, wie er sonst wohl sein mochte, konnte er sich doch in der öden Einsamkeit der Nacht an diesem schaurigen Orte des tiefen Grauens nicht erwehren, das des Mannes Stimme und sein ganzes Wesen erweckte. Es

war ihm, als müsse er ihn den jähen Abhang hinab in den Waldstrom stürzen, der unten brauste. Dann fühlte er sich aber wieder gelähmt an allen Gliedern. – Der Fremde rückte indessen dicht an Ofterdingen heran und sprach leise, beinahe ihm ins Ohr flüsternd: „Ich komme von der Wartburg – ich habe dort oben die gar schlechte schülermäßige Singerei der sogenannten Meister gehört; aber die Dame Mathilde ist von solch holdem und anmutigem Wesen wie vielleicht keine mehr auf Erden." „Mathilde!" rief Ofterdingen mit dem Ton des schneidendsten Wehs. „Hoho!" – lachte der Fremde, „hoho, junger Gesell, liegt es Euch daran? Doch laßt uns jetzt von ernsthaften oder vielmehr von hohen Dingen reden: ich meine von der edlen Kunst des Gesanges. Mag es sein, daß ihr alle dort oben es recht gut meint mit euern Liedern, daß euch das alles so recht schlicht und natürlich herauskommt, aber von der eigentlichen tiefern Kunst des Sängers habt ihr wohl gar keinen Begriff. Ich will Euch nur einiges davon andeuten, dann werdet Ihr wohl selbst einsehen, wie Ihr auf dem Wege, den Ihr wandelt, niemals zu dem Ziel gelangen könnet, das Ihr Euch vorgesteckt habt." Der Schwarze begann nun in ganz absonderlichen Reden, die beinahe anzuhören wie fremde seltsame Lieder, die wahre Kunst des Gesanges zu preisen. Indem der Fremde sprach, ging Bild auf Bild in Heinrichs Seele auf und verschwand wie vom Sturm verhaucht; es war, als erschlösse sich ihm eine ganz neue Welt voll üppiger Gestalten. Jedes Wort des Fremden entzündete Blitze, die schnell aufloderten und ebenso schnell wieder erloschen. Nun stand der Vollmond hoch über dem Walde. Beide, der Fremde und Heinrich, saßen in vollstem Licht, und dieser bemerkte nun wohl, daß des Fremden Antlitz gar nicht so abscheulich war, als es ihm erst vorgekommen. Funkelte auch aus seinen Augen ein ungewöhnliches Feuer, so spielte doch (wie Heinrich bemerken wollte) um den Mund ein liebliches Lächeln, und die große Habichtsnase, die hohe Stirne dienten nur dazu, dem ganzen Gesicht den vollsten Ausdruck

tüchtiger Kraft zu geben. „Ich weiß nicht," sprach Ofterdingen, als der Fremde innehielt, „ich weiß nicht, welch ein wunderliches Gefühl Eure Reden in mir erwecken. Es ist mir, als erwache erst jetzt in mir die Ahnung des Gesanges, als wäre das alles, was ich bisher dafür gehalten, ganz schlecht und gemein, und nun erst werde mir die wahre Kunst aufgehen. Ihr seid gewiß selbst ein hoher Meister des Gesanges und werdet mich wohl als Euern fleißigen, wißbegierigen Schüler annehmen, warum ich Euch gar herzlich bitte." Der Fremde schlug wieder seine häßliche Lache auf, erhob sich vom Sitze und stand so riesengroß mit wildverzerrtem Antlitz vor Heinrich von Ofterdingen, daß diesem jenes Grauen wieder ankam, das er empfunden, als der Fremde auf ihn zutrat. Dieser sprach mit starker Stimme, die weit durch die Klüfte hallte: „Ihr meint, ich sei ein hoher Meister des Gesanges? — Nun, zuzeiten mag ich's wohl sein, aber mit Lehrstunden kann ich mich ganz und gar nicht abgeben. Mit gutem Rat diene ich gern solchen wißbegierigen Leuten, wie Ihr einer zu sein scheint. Habt Ihr wohl von dem in aller Wissenschaft tief erfahrnen Meister des Gesanges, Klingsohr geheißen, reden hören? Die Leute sagen, er sei ein großer Nekromant und habe sogar Umgang mit jemandem, der nicht überall gern gesehen. Laßt Euch das aber nicht irren, denn was die Leute nicht verstehen und handhaben können, das soll gleich was Übermenschliches sein, was dem Himmel angehört oder der Hölle. Nun! — Meister Klingsohr wird Euch den Weg zeigen, der Euch zum Ziele führt. Er hauset in Siebenbürgen, zieht hin zu ihm. Da werdet Ihr erfahren, wie die Wissenschaft und Kunst dem hohen Meister alles, was es Ergötzliches gibt auf Erden, gespendet hat in hohem Maße: Ehre — Reichtum — Gunst der Frauen. — Ja, junger Gesell! Wäre Klingsohr hier, was gält es, er brächte selbst den zärtlichen Wolfframb von Eschinbach, den seufzenden Schweizerhirten, um die schöne Gräfin Mathilde?" „Warum nennt Ihr den Namen?" — fuhr Heinrich von Ofterdingen

zornig auf, „verlaßt mich, Eure Gegenwart erregt mir Schauer!“ — „Hoho,“ lachte der Fremde, „werdet nur nicht böse, kleiner Freund! — An den Schauern, die Euch schütteln, ist die kühle Nacht schuld und Euer dünnes Wams, aber nicht ich. War es Euch denn nicht wohl zumute, als ich erwärmend an Eurer Seite saß? — Was Schauer, was Erstarren! mit Glut und Blut kann ich Euch dienen: — Gräfin Mathilde! — ja ich meinte nur, daß die Gunst der Frauen erlangt wird durch den Gesang, wie ihn Meister Klingsohr zu üben vermag. Ich habe zuvor Eure Lieder verachtet, um Euch selbst auf Eure Stümperei aufmerksam zu machen. Aber daran, daß Ihr gleich das Wahre ahntet, als ich von der eigentlichen Kunst zu Euch sprach, habt Ihr mir Eure guten Anlagen hinlänglich bewiesen. Vielleicht seid Ihr bestimmt, in Meister Klingsohrs Fußtapfen zu treten, und dann würdet Ihr Euch wohl mit gutem Glück um Mathildens Gunst bewerben können. Macht Euch auf! — zieht nach Siebenbürgen. — Aber wartet, ich will Euch, könnt Ihr nicht gleich nach Siebenbürgen ziehen, zum fleißigen Studium ein kleines Buch verehren, das Meister Klingsohr verfaßt hat, und das nicht allein die Regeln des wahren Gesanges, sondern auch einige treffliche Lieder des Meisters enthält.“

Damit hatte der Fremde ein kleines Buch hervorgeholt, dessen blutroter Deckel hell im Mondenschein flimmerte. Das überreichte er Heinrich von Ofterdingen. Sowie dieser es faßte, trat der Fremde zurück und verschwand im Dickicht.

Heinrich versank in Schlaf. Als er erwachte, war die Sonne sehr hoch aufgestiegen. Lag das rote Buch nicht auf seinem Schoße, er hätte die ganze Begebenheit mit dem Fremden für einen lebhaften Traum gehalten.

Von der Gräfin Mathilde. Ereignisse auf der Wartburg.

Gewiß, vielgeliebter Leser! befandest du dich einmal in einem Kreise, der, von holden Frauen, sinnvollen Männern gebildet, ein

schöner, von den verschiedensten in Duft und Farbenglanz miteinander wetteifernden Blumen geflochtener Kranz zu nennen. Aber wie der süße Wohllaut der Musik, über alle hinhauchend, in jedes Brust die Freude weckt und das Entzücken, so war es auch die Holdseligkeit einer hochherrlichen Frau, die über alle hinstrahlte und die anmutige Harmonie schuf, in der sich alles bewegte. In dem Glanz ihrer Schönheit wandelnd, in die Musik ihrer Rede einstimmend, erschienen die andern Frauen schöner, liebenswürdiger als sonst, und die Männer fühlten ihre Brust erweitert und vermochten mehr als jemals die Begeisterung, die sonst scheu sich im Innern verschloß, auszuströmen in Worten oder Tönen, wie es denn eben die Ordnung der Gesellschaft zuließ. So sehr die Königin sich mit frommem kindlichen Wesen mühen mochte, ihre Huld jedem zuzuteilen in gleichem Maße, doch gewahrte man, wie ihr Himmelsblick länger ruhte auf jenem Jüngling, der schweigend ihr gegenüberstand, und dessen vor süßer Rührung in Tränen glänzende Augen die Seligkeit der Liebe verkündeten, die ihm aufgegangen. Mancher mochte wohl den Glücklichen beneiden, aber keiner konnte ihn darum hassen, ja vielmehr jeder, der sonst mit ihm in Freundschaft verbunden, liebte ihn nun noch inniger um seiner Liebe willen.

So geschah es, daß an dem Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen in dem schönen Kranz der Frauen und Dichter die Gräfin Mathilde, Witwe des in hohem Alter verstorbenen Grafen Cuno von Falkenstein, die schönste Blume war, welche mit Duft und Glanz alle überstrahlte.

Wolfframb von Eschinbach, von ihrer hohen Anmut und Schönheit tief gerührt, sowie er sie erblickte, kam bald in heiße Liebe. Die andern Meister, wohl auch von der Holdseligkeit der Gräfin begeistert, priesen ihre Schönheit und Milde in vielen anmutigen Liedern. Reinhard von Zwekhstein nannte sie die Dame seiner Gedanken, für die er stehen wolle im Lustturnier und im ernsten Kampf; Walther von der Vogelweid ließ alle kecke Lust

ritterlicher Liebe aufflammen, während Heinrich Schreiber und Johannes Bitterolff sich mühten, in den wunderbarsten, kunstvollsten Gleichnissen und Wendungen die Dame Mathilde zu erheben. Doch Wolframbs Lieder kamen aus der Tiefe des liebenden Herzens und trafen, gleich funkelnden scharfgespitzten Pfeilen hervorblitzend, Mathildens Brust. Die anderen Meister gewahrten das wohl, aber es war ihnen, als umstrahle Wolframbs Liebesglück sie alle wie ein lieblicher Sonnenschimmer und gäbe auch ihren Liedern besondere Stärke und Anmut.

Der erste finstre Schatten, der in Wolframbs glanzvolles Leben fiel, war Ofterdingens unglückliches Geheimnis. Wenn er gedachte, wie die andern Meister ihn liebten, unerachtet gleich ihm auch ihnen Mathildens Schönheit hell aufgegangen, wie nur in Ofterdingens Gemüt sich mit der Liebe zugleich feindseliger Groll eingenistet und ihn fortgebannt in die öde, freudenlose Einsamkeit, da konnte er sich des bittern Schmerzes nicht erwehren. Oft war es ihm, als sei Ofterdingen nur von einem verderblichen Wahnsinn befangen, der austoben werde, dann aber fühlte er wieder recht lebhaft, daß er selbst es ja auch nicht würde haben ertragen können, wenn er sich hoffnungslos um Mathildens Gunst beworben. „Und," sprach er zu sich selbst, „und welche Macht hat denn meinem Anspruch größeres Recht gegeben? Gebührt mir denn irgendein Vorzug vor Ofterdingen? — Bin ich besser, verständiger, liebenswürdiger als er? Wo liegt der Abstand zwischen uns beiden? — Also nur die Macht eines feindlichen Verhängnisses, das mich so gut als ihn hätte treffen können, drückt ihn zu Boden, und ich, der treue Freund, gehe unbekümmert vorüber, ohne ihm die Hand zu reichen." — Solche Betrachtungen führten ihn endlich zu dem Entschluß, nach Eisenach zu gehen und alles nur Mögliche anzuwenden, Ofterdingen zur Rückkehr nach der Wartburg zu bewegen. Als er indessen nach Eisenach kam, war Heinrich von Ofterdingen verschwunden, niemand wußte, wohin er gegangen. Traurig kehrte Wolframb von Eschinbach zurück

nach der Wartburg und verkündete dem Landgrafen und den Meistern Ofterdingens Verlust. Nun erst zeigte sich recht, wie sehr sie ihn alle geliebt trotz seines zerrissenen oft bis zur höhnenden Bitterkeit mürrischen Wesens. Man betrauerte ihn wie einen Toten, und lange Zeit hindurch lag diese Trauer wie ein düstrer Schleier auf allen Gesängen der Meister und nahm ihnen allen Glanz und Klang, bis endlich das Bild des Verlornen immer mehr und mehr entwich in weite Ferne.

Der Frühling war gekommen und mit ihm alle Lust und Heiterkeit des neu erkräftigten Lebens. Auf einem anmutigen, von schönen Bäumen eingeschlossenen Platz im Garten des Schlosses waren die Meister versammelt, um das junge Laub, die hervorsprießenden Blüten und Blumen mit freudigen Liedern zu begrüßen. Der Landgraf, Gräfin Mathilde, die andern Damen hatten sich ringsumher auf Sitzen niedergelassen, eben wollte Wolfframb von Eschinbach ein Lied beginnen, als ein junger Mann, die Laute in der Hand, hinter den Bäumen hervortrat. Mit freudigem Erschrecken erkannten alle in ihm den verloren geglaubten Heinrich von Ofterdingen. Die Meister gingen auf ihn zu mit freundlichen, herzlichen Grüßen. Ohne das aber sonderlich zu beachten, nahte er sich dem Landgrafen, vor dem, und dann vor der Gräfin Mathilde, er sich ehrfurchtsvoll neigte. Er sei, sprach er dann, von der bösen Krankheit, die ihn befallen, nun gänzlich genesen und bitte, wolle man ihn vielleicht aus besonderen Gründen nicht mehr in die Zahl der Meister aufnehmen, ihm doch zu erlauben, daß er so gut wie die andern seine Lieder absinge. Der Landgraf meinte dagegen, sei er auch eine Zeitlang abwesend gewesen, so sei er doch deshalb keineswegs aus der Reihe der Meister geschieden, und er wisse nicht, wodurch er sich dem schönen Kreise, der hier versammelt, entfremdet glaube. Damit umarmte ihn der Landgraf und wies ihm selbst den Platz zwischen Walther von der Vogelweid und Wolfframb von Eschinbach an, wie er ihn sonst gehabt. Man merkte bald, daß Ofter-

dingens Wesen sich ganz und gar verändert. Statt daß er sonst den Kopf gebeugt, den Blick zu Boden gesenkt daherschlich, trat er jetzt, das Haupt emporgerichtet, starken Schrittes einher. So blaß als zuvor war das Antlitz, aber der Blick, sonst irr umherschweifend, fest und durchbohrend. Statt der tiefen Schwermut lag jetzt ein düstrer stolzer Ernst auf der Stirn, und ein seltsames Muskelspiel um Mund und Wange sprach bisweilen recht unheimlichen Hohn aus. Er würdigte die Meister keines Wortes, sondern setzte sich schweigend auf seinen Platz. Während die andern sangen, sah er in die Wolken, schob sich auf dem Sitz hin und her, zählte an den Fingern, gähnte, kurz bezeigte auf alle nur mögliche Weise Unmut und Langeweile. Wolfframb von Eschinbach sang ein Lied zum Lobe des Landgrafen und kam dann auf die Rückkehr des verloren geglaubten Freundes, die er so recht aus dem tiefsten Gemüt schilderte, daß sich alle innig gerührt fühlten. Heinrich von Ofterdingen runzelte aber die Stirn und nahm, sich von Wolfframb abwendend, die Laute, auf ihr einige wunderbare Akkorde anschlagend. Er stellte sich in die Mitte des Kreises und begann ein Lied, dessen Weise so ganz anders als alles, was die andern gesungen, so unerhört war, daß alle in die größte Verwunderung, ja zuletzt in das höchste Erstaunen gerieten. Es war, als schlüge er mit seinen gewaltigen Tönen an die dunklen Pforten eines fremden verhängnisvollen Reichs und beschwöre die Geheimnisse der unbekannten dort hausenden Macht herauf. Dann rief er die Gestirne an, und indem seine Lautentöne leiser lispelten, glaubte man der Sphären klingenden Reigen zu vernehmen. Nun rauschten die Akkorde stärker, und glühende Düfte wehten daher, und Bilder üppigen Liebesglücks flammten in dem aufgegangenen Eden aller Lust. Jeder fühlte sein Inneres erbeben in seltsamen Schauern. Als Ofterdingen geendet, war alles in tiefem Schweigen verstummt, aber dann brach der jubelnde Beifall stürmisch hervor. Die Dame Mathilde erhob sich schnell von ihrem Sitz, trat auf Ofterdingen

zu und drückte ihm den Kranz auf die Stirne, den sie als Preis des Gesanges in der Hand getragen.

Eine flammende Röte fuhr über Ofterdingens Antlitz, er ließ sich nieder auf die Knie und drückte die Hände der schönen Frau mit Inbrunst an seine Brust. Als er aufstand, traf sein funkelnder, stechender Blick den treuen Wolfframb von Eschinbach, der sich ihm nahen wollte, aber wie von einer bösen Macht feindlich berührt zurückwich. Nur ein einziger stimmte nicht ein in den begeisterten Beifall der übrigen, und das war der Landgraf, welcher, als Ofterdingen sang, sehr ernst und nachdenklich geworden und kaum vermochte, etwas zum Lobe seines wunderbaren Liedes zu sagen. Ofterdingen schien sichtlich darüber erzürnt. Es begab sich, daß am späten Abend, als schon die tiefe Dämmerung eingebrochen, Wolfframb von Eschinbach den geliebten Freund, den er überall vergebens gesucht, in einem Lustgange des Schloßgartens traf. Er eilte auf ihn zu, er drückte ihn an seine Brust und sprach: „So bist du denn, mein herzlieber Bruder, der erste Meister des Gesanges worden, den es wohl auf Erden geben mag. Wie hast du es denn angefangen, das zu erfassen, was wir alle, was du selbst wohl nicht ahntest? — Welcher Geist stand dir zu Gebot, der dir die wunderbaren Weisen einer andern Welt lehrte? — O du herrlicher hoher Meister, laß dich noch einmal umarmen.“ „Es ist,“ sprach Heinrich von Ofterdingen, indem er Wolframbs Umarmung auswich, „es ist gut, daß du es erkennest, wie hoch ich mich über euch sogenannte Meister emporgeschwungen habe, oder vielmehr wie ich allein dort gelandet und heimisch worden, wohin ihr vergebens strebt auf irren Wegen. Du wirst es mir dann nicht verargen, wenn ich euch alle mit eurer schnöden Singerei recht albern und langweilig finde.“ „So verachtest du uns,“ erwiderte Wolfframb, „die du sonst hoch in Ehren hieltest, nunmehro ganz und gar und magst nichts mehr mit uns insgemein haben? — Alle Freundschaft, alle Liebe ist aus deiner Seele gewichen, weil du ein höherer Meister bist, als wir es

sind! – Auch mich – mich hältst du deiner Liebe nicht mehr wert, weil ich vielleicht mich nicht so hoch hinaufzuschwingen vermag in meinen Liedern als du? – Ach, Heinrich, wenn ich dir sagen sollte, wie es mir bei deinem Gesange ums Herz war." – „Magst mir," sprach Heinrich von Ofterdingen, indem er höhnisch lachte, „magst mir das ja nicht verschweigen, es kann für mich lehrreich sein." „Heinrich!" begann Wolfframb mit sehr ernstem und festem Ton, „Heinrich! es ist wahr, dein Lied hatte eine ganz wunderbare unerhörte Weise, und die Gedanken stiegen hoch empor bis über die Wolken, aber mein Inneres sprach, solch ein Gesang könne nicht herausströmen aus dem rein menschlichen Gemüt, sondern müsse das Erzeugnis fremder Kräfte sein, so wie der Nekromant die heimische Erde düngt mit allerlei magischen Mitteln, daß sie die fremde Pflanze des fernsten Landes hervorzutreiben vermag. – Heinrich, du bist gewiß ein großer Meister des Gesanges geworden und hast es mit gar hohen Dingen zu tun, aber! – verstehst du noch den süßen Gruß des Abendwindes, wenn du durch des Waldes tiefe Schatten wandelst? Geht dir noch das Herz auf in frohem Mut bei dem Rauschen der Bäume, dem Brausen des Waldstroms? Blicken dich noch die Blumen an mit frommen Kindesaugen? Willst du noch vergehen in Liebesschmerz bei den Klagen der Nachtigall? Wirft dich dann noch ein unendliches Sehnen an die Brust, die sich dir liebend aufgetan? – Ach, Heinrich, es war manches in deinem Liede, wobei mich ein unheimliches Grauen erfaßte. Ich mußte an jenes entsetzliche Bild von den am Ufer des Acheron herumschwankenden Schatten denken, das du einmal dem Landgrafen aufstelltest, als er dich um die Ursache deiner Schwermut befragte. Ich mußte glauben, aller Liebe habest du entsagt, und was du dafür gewonnen, wäre nur der trostlose Schatz des verirrten Wanderers in der Wüste. – Es ist mir, – ich muß es dir geradezu heraussagen, – es ist mir, als wenn du deine Meisterschaft mit aller Freude des Lebens, die nur dem frommen kindlichen Sinn zuteil

wird, erkauft hätteſt. Eine düſtre Ahnung befängt mich. Ich denke daran, was dich von der Wartburg forttrieb, und wie du hier wieder erſchienen biſt. Es kann dir nun manches gelingen — vielleicht geht der ſchöne Hoffnungsſtern, zu dem ich bis jetzt emporblickte, auf ewig für mich unter, — doch Heinrich! — hier! — faſſe meine Hand, nie kann irgendein Groll gegen dich in meiner Seele Raum finden! — Alles Glücks unerachtet, das dich überſtrömt, findeſt du dich vielleicht einmal plötzlich an dem Rande eines tiefen, bodenloſen Abgrundes, und die Wirbel des Schwindels erfaſſen dich, und du willſt rettungslos hinabſtürzen, dann ſtehe ich feſten Mutes hinter dir und halte dich feſt mit ſtarken Armen."

Heinrich von Ofterdingen hatte alles, was Wolfframb von Eſchinbach ſprach, in tiefem Schweigen angehört. Jetzt verhüllte er ſein Geſicht im Mantel und ſprang ſchnell hinein in das Dickicht der Bäume. Wolfframb hörte, wie er leiſe ſchluchzend und ſeufzend ſich entfernte.

Der Krieg von Wartburg.

So ſehr die andern Meiſter anfangs die Lieder des ſtolzen Heinrichs von Ofterdingen bewundert und hoch erhoben hatten, ſo geſchah es doch, daß ſie bald von falſchen Weiſen, von dem eitlen Prunk, ja von der Ruchloſigkeit der Lieder zu ſprechen begannen, die Heinrich vorbringe. Nur die Dame Mathilde hatte ſich mit ganzer Seele zu dem Sänger gewendet, der ihre Schönheit und Anmut auf eine Weiſe pries, die alle Meiſter, Wolfframb von Eſchinbach, der ſich kein Urteil erlaubte, ausgenommen, für heidniſch und abſcheulich erklärten. Nicht lange währte es, ſo war die Dame Mathilde in ihrem Weſen ganz und gar verändert. Mit höhnendem Stolz ſah ſie herab auf die andern Meiſter, und ſelbſt dem armem Wolfframb von Eſchinbach hatte ſie ihre Gunſt entzogen. Es kam ſo weit, daß Heinrich von Ofterdingen die Gräfin Mathilde unterrichten mußte in der Kunſt des Geſanges, und ſie ſelbſt begann Lieder zu dichten, die gerade

so klingen sollten wie die, welche Ofterdingen sang. Seit dieser Zeit war es aber, als schwände von der berückten Frau alle Anmut und Holdseligkeit. Alles vernachlässigend, was zur Zierde holder Frauen dient, sich alles weiblichen Wesens entschlagend, wurde sie zum unheimlichen Zwitterwesen, von den Frauen gehaßt, von den Männern verlacht. Der Landgraf, befürchtend, daß der Wahnsinn der Gräfin wie eine böse Krankheit die andern Damen des Hofes ergreifen könne, erließ einen scharfen Befehl, daß keine Dame bei Strafe der Verbannung sich an das Dichten machen solle, wofür ihm die Männer, denen Mathildens Schicksal Schrecken eingejagt, herzlich dankten. Die Gräfin Mathilde verließ die Wartburg und bezog ein Schloß unfern Eisenach, wohin ihr Heinrich von Ofterdingen gefolgt wäre, hätte der Landgraf ihm nicht befohlen, noch den Kampf auszufechten, den ihm die Meister geboten. „Ihr habt," sprach Landgraf Hermann zu dem übermütigen Sänger, „Ihr habt durch Eure seltsame, unheimliche Weise den schönen Kreis, den ich hier versammelt, gar häßlich gestört. Mich konntet Ihr niemals betören, denn von dem ersten Augenblick an habe ich es erkannt, daß Eure Lieder nicht aus der Tiefe eines wackern Sängergemüts kommen, sondern nur die Frucht der Lehren irgendeines falschen Meisters sind. Was hilft aller Prunk, aller Schimmer, aller Glanz, wenn er nur dazu dienen soll, einen toten Leichnam zu umhüllen. Ihr sprecht von hohen Dingen, von den Geheimnissen der Natur, aber nicht, wie sie, süße Ahnungen des höhern Lebens, in der Brust des Menschen aufgehen, sondern wie sie der kecke Astrolog begreifen und messen will mit Zirkel und Maßstab. Schämt Euch, Heinrich von Ofterdingen, daß Ihr so geworden seid, daß Euer wackrer Geist sich gebeugt hat unter die Zucht eines unwürdigen Meisters."

„Ich weiß nicht," erwiderte Heinrich von Ofterdingen, „ich weiß nicht, mein hoher Herr, inwiefern ich Euern Zorn, Eure Vorwürfe verdiene. Vielleicht ändert Ihr indessen Eure Meinung,

wenn Ihr erfahrt, welcher Meister mir dasjenige Reich des Gesanges, welches dessen eigentlichste Heimat ist, erschlossen. In tiefer Schwermut hatte ich Euern Hof verlassen, und wohl mocht' es sein, daß der Schmerz, der mich vernichten wollte, nur das gewaltsame Treiben war der schönen Blüte, die in meinem Innern verschlossen nach dem befruchtenden Atem der höheren Natur schmachtete. Auf seltsame Weise kam mir ein Büchlein in die Hände, in welchem der höchste Meister des Gesanges auf Erden mit der tiefsten Gelehrsamkeit die Regeln der Kunst entwickelt und selbst einige Lieder hinzugefügt hatte. Je mehr ich nun in diesem Büchlein las, desto klarer wurde es mir, daß es wohl gar dürftig ausfalle, wenn der Sänger nur vermöge, das in Worte zu fassen, was er nun gerade im Herzen zu empfinden glaubt. Doch dies nicht genug — ich fühlte nach und nach mich wie verknüpft mit unbekannten Mächten, die oft statt meiner aus mir heraus sangen, und doch war und blieb ich der Sänger. Meine Sehnsucht, den Meister selbst zu schauen und aus seinem eignen Munde die tiefe Weisheit, den richtenden Verstand ausströmen zu hören, wurde zum unwiderstehlichen Triebe. Ich machte mich auf und wanderte nach Siebenbürgen. Ja! — vernehmt es, mein hoher Herr! Meister Klingsohr selbst ist es, den ich aufsuchte, und dem ich den kühnen überirdischen Schwung meiner Lieder verdanke. Nun werdet Ihr wohl von meinen Bestrebungen günstiger urteilen."

„Der Herzog von Österreich", sprach der Landgraf, „hat mir gar viel zu dem Lobe Eures Meisters gesagt und geschrieben. Meister Klingsohr ist ein in tiefen geheimen Wissenschaften erfahrener Mann. Er berechnet den Lauf der Gestirne und erkennt die wunderbaren Verschlingungen ihres Ganges mit unserer Lebensbahn. Ihm sind die Geheimnisse der Metalle, der Pflanzen, des Gesteins offenbar, und dabei ist er erfahren in den Händeln der Welt und steht dem Herzog von Österreich zur Seite mit Rat und Tat. Wie das alles aber nun mit dem reinen

Gemüt des wahren Sängers bestehen mag, weiß ich nicht und glaube auch wohl, daß eben deshalb Meister Klingsohrs Lieder, so künstlich und wohl ausgedacht, so schön geformt sie auch sein mögen, mein Gemüt ganz und gar nicht rühren können. — Nun, Heinrich von Ofterdingen, meine Meister, beinahe erzürnt über dein stolzes, hochfahrendes Wesen, wollen mit dir um den Preis singen einige Tage hindurch, das mag denn nun geschehen."

Der Kampf der Meister begann. Sei es aber nun, daß Heinrichs durch falsche Lehren irre gewordener Geist sich gar nicht mehr zu fassen vermochte in dem reinen Strahl des wahrhaftigen Gemüts oder daß besondere Begeisterung die Kraft der andern Meister verdoppelte: — genug! — jeder, wider Ofterdingen singend, jeder ihn besiegend, erhielt den Preis, um den dieser sich vergebens mühte. Ofterdingen ergrimmte über diese Schmach und begann nun Lieder, die, mit verhöhnenden Anspielungen auf den Landgrafen Hermann, den Herzog von Österreich, Leopold den Siebenten, bis über die Sterne erhoben und ihn die hellfunkelnde Sonne nannten, welche allein aller Kunst aufgegangen. Kam nun noch hinzu, daß er ebenso die Frauen am Hofe mit schnöden Worten angriff und die Schönheit und Holdseligkeit der Dame Mathilde allein auf heidnische ruchlose Art zu preisen fortfuhr, so konnt' es nicht fehlen, daß alle Meister, selbst den sanften Wolfframb von Eschinbach nicht ausgenommen, in gerechten Zorn gerieten und in den heftigsten, schonungslosesten Liedern seine Meisterschaft zu Boden traten. Heinrich Schreiber und Johannes Bitterolff bewiesen, den falschen Prunk von Ofterdingens Liedern abstreifend, die Elendigkeit der magern Gestalt, die sich dahinter verborgen, aber Walther von der Vogelweid und Reinhard von Zwekhstein gingen weiter. Die sagten, Ofterdingens schnödes Beginnen verdiene schwere Rache, und die wollten sie an ihm nehmen mit dem Schwerte in der Hand.

So sah nun Heinrich von Ofterdingen seine Meisterschaft in den Staub getreten und selbst sein Leben bedroht. Voller Wut

und Verzweiflung rief er den edelgesinnten Landgrafen Hermann an, sein Leben zu schützen, ja noch mehr, die Entscheidung des Streites über die Meisterschaft des Gesanges dem berühmtesten Sänger der Zeit, dem Meister Klingsohr, zu überlassen. „Es ist," sprach der Landgraf, „es ist nunmehr mit Euch und den Meistern so weit gekommen, daß es noch um anderes gilt als um die Meisterschaft des Gesanges. Ihr habt in Euern wahnsinnigen Liedern mich, Ihr habt die holden Frauen an meinem Hofe schwer beleidigt. Euer Kampf betrifft also nicht mehr die Meisterschaft allein sondern auch meine Ehre, die Ehre der Damen. Doch soll alles im Wettsingen ausgemacht werden, und ich gestatte es, daß Euer Meister Klingsohr selbst entscheide. Einer von meinen Meistern, das Los soll ihn nennen, stellt sich Euch gegenüber, und die Materie, worüber zu singen, möget ihr beide dann selbst wählen. — Aber der Henker soll mit entblößtem Schwerte hinter euch stehen, und wer verliert, werde augenblicklich hingerichtet. — Gehet, — schaffet, daß Meister Klingsohr binnen Jahresfrist nach der Wartburg komme und den Kampf auf Tod und Leben entscheide." — Heinrich von Ofterdingen machte sich davon, und so war zurzeit die Ruhe auf der Wartburg wiederhergestellt.

Die Lieder, welche die Meister wider Heinrich von Ofterdingen gesungen, waren damals der Krieg von Wartburg geheißen.

Meister Klingsohr kommt nach Eisenach.

Beinahe ein Jahr war verflossen, als die Nachricht nach der Wartburg kam, daß Meister Klingsohr wirklich in Eisenach angelangt und bei dem Bürger, Helgrefe geheißen, vor dem St. Georgentore eingezogen sei. Die Meister freuten sich nicht wenig, daß nun wirklich der böse Streit mit Heinrich von Ofterdingen geschlichtet werden solle, keiner war aber so voller Ungeduld, den weltberühmten Mann von Angesicht zu Angesicht zu schauen, als Wolfframb von Eschinbach. „Mag es sein," sprach er zu

sich selbst, „mag es sein, daß, wie die Leute sagen, Klingsohr bösen Künsten ergeben ist, daß unheimliche Mächte ihm zu Gebote stehen, ja ihm wohl gar geholfen zur Meisterschaft in allem Wissen; aber wächst nicht der edelste Wein auf der verglühten Lava? Was geht es den dürstenden Wandrer an, daß die Trauben, an denen er sich erlabt, aus der Glut der Hölle selbst emporgekeimt sind? So will ich mich an des Meisters tiefer Wissenschaft und Lehre erfreuen, ohne weiter zu forschen und ohne mehr davon zu bewahren, als was ein reines frommes Gemüt in sich zu tragen vermag."

Wolfframb machte sich alsbald auf nach Eisenach. Als er vor das Haus des Bürgers Helgrefe kam, fand er einen Haufen Leute versammelt, die alle sehnsüchtig nach dem Erker hinaufblickten. Er erkannte unter ihnen viele junge Leute als Schüler des Gesanges, die hörten nicht auf, dieses, jenes von dem berühmten Meister vorzubringen. Der eine hatte die Worte aufgeschrieben, die Klingsohr gesprochen, als er zu Helgrefe eingetreten, der andere wußte genau, was der Meister zu Mittag gespeiset, der dritte behauptete, daß ihn der Meister wirklich angeblickt und gelächelt, weil er ihn als Sänger erkannt am Barett, das er genau so trage wie Klingsohr, der vierte fing sogar ein Lied an, von dem er behauptete, es sei nach Klingsohrs Weise gedichtet. Genug, es war ein unruhiges Treiben hin und her. Wolfframb von Eschinbach drang endlich mit Mühe durch und trat ins Haus. Helgrefe hieß ihn freundlich willkommen und lief herauf, um ihn seinem Begehren gemäß bei dem Meister melden zu lassen. Da hieß es aber, der Meister sei im Studieren begriffen und könne jetzt mit niemanden sprechen. In zwei Stunden solle man wiederum anfragen. Wolfframb mußte sich diesen Aufschub gefallen lassen. Nachdem er nach zwei Stunden wiedergekommen und noch eine Stunde gewartet, durfte Helgrefe ihn hinaufführen. Ein seltsam in bunter Seide gekleideter Diener öffnete die Türe des Gemachs, und Wolfframb

trat hinein. Da gewahrte er einen großen stattlichen Mann, in einen langen Talar von dunkelrotem Sammt mit weiten Ärmeln und mit Zobel reich besetzt gekleidet, der mit langsamen, gravitätischen Schritten die Stube entlang hin und her wandelte. Sein Gesicht war beinahe anzusehen, wie die heidnischen Bildner ihren Gott Jupiter darzustellen pflegten, solch ein gebieterischer Ernst lag auf der Stirne, solch drohende Flammen blitzten aus den großen Augen. Um Kinn und Wangen legte sich ein wohlgekräuselter schwarzer Bart, und das Haupt bedeckte ein fremd geformtes Barett oder ein sonderbar verschlungenes Tuch, man konnte das nicht unterscheiden. Der Meister hatte die Arme vor der Brust übereinandergeschlagen und sprach mit hellklingender Stimme im Auf- und Abschreiten Worte, die Wolframb gar nicht verstand. Sich im Zimmer umschauend, das mit Büchern und allerlei wunderlichen Gerätschaften angefüllt war, erblickte Wolframb in einer Ecke ein kleines, kaum drei Fuß hohes, altes blasses Männlein, das auf einem hohen Stuhl vor einem Pulte saß und mit einer silbernen Feder auf einem großen Pergamentblatt emsig alles aufzuschreiben schien, was Meister Klingsohr sprach. Es hatte eine feine Weile gedauert, da fielen endlich des Meisters starre Blicke auf Wolframb von Eschinbach, und mit dem Sprechen innehaltend, blieb er in der Mitte des Zimmers stehen. Wolframb begrüßte den Meister nun mit anmutigen Versen im schwarzen Ton. Er sagte, wie er gekommen sei, um sich zu erbauen an Klingsohrs hoher Meisterkunst, und bat, er solle nun ihm antworten im gleichen Ton und so seine Kunst hören lassen. Da maß ihn der Meister mit zornigen Blicken von Kopf bis zu Fuß und sprach dann: „Ei, wer seid Ihr denn, junger Gesell! daß Ihr es wagt, hier so mit Euren albernen Versen hereinzubrechen und mich sogar herauszufordern, als sollt' es ein Wettsingen gelten? Ha! Ihr seid ja wohl Wolframb von Eschinbach, der allerungeschickteste, ungelehrteste Laie von allen, die sich dort oben auf der Wartburg Meister des Gesanges

nennen? — Nein, mein lieber Knabe, Ihr müßt wohl noch etwas wachsen, ehe Ihr Euch mit mir zu messen Verlangen tragen könnt." Einen solchen Empfang hatte Wolfframb von Eschinbach gar nicht erwartet. Das Blut wallte ihm auf vor Klingsohrs schnöden Worten, er fühlte lebhafter als jemals die ihm inwohnende Kraft, die ihm die Macht des Himmels verliehen. Ernst und fest blickte er dem stolzen Meister ins Auge und sprach dann: „Ihr tut gar nicht gut, Meister Klingsohr, daß Ihr in solchen bittern, harten Ton fallet, statt mir liebreich und freundlich, wie ich Euch begrüßte, zu antworten. Ich weiß es, daß Ihr mir in aller Wissenschaft und wohl auch in der Kunst des Gesanges weit überlegen seid, aber das berechtigt Euch nicht zu der eitlen Prahlerei, die Ihr als Eurer unwürdig verachten müßtet. Ich sage es Euch frei heraus, Meister Klingsohr! daß ich nunmehr das glaube, was die Welt von Euch behauptet. Die Macht der Hölle sollt Ihr bezwingen, Umgang mit bösen Geistern sollt Ihr haben mittelst der unheimlichen Wissenschaften, die Ihr getrieben. Daher soll Eure Meisterschaft kommen, weil Ihr aus der Tiefe die schwarzen Geister ins helle Leben heraufbeschworen, vor denen sich der menschliche Geist entsetzt. Und so ist es nur dieses Entsetzen, was Euch den Sieg verschafft, und nicht die tiefe Rührung der Liebe, welche aus dem reinen Gemüt des Sängers strömt in das verwandte Herz, das in süßen Banden gefangen ihm untertan wird. Daher seid Ihr so stolz, wie kein Sänger es sein kann, der reinen Herzens geblieben." „Hoho," erwiderte Meister Klingsohr, „hoho, junger Gesell, versteigt Euch nicht so hoch! — Was meinen Umgang mit unheimlichen Mächten betrifft, davon schweigt, das versteht Ihr nicht. Daß ich daher meine Meisterschaft des Gesanges dem zu verdanken haben soll, das ist das abgeschmackte Gewäsch einfältiger Kinder. Aber sagt mir doch, woher Euch die Kunst des Gesanges gekommen? Glaubt Ihr, daß ich nicht wußte, wie zu Siegebrunnen in Schottland Meister Friedebrand Euch einige

Bücher borgte, die Ihr undankbar nicht zurückgabt, sondern an Euch behieltet, alle Eure Lieder daraus schöpfend? Hei! — hat mir der Teufel geholfen, so half Euch Euer undankbares Herz." Wolfframb erschrak beinahe vor diesem häßlichen Vorwurf. Er legte die Hand auf die Brust und sprach: „So wahr mir Gott helfe! — Der Geist der Lüge ist mächtig in Euch, Meister Klingsohr — wie hätte ich denn meinen hohen Meister Friedebrand so schändlich betrügen sollen um seine herrliche Schriften. Wißt, Meister Klingsohr, daß ich diese Schriften nur so lange, wie Friedebrand es wollte, in Händen hielt, daß er sie dann von mir wiedernahm. Habt Ihr denn nie Euch aus den Schriften anderer Meister belehrt?" „Mag," fuhr Meister Klingsohr fort, ohne auf Wolframbs Rede sonderlich zu achten, „mag dem sein wie ihm wolle, woher möget Ihr denn nun Eure Kunst haben? Was berechtigt Euch, sich mir gleichzustellen? Wißt Ihr nicht, wie ich zu Rom, zu Paris, zu Krakau den Studien fleißig obgelegen, wie ich selbst nach den fernsten Morgenländern gereiset und die Geheimnisse der weisen Araber erforscht, wie ich dann auf allen Singschulen das Beste getan und wider alle, die in den Streit mit mir gegangen, den Preis errungen, wie ich ein Meister der sieben freien Künste worden? — Aber Ihr, der Ihr, entfernt von aller Wissenschaft und Kunst, in dem öden Schweizerlande gehauset, der Ihr ein in aller Schrift unerfahrner Laie geblieben, wie solltet Ihr denn zur Kunst des wahren Gesanges kommen?" Wolframbs Zorn hatte sich indessen ganz gelegt, welches wohl daher rühren mochte, daß bei Klingsohrs prahlerischen Reden die köstliche Gabe des Gesanges in seinem Innern heller und freudiger hervorleuchtete, wie die Sonnenstrahlen schöner funkeln, wenn sie siegend durch die düstern Wolken brechen, die der wilde Sturm herangejagt. Ein mildes anmutiges Lächeln hatte sich über sein ganzes Antlitz gelegt, und er sprach mit ruhigem, gefaßtem Ton zu dem zornigen Meister Klingsohr: „Ei, mein lieber Meister, wohl könnt' ich Euch ent-

gegnen, daß, hab' ich gleich nicht zu Rom und Paris studiert, suchte ich gleich nicht die weisen Araber auf in ihrer eignen Heimat, ich doch nächst meinem hohen Meister Friedebrand, dem ich nachzog bis ins tiefe Schottland, noch viele gar kunstreiche Sänger vernahm, deren Unterricht mir vielen Nutzen brachte, daß ich an vielen Höfen unserer hohen deutschen Fürsten gleich Euch den Preis des Gesanges gewann. Ich meine aber, daß wohl aller Unterricht, alles Vernehmen der höchsten Meister mir gar nichts geholfen haben würde, wenn die ewige Macht des Himmels nicht den Funken in mein Innres gelegt hätte, der in den schönen Strahlen des Gesanges aufgeglommen, wenn ich nicht mit liebendem Gemüt alles Falsche und Böse von mir fern gehalten und noch hielte, wenn ich nicht mich mühte in reiner Begeisterung, nur das zu singen, was meine Brust mit freudiger, süßer Wehmut ganz und gar erfüllt."

Selbst wußte Wolfframb von Eschinbach nicht, wie es geschah, daß er ein herrliches Lied im güldnen Ton begann, das er erst vor kurzem gedichtet.

Meister Klingsohr ging voller Wut auf und ab; dann blieb er vor Wolfframb stehen und blickte ihn an, als wolle er ihn durchbohren mit seinen starren glühenden Augen. Als Wolfframb geendet, legte Klingsohr beide Hände auf Wolframbs Schultern und sprach sanft und gelassen: „Nun, Wolfframb, weil Ihr es denn nicht anders wollt, so laßt uns um die Wette singen in allerlei künstlichen Tönen und Weisen. Doch laßt uns anderswohin gehen, das Gemach taugt zu dergleichen nicht, und Ihr sollt überdem einen Becher edlen Weins mit mir genießen."

In dem Augenblick stürzte das kleine Männlein, das erst geschrieben, hinab von dem Stuhle und gab bei dem harten Fall auf den Boden einen feinen ächzenden Laut von sich. Klingsohr drehte sich rasch um und stieß mit dem Fuße den Kleinen in den unter dem Pulte befindlichen Schrank, den er verschloß. Wolfframb hörte das Männlein leise weinen und schluchzen. Nun schlug

Klingsohr die Bücher zu, welche ringsumher offen herumlagen, und jedesmal, wenn ein Deckel niederklappte, ging ein seltsamer schauerlicher Ton wie ein tiefer Todesseufzer durch die Zimmer. Wunderliche Wurzeln nahm nun Klingsohr in die Hand, die in dem Augenblick anzusehen waren wie fremde unheimliche Kreaturen und mit den Faden und Ästen zappelten wie mit Armen und Beinen, ja oft zuckte ein kleines verzerrtes Menschengesichtlein hervor, das auf häßliche Weise grinste und lachte. Und dabei wurd' es in den Schränken ringsumher unruhig, und ein großer Vogel schwirrte in irrem Fluge umher mit goldgleißendem Fittich. Die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen, Wolfframb fühlte sich von tiefem Grauen erfaßt. Da nahm Klingsohr aus einer Kapsel einen Stein hervor, der sogleich im ganzen Gemach den hellsten Sonnenglanz verbreitete. Alles wurde still, und Wolfframb sah und hörte nichts mehr von dem, was ihm erst Entsetzen erregt.

Zwei Diener, so seltsamlich in bunter Seide gekleidet wie der, welcher erst die Türe des Gemachs geöffnet, traten hinein mit prächtigen Kleidern, die sie dem Meister Klingsohr anlegten.

Beide, Meister Klingsohr und Wolfframb von Eschinbach, gingen nun zusammen nach dem Ratskeller.

Sie hatten auf Versöhnung und Freundschaft getrunken und sangen nun widereinander in den verschiedensten künstlichsten Weisen. Kein Meister war zugegen, der hätte entscheiden können, wer den andern besieget, aber jeder würde den Klingsohr für überwunden gehalten haben, denn so sehr er sich in großer Kunst, in mächtigem Verstande mühte, niemals konnte er nur im mindesten die Stärke und Anmut der einfachen Lieder erreichen, welche Wolfframb von Eschinbach vorbrachte.

Wolfframb hatte eben ein gar herrliches Lied geendet, als Meister Klingsohr, zurückgelehnt in den Polsterstuhl, den Blick niedergeschlagen, mit gedämpfter düstrer Stimme sprach: „Ihr habt mich vorhin übermütig und prahlerisch genannt, Meister Wolfframb, aber sehr würdet Ihr irren, wenn Ihr etwa glaubtet,

daß mein Blick, verblendet durch einfältige Eitelkeit, nicht sollte die wahre Kunst des Gesanges erkennen können, ich möge sie nun antreffen in der Wildnis oder in dem Meistersaal. Keiner ist hier, der zwischen uns richten könnte, aber ich sage Euch, Ihr habt mich überwunden, Meister Wolfframb, und daß ich Euch das sage, daran möget Ihr auch die Wahrhaftigkeit meiner Kunst erkennen."

„Ei, mein lieber Meister Klingsohr," erwiderte Wolfframb von Eschinbach, „wohl mocht' es sein, daß eine besondere Freudigkeit, die in meiner Brust aufgegangen, meine Lieder mir heute besser gelingen ließ als sonst, aber ferne sei es von mir, daß ich mich deshalb über Euch stellen sollte. Vielleicht war heute Euer Inneres verschlossen. Pflegt es denn nicht zu geschehen, daß manchmal eine drückende Last auf einem ruht wie ein düstrer Nebel auf heller Wiese, vor dem die Blumen nicht vermögen, ihre glänzenden Häupter zu erheben. Aber erklärt Ihr Euch heute auch für überwunden, so habe ich doch in Euern schönen Liedern gar Herrliches vernommen, und es kann sein, daß morgen Ihr den Sieg erringet."

Meister Klingsohr sprach: „Wozu hilft Euch Eure fromme Bescheidenheit!" sprang dann schnell vom Stuhle auf, stellte sich, den Rücken Wolfframb zugekehrt, unter das hohe Fenster und schaute schweigend in die bleichen Mondesstrahlen, die aus der Höhe hinabfielen.

Das hatte wohl einige Minuten gedauert, da drehte er sich um, ging auf Wolfframb los und sprach, indem ihm die Augen vor Zorn funkelten, mit starker Stimme: „Ihr habt recht, Wolfframb von Eschinbach, über finstre Mächte gebietet meine Wissenschaft, unser inneres Wesen muß uns entzweien. Mich habt Ihr überwunden, aber in der Nacht, die dieser folgt, will ich Euch einen schicken, der Nasias geheißen. Mit dem beginnt ein Wettsingen und seht Euch vor, daß der Euch nicht überwinde."

Damit stürmte Meister Klingsohr fort zur Türe des Ratskellers hinaus.

Nasias kommt in der Nacht zu Wolfframb von Eschinbach.

Wolfframb wohnte in Eisenach dem Brothause gegenüber bei einem Bürger, Gottschalk geheißen. Das war ein freundlicher frommer Mann, der seinen Gast hoch in Ehren hielt. Es mochte wohl sein, daß, unerachtet Klingsohr und Eschinbach auf dem Ratskeller sich einsam und unbelauscht geglaubt, doch manche, vielleicht von jenen jungen Schülern des Gesanges, die dem berühmten Meister auf Schritt und Tritt folgten und jedes Wort, das von seinen Lippen kam, zu erhaschen suchten, Mittel gefunden hatten, das Wettsingen der Meister zu erhorchen. Durch ganz Eisenach war das Gerücht gedrungen, wie Wolfframb von Eschinbach den großen Meister Klingsohr im Gesange besieget, und so hatte auch Gottschalk es erfahren. Voller Freude lief er herauf zu seinem Gast und fragte, wie das nur habe geschehen können, daß sich der stolze Meister auf dem Ratskeller in ein Wettsingen eingelassen? Wolfframb erzählte getreulich, wie sich alles begeben, und verschwieg nicht, wie Meister Klingsohr gedroht, ihm in der Nacht einen auf den Hals zu schicken, der Nasias geheißen und mit dem er um die Wette singen solle. Da erblaßte Gottschalk vor Schreck, schlug die Hände zusammen und rief mit wehmütiger Stimme: „Ach, du Gott im Himmel, wißt Ihr's denn nicht, lieber Herr, daß es Meister Klingsohr mit bösen Geistern zu tun hat, die ihm untertan sind und seinen Willen tun müssen. Helgrefe, bei dem Meister Klingsohr Wohnung genommen, hat seinen Nachbarsleuten die wunderlichsten Dinge von seinem Treiben erzählt. Zur Nachtzeit soll es oft sein, als wäre eine große Gesellschaft versammelt, obschon man niemand ins Haus gehen sehen, und dann beginne ein seltsames Singen und tolles Wirtschaften, und blendendes Licht strahle durch die Fenster! Ach, vielleicht ist dieser Nasias, mit dem er Euch bedroht, der böse Feind selbst, der Euch ins Verderben stürzen wird! — Zieht fort, lieber Herr, wartet den bedrohlichen Besuch nicht ab; ja, ich be-

schwöre Euch: zieht fort." – „Ei," erwiderte Wolfframb von Eschinbach, „ei, lieber Hauswirt Gottschalk, wie sollt' ich denn scheu dem mir gebotenen Wettsingen ausweichen, das wäre ja gar nicht Meistersängers Art. Mag nun Nasias ein böser Geist sein oder nicht, ich erwarte ihn ruhig. Vielleicht übertönt er mich mit allerlei acherontischen Liedern, aber vergebens wird er versuchen, meinen frommen Sinn zu betören und meiner unsterblichen Seele zu schaden." „Ich weiß es schon," sprach Gottschalk, „ich weiß es schon, Ihr seid ein gar mutiger Herr, der eben den Teufel selbst nicht fürchtet. Wollt Ihr denn nun durchaus hier bleiben, so erlaubt wenigstens, daß künftige Nacht mein Knecht Jonas bei Euch bleibe. Das ist ein tüchtiger frommer Mensch mit breiten Schultern, dem das Singen durchaus nicht schadet. Solltet Ihr nun etwa vor dem Teufelsgeplärre schwach und ohnmächtig werden und Nasias Euch was anhaben wollen, so soll Jonas ein Geschrei erheben, und wir rücken dann an mit Weihwasser und geweihten Kerzen. Auch soll der Teufel den Geruch von Bisam nicht vertragen können, den in einem Säckchen ein Kapuziner auf der Brust getragen. Den will ich ebenfalls in Bereitschaft halten, und sobald Jonas geschrien, dermaßen räuchern, daß dem Meister Nasias im Singen der Atem vergehn soll." Wolfframb von Eschinbach lächelte über seines Hauswirts gutmütige Besorglichkeit und meinte, er sei nun einmal auf alles gefaßt und wolle es schon mit dem Nasias aufnehmen. Jonas, der fromme Mensch mit breiten Schultern und gewappnet gegen alles Singen möge aber immerhin bei ihm bleiben. Die verhängnisvolle Nacht war hereingebrochen. Noch blieb alles still. Da schwirrten und dröhnten die Gewichte der Kirchuhr, es schlug zwölfe. Ein Windstoß brauste durch das Haus, häßliche Stimmen heulten durcheinander, und ein wildes krächzendes Angstgeschrei wie von verscheuchten Nachtvögeln fuhr auf. Wolfframb von Eschinbach hatte allerlei schönen frommen Dichtergedanken Raum gegeben und des bösen Besuchs beinahe vergessen. Jetzt rannen

doch Eisschauer durch sein Innres, er faßte sich aber mit Macht zusammen und trat in die Mitte des Gemachs. Mit einem gewaltigen Schlage, von dem das ganze Haus erdröhnte, sprang die Türe auf, und eine große, von rotem Feuerglanze umflossene Gestalt stand vor ihm und schaute ihn an mit glühenden tückischen Augen. Die Gestalt war von solch greulichem Ansehen, daß wohl manchem andern aller Mut entflohen, ja daß er, von wildem Entsetzen erfaßt, zu Boden gesunken, doch Wolfframb hielt sich aufrecht und fragte mit ernstem nachdrücklichen Ton: „Was habt Ihr des Orts zu tun oder zu suchen?" Da rief die Gestalt mit widrig gellender Stimme: „Ich bin Nasias und gekommen, mit Euch zu gehen in den Kampf der Sängerkunst." Nasias schlug den großen Mantel auseinander, und Wolfframb gewahrte, daß er unter den Armen eine Menge Bücher trug, die er nun auf den Tisch fallen ließ, der ihm zur Seite stand. Nasias fing auch alsbald ein wunderliches Lied an von den sieben Planeten und von der himmlischen Sphären Musik, wie sie in dem Traum des Scipio beschrieben, und wechselte mit den künstlichsten, seltsamsten Weisen. Wolfframb hatte sich in seinen großen Polsterstuhl gesetzt und hörte ruhig mit niedergeschlagenen Blicken alles an, was Nasias vorbrachte. Als der nun sein Lied endlich geschlossen, begann Eschinbach eine schöne fromme Weise von geistlichen Dingen. Da sprang Nasias hin und her und wollte dazwischen plärren und mit den schweren Büchern, die er mitgebracht, nach dem Sänger werfen, aber je heller und mächtiger Wolframbs Lied wurde, desto mehr verblaßte Nasias' Feuerglanz, desto mehr schrumpfte seine Gestalt zusammen, so daß er zuletzt eine Spanne lang mit seinem roten Mäntelchen und der dicken Halskrause an den Schränken auf und ab kletterte, widrig quäkend und miauend. Wolfframb, nachdem er geendet, wollte ihn ergreifen, da schoß er aber plötzlich auf, so hoch wie er zuvor gewesen, und hauchte zischende Feuerflammen um sich her. „Hei, hei," rief Nasias dann mit hohler entsetzlicher Stimme,

„hei, hei! spaße nicht mit mir, Geselle! — Ein guter Theologe magst du sein und dich wohl verstehen auf die Spitzfündigkeiten und Lehren Eures dicken Buchs, aber darum bist du noch kein Sänger, der sich messen kann mit mir und meinem Meister. Laßt uns ein schönes Liebeslied singen, und du magst dich dann vorsehen mit deiner Meisterschaft.“ Nasias begann nun ein Lied von der schönen Helena und von den überschwenglichen Freuden des Venusberges. In der Tat klang das Lied gar verlockend, und es war, als wenn die Flammen, die Nasias um sich sprühte, zu lüsterne Begierde und Liebeslust atmenden Düften würden, in denen die süßen Töne auf und nieder wogten wie gaukelnde Liebesgötter. So wie die vorigen Lieder hörte Wolfframb auch dieses ruhig mit niedergesenktem Blicke an. Aber bald war es ihm, als wandle er in den düstern Gängen eines lieblichen Gartens und die holden Töne einer herrlichen Musik schlüpften über die Blumenbeete hin und brächen wie flimmerndes Morgenrot durch das dunkle Laub und das Lied des Bösen versinke in Nacht vor ihnen, wie der scheue Nachtvogel sich krächzend hinabstürzt in die tiefe Schlucht vor dem siegenden Tage. Und als die Töne heller und heller strahlten, bebte ihm die Brust vor süßer Ahnung und unaussprechlicher Sehnsucht. Da trat sie, sein einziges Leben, in vollem Glanz aller Schönheit und Holdseligkeit hervor aus dem dichten Gebüsch, und in tausend Liebesseufzern die herrlichste Frau grüßend, rauschten die Blätter und plätscherten die blanken Springbrunnen. Wie auf den Fittichen eines schönen Schwans schwebte sie daher auf den Flügeln des Gesanges, und sowie ihr Himmelsblick ihn traf, war alle Seligkeit der reinsten, frömmsten Liebe entzündet in seinem Innern. Vergebens rang er nach Worten, nach Tönen. Sowie sie verschwunden, warf er sich voll des seligsten Entzückens hin auf den bunten Rasen. Er rief ihren Namen in die Lüfte hinein, er umschlang in heißer Sehnsucht die hohen Lilien, er küßte die Rosen auf den glühenden Mund, und alle Blumen verstanden

sein Glück, und der Morgenwind, die Quellen, die Büsche sprachen mit ihm von der unnennbaren Lust frommer Liebe! — So gedachte Wolfframb, während daß Nasias fortfuhr mit seinen eitlen Liebesliedern, jenes Augenblicks, als er die Dame Mathilde zum erstenmal erblickte in dem Garten auf der Wartburg, sie selbst stand vor ihm in der Holdseligkeit und Anmut wie damals, sie blickte ihn an wie damals, so fromm und liebend. Wolfframb hatte nichts vernommen von dem Gesange des Bösen; als dieser aber nun schwieg, begann Wolfframb ein Lied, das in den herrlichsten, gewaltigsten Tönen die Himmelsseligkeit der reinen Liebe des frommen Sängers pries.

Unruhiger und unruhiger wurde der Böse, bis er endlich auf garstige Weise zu meckern und herumzuspringen und im Gemach allerlei Unfug zu treiben begann. Da stand Wolfframb auf von seinem Polsterstuhl und befahl dem Bösen in Christus und der Heiligen Namen, sich davonzupacken. Nasias, heftige Flammen um sich sprühend, raffte seine Bücher zusammen und rief mit höhnischem Gelächter: „Schnib, Schnab, was bist du mehr denn ein grober Lai, darum gib nur Klingsohr die Meisterschaft!" — Wie der Sturm brauste er fort, und ein erstickender Schwefeldampf erfüllte das Gemach.

Wolfframb öffnete die Fenster, die frische Morgenluft strömte hinein und vertilgte die Spur des Bösen. Jonas fuhr auf aus dem tiefen Schlafe, in den er versunken, und wunderte sich nicht wenig, als er vernahm, daß schon alles vorüber. Er rief seinen Herrn herbei. Wolfframb erzählte, wie sich alles begeben, und hatte Gottschalk den edlen Wolfframb schon zuvor hoch verehrt, so erschien er ihm jetzt wie ein Heiliger, dessen fromme Weihe die verderblichen Mächte der Hölle besiege. Als nun Gottschalk in dem Gemach zufällig den Blick in die Höhe richtete, da wurde er zu seiner Bestürzung gewahr, daß hoch über der Türe in feuriger Schrift die Worte standen: „Schnib, Schnab, was bist du mehr denn ein grober Lai, darum gib nur Klingsohr die Meisterschaft!"

So hatte der Böse im Verschwinden die letzten Worte, die er gesprochen, hingeschrieben wie eine Herausforderung auf ewige Zeiten. „Keine ruhige Stunde," rief Gottschalk, „keine ruhige Stunde kann ich hier verleben in meinem eignen Hause, solange die abscheuliche Teufelsschrift, meinen lieben Herrn Wolfframb von Eschinbach verhöhnend, dort an der Wand fortbrennt." Er lief auch stracks zu Maurern, die die Schrift übertünchen sollten. Das war aber ein eitles Mühen. Eines Fingers dick strichen sie den Kalk über, und doch kam die Schrift wieder zum Vorschein, ja, als sie endlich den Mörtel wegschlugen, brannte die Schrift doch wiederum hervor aus den roten Ziegelsteinen. Gottschalk jammerte sehr und bat Herrn Wolfframb, er möge doch durch ein tüchtiges Lied den Nasias zwingen, daß er selbst die abscheulichen Worte weglösche. Wolfframb sprach lächelnd, daß das vielleicht nicht in seiner Macht stehen möge, Gottschalk solle indessen nur ruhig sein, da die Schrift, wenn er Eisenach verlasse, vielleicht von selbst verschwinden werde.

Es war hoher Mittag, als Wolfframb von Eschinbach frohen Mutes und voll lebendiger Heiterkeit wie einer, der den herrlichsten Hoffnungsschimmern entgegenziehet, Eisenach verließ. Unfern der Stadt kamen ihm in glänzenden Kleidern, auf schön geschmückten Rossen, begleitet von vieler Dienerschaft, der Graf Meinhard zu Mühlberg und der Schenk Walther von Vargel entgegen. Wolfframb von Eschinbach begrüßte sie und erfuhr, daß der Landgraf Hermann sie nach Eisenach sende, um den berühmten Meister Klingsohr feierlich abzuholen und zu geleiten nach der Wartburg. Klingsohr hatte zur Nachtzeit sich auf einen hohen Erker in Helgrefens Hause begeben und mit großer Mühe und Sorgfalt die Sterne beobachtet. Als er nun seine astrologischen Linien zog, bemerkten ein paar Schüler der Astrologie, die sich zu ihm gefunden, an seinem seltsamen Blick, an seinem ganzen Wesen, daß irgendein wichtiges Geheimnis, welches er in den Sternen gelesen, in seiner Seele liege. Sie trugen keine

Scheu, ihn darum zu befragen. Da stand Klingsohr auf von seinem Sitze und sprach mit feierlicher Stimme: „Wisset, daß in dieser Nacht dem Könige von Ungarn, Andreas dem Zweiten, ein Töchterlein geboren wurde. Die wird aber Elisabeth heißen und ob ihrer Frömmigkeit und Tugend heilig gesprochen werden in künftiger Zeit von dem Papst Gregor dem Neunten. Und die heilige Elisabeth ist erkoren zum Weibe Ludwigs, des Sohnes eures Herrn Landgrafen Hermann!"

Diese Prophezeiung wurde sogleich dem Landgrafen hinterbracht, der darüber tief bis in das Herz hinein erfreut war. Er änderte auch seine Gesinnung gegen den berühmten Meister, dessen geheimnisvolle Wissenschaft ihm einen solchen schönen Hoffnungsstern aufgehen lassen, und beschloß, ihn mit allem Prunk, als sei er ein Fürst und hoher Herr, nach der Wartburg geleiten zu lassen.

Wolframb meinte, daß nun wohl gar darüber die Entscheidung des Sängerkampfes auf Tod und Leben unterbleiben werde, zumal Heinrich von Ofterdingen sich noch gar nicht gemeldet. Die Ritter versicherten dagegen, daß der Landgraf schon Nachricht erhalten, wie Heinrich von Ofterdingen angekommen. Der innere Burghof werde zum Kampfplatz eingerichtet, und der Scharfrichter Stempel aus Eisenach sei auch schon nach der Wartburg beschieden.

Meister Klingsohr verläßt die Wartburg. Entscheidung des Dichterkampfs.

In einem schönen hohen Gemach auf der Wartburg saßen Landgraf Hermann und Meister Klingsohr im traulichen Gespräch beisammen, Klingsohr versicherte nochmals, daß er die Konstellation der vorigen Nacht, in die Elisabeths Geburt getreten, ganz und gar erschaut und schloß mit dem Rat, daß Landgraf Hermann sofort eine Gesandtschaft an den König von Ungarn abschicken und für seinen eilfjährigen Sohn Ludwig um die neu-

geborne Prinzessin werben lassen solle. Dem Landgrafen gefiel dieser Rat sehr wohl, und als er nun des Meisters Wissenschaft rühmte, begann dieser von den Geheimnissen der Natur, von dem Mikrokosmus und Makrokosmus so gelehrt und herrlich zu sprechen, daß der Landgraf, selbst nicht ganz unerfahren in dergleichen Dingen, erfüllt wurde von der tiefsten Bewunderung. „Ei," sprach der Landgraf, „ei, Meister Klingsohr, ich möchte beständig Eures lehrreichen Umgangs genießen. Verlaßt das unwirtbare Siebenbürgen und zieht an meinen Hof, an dem, wie Ihr es einräumen werdet, Wissenschaft und Kunst höher geachtet werden als irgendwo. Die Meister des Gesanges werden Euch aufnehmen wie ihren Herrn, denn wohl möget Ihr in dieser Kunst ebenso reich begabt sein als in der Astrologie und andern tiefen Wissenschaften. Also bleibt immer hier und gedenkt nicht zurückzukehren nach Siebenbürgen." „Erlaubt," erwiderte Meister Klingsohr, „erlaubt, mein hoher Fürst, daß ich noch in dieser Stunde zurückkehren darf nach Eisenach und dann weiter nach Siebenbürgen. Nicht so unwirtbar ist das Land, als Ihr es glauben möget, und dann meinen Studien so recht gelegen. Bedenkt auch weiter, daß ich unmöglich meinem Könige Andreas dem Zweiten zu nahe treten darf, von dem ich ob meiner Bergwerkskunde, die ihm schon manchen an den edelsten Metallen reichen Schacht aufgetan, einen Jahrgehalt von dreitausend Mark Silber genieße und also lebe in der sorgenlosen Ruhe, die allein Kunst und Wissenschaft gedeihen läßt. Hier würde es nun, sollt' ich auch wohl jenen Jahrgehalt entbehren können, nichts als Zank und Streit geben mit Euern Meistern. Meine Kunst beruht auf andern Grundfesten als die ihrige und will sich nun auch dann ganz anders gestalten von innen und außen. Mag es doch sein, daß ihr frommer Sinn und ihr reiches Gemüt (wie sie es nennen) ihnen genug ist zum Dichten ihrer Lieder, und daß sie sich wie furchtsame Kinder nicht hinauswagen wollen in ein fremdes Gebiet, ich will sie darum gar nicht eben ver-

achten, aber mich in ihre Reihe zu stellen, das bleibt unmöglich.“ „So werdet Ihr“, sprach der Landgraf, „doch noch dem Streit der sich zwischen Euerm Schüler Heinrich von Ofterdingen und den andern Meistern entsponnen, als Schiedsrichter beiwohnen?“ „Mitnichten,“ erwiderte Klingsohr, „wie könnt' ich denn das, und wenn ich es auch könnte, so würde ich es doch nie wollen. Ihr selbst, mein höher Fürst, entscheidet den Streit, indem Ihr nur die Stimme des Volks bestätigt, die gewißlich laut werden wird. Nennt aber Heinrich von Ofterdingen nicht meinen Schüler. Es schien, als wenn er Mut und Kraft hätte, aber nur an der bittern Schale nagte er, ohne die Süßigkeit des Kerns zu schmecken! — Nun! — bestimmt getrost den Tag des Kampfs, ich werde dafür sorgen, daß Heinrich von Ofterdingen sich pünktlich gestelle.“

Die dringendsten Bitten des Landgrafen vermochten nichts über den störrischen Meister. Er blieb bei seinen Entschlüssen und verließ, vom Landgrafen reichlich beschenkt, die Wartburg.

Der verhängnisvolle Tag, an dem der Kampf der Sänger beginnen und enden sollte, war gekommen. In dem Burghofe hatte man Schranken gebauet, beinahe als sollte es ein Turnier geben. Mitten im Kreise befanden sich zwei schwarz behängte Sitze für die kämpfenden Sänger, hinter denselben war ein hohes Schafott errichtet. Der Landgraf hatte zwei edle, des Gesanges kundige Herren vom Hofe, ebendieselben, die den Meister Klingsohr nach der Wartburg geleiteten, den Grafen Meinhard zu Mühlberg und den Schenken Walther von Vargel, zu Schiedsrichtern erwählt. Für diese und den Landgrafen war den Kämpfenden gegenüber ein hohes reichbehängtes Gerüst errichtet, dem sich die Sitze der Damen und der übrigen Zuschauer anschlossen. Nur den Meistern war, den kämpfenden Sängern und dem Schafott zur Seite, eine besondere schwarz behängte Bank bestimmt.

Tausende von Zuschauern hatten die Plätze gefüllt, aus allen Fenstern der Wartburg, ja von den Dächern guckte die neugierige

Menge herab. Unter dem dumpfen Schall gedämpfter Pauken und Trompeten kam der Landgraf, von den Schiedsrichtern begleitet, aus dem Tor der Burg und bestieg das Gerüst. Die Meister in feierlichem Zuge, Walther von der Vogelweid an der Spitze, nahmen die für sie bestimmte Bank ein. Auf dem Schafott stand mit zween Knechten der Scharfrichter aus Eisenach, Stempel, ein riesenhafter Kerl von wildem trotzigen Ansehen, in einen weiten blutroten Mantel gewickelt, aus dessen Falten der funkelnde Griff eines ungeheuren Schwerts hervorblickte. Vor dem Schafott nahm Pater Leonhard Platz, des Landgrafen Beichtiger, gesendet, um dem Besiegten beizustehen in der Todesstunde.

Ein ahnungsbanges Schweigen, in dem jeder Seufzer hörbar, ruhte auf der versammelten Menge. Man erwartete mit innerm Entsetzen das Unerhörte, das sich nun begeben sollte. Da trat, mit den Zeichen seiner Würde angetan, des Landgrafen Marschall, Herr Franz von Waldstromer, hinein in den Kreis und verlas nochmals die Ursache des Streits und das unwiderrufliche Gebot des Landgrafen Hermann, nach welchem der im Gesange Besiegte hingerichtet werden solle mit dem Schwert. Pater Leonhard erhob das Kruzifix, und alle Meister, vor ihrer Bank mit entblößten Häuptern knieend, schworen, sich willig und freudig zu unterwerfen dem Gebot des Landgrafen Hermann. Sodann schwang der Scharfrichter Stempel das breite blitzfunkelnde Schwert dreimal durch die Lüfte und rief mit dröhnender Stimme: Er wolle den, der ihm in die Hand gegeben, richten nach bestem Wissen und Gewissen. Nun erschallten die Trompeten, Hr. Franz von Waldstromer trat in die Mitte des Kreises und rief dreimal stark und nachdrücklich: „Heinrich von Ofterdingen — Heinrich von Ofterdingen — Heinrich von Ofterdingen!“ —

Und als habe Heinrich unbemerkt dicht an den Schranken auf das Verhallen des letzten Rufs gewartet, so stand er plötzlich bei dem Marschall in der Mitte des Kreises. Er verneigte sich vor dem Landgrafen und sprach mit festem Ton, er sei gekommen,

nach dem Willen des Landgrafen in den Kampf zu gehen mit dem Meister, der sich gegenüberstellen werde, und wolle sich unterwerfen dem Urteil der erwählten Schiedsrichter. Darauf trat der Marschall vor die Meister hin mit einem silbernen Gefäß, aus dem jeder ein Los ziehen mußte. Sowie Wolframb von Eschinbach sein Los entwickelte, fand er das Zeichen des Meisters, der zum Kampf bestimmt sein sollte. Todesschrecken wollte ihn übermannen, als er gedachte, wie er nun gegen den Freund kämpfen sollte, doch bald war es ihm, als sei es ja eben die gnadenreiche Macht des Himmels, die ihn zum Kämpfer erwählt. Besiegt würde er ja gerne sterben, als Sieger aber auch eher selbst in den Tod gehen als zugeben, daß Heinrich von Ofterdingen unter der Hand des Henkers sterben solle. Freudig, mit heitrem Antlitz begab er sich auf den Platz. Als er nun dem Freunde gegenübersaß und ihm ins Antlitz schaute, befiel ihn ein seltsames Grauen. Er sah des Freundes Züge, aber aus dem leichenblassen Gesicht funkelten unheimlich glühende Augen ihn an, er mußte an Nasias denken.

Heinrich von Ofterdingen begann seine Lieder, und Wolframb wollte sich beinah entsetzen, als er dasselbe vernahm, was Nasias in jener verhängnisvollen Nacht gesungen. Er faßte sich jedoch mit Gewalt zusammen und antwortete seinem Gegner mit einem hochherrlichen Liede, daß der Jubel von tausend Zungen in die Lüfte emportönte und das Volk ihm schon den Sieg zuerkennen wollte. Auf den Befehl des Landgrafen mußte jedoch Heinrich von Ofterdingen weitersingen. Heinrich begann nun Lieder, die in den wunderlichsten Weisen solche Lust des Lebens atmeten, daß, wie von dem glutvollen Blütenhauch der Gewächse des fernen Indiens berührt, alle in süße Betäubung versanken. Selbst Wolframb von Eschinbach fühlte sich entrückt in ein fremdes Gebiet, er konnte sich nicht auf seine Lieder, nicht mehr auf sich selbst besinnen. In dem Augenblick entstand am Eingange des Kreises ein Geräusch, die Zuschauer wichen auseinander. Wolff-

ramb durchbebte ein elektrischer Schlag, er erwachte aus dem träumerischen Hinbrüten, er blickte hin, und o Himmel! eben schritt die Dame Mathilde in aller Holdseligkeit und Anmut wie zu jener Zeit, als er sie zum erstenmal im Garten auf der Wartburg sah, in den Kreis. Sie warf den seelenvollsten Blick der innigsten Liebe auf ihn. Da schwang sich die Lust des Himmels, das glühendste Entzücken jubelnd empor in demselben Liede, womit er in jener Nacht den Bösen bezwungen. Das Volk erkannte ihm mit stürmischem Getöse den Sieg zu. Der Landgraf erhob sich mit den Schiedsrichtern. Trompeten ertönten, der Marschall nahm den Kranz aus den Händen des Landgrafen, um ihn dem Sänger zu bringen. Stempel rüstete sich, sein Amt zu verrichten, aber die Schergen, die den Besiegten fassen wollten, griffen in eine schwarze Rauchwolke, die sich brausend und zischend erhob und schnell in den Lüften verdampfte. Heinrich von Ofterdingen war verschwunden auf unbegreifliche Weise. Verwirrt, Entsetzen auf den bleichen Gesichtern, lief alles durcheinander: man sprach von Teufelsgestalten, von bösem Spuk. Der Landgraf versammelte aber die Meister um sich und redete also zu ihnen: „Ich verstehe wohl jetzt, was Meister Klingsohr eigentlich gemeint hat, wenn er so seltsam und wunderlich über den Kampf der Sänger sprach und durchaus nicht selbst entscheiden wollte, und mag es ihm wohl Dank wissen, daß sich alles so fügte. Ist es nun Heinrich von Ofterdingen selbst gewesen, der sich in den Kampf stellte, oder einer, den Klingsohr sandte statt des Schülers, das gilt gleich. Der Kampf ist entschieden euch zugunsten, ihr meine wackern Meister, und laßt uns nun in Ruhe und Einigkeit die herrliche Kunst des Gesanges ehren und nach Kräften fördern!“ —

Einige Diener des Landgrafen, die die Burgwacht gehabt, sagten aus, wie zur selben Stunde, als Wolfframb von Eschinbach den vermeintlichen Heinrich von Ofterdingen besiegt hatte, eine Gestalt, beinahe anzusehen wie Meister Klingsohr, auf einem

schwarzen schnaubenden Rosse durch die Burgpforten davongesprengt sei.

Beschluß.

Die Gräfin Mathilde hatte sich indessen nach dem Garten der Wartburg begeben, und Wolfframb von Eschinbach war ihr dahin nachgefolgt.

Als er sie nun fand, wie sie unter schönen blühenden Bäumen auf einer blumigen Rasenbank saß, die Hände auf dem Schoß gefaltet, das schöne Haupt in Schwermut niedergesenkt zur Erde, da warf er sich der holden Frau zu Füßen, keines Wortes mächtig. Mathilde umfing voll sehnsüchtigen Verlangens den Geliebten. Beide vergossen heiße Tränen vor süßer Wehmut, vor Liebesschmerz. „Ach, Wolfframb," sprach Mathilde endlich, „ach, Wolfframb, welch ein böser Traum hat mich berückt, wie habe ich mich, ein unbedachtsames verblendetes Kind, hingegeben dem Bösen, der mir nachstellte? Wie habe ich mich gegen dich vergangen! Wirst du mir denn verzeihen können!"

Wolfframb schloß Mathilden in seine Arme und drückte zum erstenmal brennende Küsse auf den süßen Rosenmund der holdseligsten Frau. Er versicherte, wie sie fortwährend in seinem Herzen gelebt, wie er der bösen Macht zum Trotz ihr treu geblieben, wie nur sie allein, die Dame seiner Gedanken, ihn zu dem Liede begeistert, vor dem der Böse gewichen. „O," sprach Mathilde, „o mein Geliebter, laß es dir nur sagen, auf welche wunderbare Weise du mich errettet hast aus den bösen Schlingen, die mir gelegt. In einer Nacht, nur kurze Zeit ist darüber verstrichen, umfingen mich seltsame grauenvolle Bilder. Selbst wußt' ich nicht, war es Lust oder Qual, was meine Brust so gewaltsam zusammenpreßte, daß ich kaum zu atmen vermochte. Von unwiderstehlichem Drange getrieben fing ich an, ein Lied aufzuschreiben, ganz nach der Art meines unheimlichen Meisters, aber da betäubte ein wunderliches, halb wohllautendes, halb

widrigklingendes Getön meine Sinne, und es war, als habe ich statt des Liedes die schauerliche Formel aufgeschrieben, deren Bann die finstre Macht gehorchen müsse. Eine wilde entsetzliche Gestalt stieg auf, umfaßte mich mit glühenden Armen und wollte mich hinabreißen in den schwarzen Abgrund. Doch plötzlich leuchtete ein Lied durch die Finsternis, dessen Töne funkelten wie milder Sternenschimmer. Die finstre Gestalt hatte ohnmächtig von mir ablassen müssen, jetzt streckte sie aufs neue grimmig die glühenden Arme nach mir aus, aber nicht mich, nur das Lied, das ich gedichtet, konnte sie erfassen, und damit stürzte sie sich kreischend in den Abgrund. Dein-Lied war es, das Lied, das du heute sangst, das Lied, vor dem der Böse weichen mußte, war es, was mich rettete. Nun bin ich ganz dein, meine Lieder sind nur die treue Liebe zu dir, deren überschwengliche Seligkeit keine Worte zu verkünden vermögen!" — Aufs neue sanken sich die Liebenden in die Arme und konnten nicht aufhören, von der überstandnen Qual, von dem süßen Augenblick des Wiederfindens zu reden.

Mathilde hatte aber in derselben Nacht, in welcher Wolfframb den Nasias völlig überwand, im Traum das Lied deutlich gehört und verstanden, welches Wolfframb damals in der höchsten Begeisterung der innigsten, frömmsten Liebe sang und dann auf der Wartburg im Kampf, seinen Gegner besiegend, wiederholte. —

Wolfframb von Eschinbach saß zur späten Abendzeit einsam, auf neue Lieder sinnend, in seinem Gemach. Da trat sein Hauswirt Gottschalk zu ihm hinein und rief freudig: „O, mein edler, würdiger Herr, wie habt Ihr mit Eurer hohen Kunst doch den Bösen besiegt. Verlöscht von selbst sind die häßlichen Worte in Eurem Gemach. Tausend Dank sei Euch gezollt. — Aber hier trage ich etwas für Euch bei mir, das in meinem Hause abgegeben worden zur weiteren Förderung." Damit überreichte Gottschalk ihm einen zusammengefalteten, mit Wachs wohlversiegelten Brief.

Wolfframb von Eschinbach schlug den Brief auseinander. Er war von Heinrich von Ofterdingen und lautete also:

„Ich begrüße Dich, mein herzlicher Wolfframb! wie einer, der von der bösen Krankheit genesen ist, die ihm den schmerzlichsten Tod drohte. Es ist mir viel Seltsames begegnet, doch — laß mich schweigen über die Unbill einer Zeit, die hinter mir liegt wie ein dunkles, undurchdringliches Geheimnis. Du wirst noch der Worte gedenken, die Du sprachst, als ich mich voll törichten Übermuts der innern Kraft rühmte, die mich über Dich, über alle Meister erhöbe. Du sagtest damals, vielleicht würde ich mich plötzlich an dem Rande eines tiefen, bodenlosen Abgrunds befinden, preisgegeben den Wirbeln des Schwindels und dem Absturz nahe; dann würdest Du festen Mutes hinter mir stehen und mich festhalten mit starken Armen. Wolfframb! es ist geschehen, was Deine ahnende Seele damals weissagte. An dem Rande des Abgrundes stand ich, und Du hieltst mich fest, als schon verderbliche Schwindel mich betäubten. Dein schöner Sieg ist es, der, indem er Deinen Gegner vernichtete, mich dem frohen Leben wiedergab. Ja, mein Wolfframb! vor Deinem Liede sanken die mächtigen Schleier, die mich umhüllten, und ich schaute wieder zum heitern Himmel empor. Muß ich Dich denn deshalb nicht doppelt lieben? — Du hast den Klingsohr als hohen Meister erkannt. Er ist es; aber wehe dem, der nicht begabt mit der eigentümlichen Kraft, die ihm eigen, es wagt, ihm gleich entgegenzustreben dem finstern Reich, das er sich erschlossen. — Ich habe dem Meister entsagt, nicht mehr schwanke ich trostlos umher an den Ufern des Höllenflusses, ich bin wiedergegeben der süßen Heimat. — Mathilde! — Nein, es war wohl nicht die herrliche Frau, es war ein unheimlicher Spuk, der mich erfüllte mit trügerischen Bildern eitler irdischer Lust! — Vergiß, was ich im Wahnsinn tat. Grüße die Meister und sage ihnen, wie es jetzt mit mir steht. Lebe wohl, mein innig geliebter Wolfframb. Vielleicht wirst du bald von mir hören!"

Einige Zeit war verstrichen, da kam die Nachricht nach der

Wartburg, daß Heinrich von Ofterdingen sich am Hofe des Herzogs von Österreich, Leopolds des Siebenten, befinde und viele herrliche Lieder singe. Bald darauf erhielt der Landgraf Hermann eine saubere Abschrift derselben nebst den dabeigesetzten Singweisen. Alle Meister freuten sich herzinniglich, da sie überzeugt wurden, daß Heinrich von Ofterdingen allem Falschen entsagt und trotz aller Versuchung des Bösen doch sein reines frommes Sängergemüt bewahrt hatte.

So war es Wolfframbs von Eschinbach hohe, dem reinsten Gemüt entströmende Kunst des Gesanges, die im glorreichen Siege über den Feind die Geliebte rettete und den Freund vom höslichen Verderben.

Die Freunde urteilten über Cyprians Erzählung auf verschiedene Weise. Theodor verwarf sie ganz und gar. Er behauptete, Cyprian habe ihm das schöne Bild von dem im tiefsten Gemüt begeisterten Heinrich von Ofterdingen, wie es ihm aus dem Novalis aufgegangen, durchaus verdorben. Der herrliche Jüngling erscheine, so wie er ihn dargestellt, unstet, wild, im Innersten zerrissen, ja beinahe ruchlos. Vorzüglich aber tadelte Theodor, daß die Sänger vor lauter Anstalten zum Gesange gar nicht zum Singen kämen. Ottmar pflichtete ihm zwar bei, meinte indessen, daß wenigstens die Vision im Vorbericht serapiontisch zu nennen. Cyprian möge sich nur hüten, irgendeine alte Chronik aufzuschlagen, da solche Leserei ihn, wie Figura zeige, sehr leicht in ein fremdes Gebiet verlocke, in dem er, ein nicht heimischer Fremdling und mit keinem sonderlichen Ortsinn begabt, in allen nur möglichen Irrwegen umherschwanke, ohne jemals den richtigen Steg und Weg finden zu können.

Cyprian schnitt ein verdrießliches Gesicht, sprang heftig auf, trat vor den Kamin und war im Begriff, sein zusammengerolltes Manuskript in das lodernde Feuer zu werfen.

Da erhob sich Lothar, schritt rasch auf den verstimmten

Freund los, drehte ihn bei den Schultern herum, laut auflachend, und sprach dann, einen feierlichen Ton annehmend: „Widerstehe, o mein Cyprianus! tapfer dem bösen Dichterhochmuts-Teufel, der dich eben zupft und dir allerlei häßliche Dinge in die Ohren raunt. – Ich will dich anreden mit der Beschwörungsformel des wackern Junkers Tobias von Rülp. ‚Komm, komm! Tuck, Tuck! – Mann! es streitet gegen alle Ehrbarkeit, mit dem Teufel Knicker zu spielen. Fort mit dem garstigen Schornsteinfeger!' – Ha! Dein Gesicht heitert sich auf – du lächelst? – Siehst du nun wohl, wie ich Macht habe über den Bösen? – Aber nun will ich heilenden Balsam träufeln auf die Wunden, die dir der Freunde scharfe Reden geschlagen. – Nennt Ottmar den Vorbericht serapiontisch, so möchte ich dasselbe von der Erscheinung Klingsohrs und des feurigen Teufels Nasias behaupten. Auch dünkt mir der kleine wimmernde automatische Sekretär kein zu verwerfender Schnörkel. Tadelt Theodor die Art, wie du den Heinrich von Ofterdingen dargestellt, so fandest du wenigstens zu deinem Bilde die Vorzeichnung im Wagenseil. Meinte er aber, daß die Sänger vor lauter Anstalten zum Gesange nicht zum Singen kommen, so weiß ich in der Tat nicht recht, was er damit sagen will. Er weiß es vielleicht selbst nicht. Ich will nämlich nicht hoffen, daß er von dir verlangt, du hättest einige Verslein als die von den Sängern gesungenen Lieder einschieben sollen. Eben daß du das nicht tatest, sondern es der Fantasie des Lesers überließest, sich die Gesänge selbst zu dichten, gereicht dir zum großen Lob. – Verslein in einer Erzählung wollen mir nämlich deshalb nicht behagen, weil sie in der Regel matt und lahm dazwischen hinken und das Ganze nur fremdartig unterbrechen. Der Dichter, die Schwäche des Stoffs an irgendeiner Stelle lebhaft fühlend, greift in der Angst nach den metrischen Krücken. Hilft er sich aber damit auch wirklich weiter, so ist solch ein Schreiten im gleichförmig wackelnden Klippklapp doch niemals der starke, frische Schritt des Gesunden. Es ist aber wohl überhaupt eine eigne Mystifikation unserer Neueren, daß sie ihr Heil lediglich

in dem äußern metrischen Bau suchen, nicht bedenkend, daß nur der wahrhaft poetische Stoff dem metrischen Fittich den Schwung gibt. Der somnambule Rausch, den wohlklingende Verse ohne weitern sonderlichen Inhalt zu bewirken imstande sind, gleicht dem, in den man wohl verfallen mag bei dem Klappern einer Mühle oder sonst! – Es schläft sich herrlich dabei! – Dies alles im Vorbeigehen gesagt für unsern musikalischen Freund Theodor, den oft der Wohlklang leerer Verse besticht, und den oft selbst ein sonettischer Wahnsinn befällt, in dem er ganz verwunderliche automatische Ungeheuerchen schafft. – Nun zurück zu dir, o mein Cyprianus! – Brüste dich nicht mit deinem Kampf der Sänger, denn auch mir will das Ding nicht recht gefallen, aber gerade den Feuertod verdient es nicht! – Folge den Gesetzen des Landes, die die Mißgeburt verschonen, welche einen menschlichen Kopf hat. Und nun meine ich sogar, daß dein Kind nicht allein keine Mißgeburt zu nennen, sondern noch dazu nächst dem menschlichen Kopf auch nicht übel geformt ist, nur etwas schwächlich in den Gliederchen!" –

Cyprian schob das Manuskript in die Tasche und sprach dann lächelnd: „Aber Freunde! kennt ihr denn nicht meine Art und Weise? Wißt ihr denn nicht, daß, wenn ich mich über etwanigen Tadel meiner Schöpfungen was weniges erbose, dies nur darum geschieht, weil ich ihre Schwäche und die Richtigkeit des Tadels recht lebhaft im Innern fühle! – Doch aber nun kein Wort mehr von meiner Erzählung." –

Die Freunde kamen im Gespräch bald auf den mystischen Vinzenz und seinen Wunderglauben zurück. Cyprian meinte, dieser Glauben müsse in jedem wahrhaft poetischen Gemüt wohnen, und eben deshalb habe auch Jean Paul über den Magnetismus solche hochherrliche Worte ausgesprochen, daß eine ganze Welt voll hämischer Zweifel dagegen nicht aufkomme. Nur in der Poesie liege die tiefere Erkenntnis alles Seins. Die poetischen Gemüter wären die Lieblinge der Natur, und töricht sei es zu glauben, daß sie zürnen solle, wenn diese Lieblinge darnach

trachteten, das Geheimnis zu erraten, das sie mit ihren Schleiern bedecke, aber nur wie eine gute Mutter, die das köstliche Geschenk den Kindern verhüllt, damit sie sich desto mehr freuen sollen, wenn, ist ihnen die Enthüllung gelungen, die herrliche Gabe hervorfunkelt. „Doch nun", fuhr Cyprian fort, „vorzüglich dir, Ottmar, zu Gefallen, ganz praktisch gesprochen: wem, der die Geschichte des Menschengeschlechts mit tieferm Blick durchspäht, kann es entgehen, daß, sowie eine Krankheit gleich einem verheerenden Ungeheuer hervortritt, die Natur selbst auch die Waffen herbeischafft, es zu bekämpfen, zu besiegen. Und kaum ist dies besiegt, als ein anderes Untier neues Verderben bereitet, und auch wieder neue Waffen werden erfunden, und so bewährt sich der ewige Kampf, der den Lebensprozeß, den Organismus der ganzen Welt bedingt. – Wie wenn in dieser alles vergeistigenden Zeit, in dieser Zeit, da die innige Verwandtschaft, der geheimnisvolle Verkehr des physischen und psychischen Prinzips klarer, bedeutender hervortritt, da jede Krankheit des Körpers sich ausspricht im psychischen Organismus, wie wenn da der Magnetismus die im Geist geschaffene Waffe wäre, die uns die Natur selbst darreicht, das im Geist wohnende Übel zu bekämpfen?" –

„Halt, halt," rief Ottmar, „wo geraten wir hin! – Schon viel zu viel schwatzten wir zuvor von einer Materie, die für uns doch ein fremdes Gebiet bleibt, in dem wir nur einige durch Farbe und Aroma verlockende Früchtlein pflücken zum poetischen Verbrauch, oder woraus wir höchstens ein hübsches Bäumchen verpflanzen dürfen in unsern kleinen poetischen Garten. Wie freute ich mich, daß Cyprians Erzählung das ermüdende Gespräch unterbrach, und nun laufen wir Gefahr, tiefer hinein zu fallen als vorher. – Von was anderm! – Doch still! – erst geb' ich euch einen kleinen Pezzo von unseres Freundes mystischen Bemühungen, der euch munden wird. – Die Sache ist kürzlich diese. – Vor geraumer Zeit war ich in einen kleinen Abendzirkel

geladen, den unser Freund mit einigen Bekannten gebildet. Geschäfte hielten mich auf, es war sehr spät geworden, als ich hinging. Destomehr wunderte ich mich, daß, als ich vor die Stubentüre trat, drinnen auch nicht das kleinste Geräusch, nicht der leiseste Laut zu vernehmen war. Sollte denn noch niemand sich eingefunden haben? So dacht' ich und drückte leise die Türe auf. Da sitzt mein Freund mir gegenüber mit den andern um einen kleinen Tisch herum. Und alle steif und starr wie Bildsäulen schauen totenbleich, im tiefsten Schweigen herauf in die Höhe. – Die Lichter stehen auf einem entfernten Tisch. Man bemerkt mich gar nicht. Voll Erstaunen trete ich näher. Da gewahre ich einen goldnen funkelnden Ring, der sich in den Lüften hin und her schwingt und dann sich im Kreise zu bewegen beginnt. Da murmelt dieser – jener: wunderbar – in der Tat – unerklärlich – seltsam etc. Nun kann ich mich nicht länger halten, ich rufe laut: ‚Aber um des Himmels willen, was habt ihr vor!'

Da fahren sie alle in die Höhe, aber Freund Vinzenz ruft mit seiner gellenden Stimme: ‚Abtrünniger! – obskurer Nikodemus, der wie ein Nachtwandler hineinschleicht und die herrlichsten Experimente unterbricht! – Wisse, daß sich eben eine Erfahrung, die Ungläubige ohne weiteres in die Kategorie der fabelhaften Wunder stellten, auf das herrlichste bewährt hat. Es kam darauf an, bloß durch den fest fixierten Willen die Pendulschwingungen eines Ringes zu bestimmen. – Ich unternahm es, meinen Willen zu fixieren, und dachte fest die kreisförmige Schwingung. Lange, lange blieb der an einem seidnen Faden an der Decke befestigte Ring ruhig, doch endlich bewegte er sich in scharfer Diagonale nach mir her und begann eben den Kreis, als du uns unterbrachst.' ‚Wie,' sprach ich, ‚wie wär' es aber, lieber Vinzenz, wenn nicht dein fester Wille, sondern der Luftzug, der hineinströmte, als ich die Türe öffnete, den halsstarrig still hängenden Ring zur Schwingung vermocht?' – ‚O Prosaiker, Prosaiker,' rief Vinzenz; aber alle lachten! –"

„Ei," sprach Theodor, „die Pendulschwingungen des Ringes haben mich einmal halb wahnsinnig gemacht. So viel ist nämlich gewiß, und jeder kann es versuchen, daß die Schwingungen eines goldnen einfachen Ringes, den man an einem feinen Faden über die flache Hand hält, sich ganz entschieden nach dem innern Willen bestimmen. Nicht beschreiben kann ich aber, wie tief, wie spukhaft diese Erfahrung auf mich wirkte. Unermüdlich ließ ich den Ring nach meinem Willen in den verschiedensten Richtungen sich schwingen. Zuletzt ging ich ganz fantastischerweise so weit, daß ich mir ein förmliches Orakel schuf. Ich dachte nämlich im Innern: wird dies oder jenes geschehen, so soll der Ring die Diagonale vom kleinen Finger zum Daumen beschreiben, geschieht es nicht, aber die Fläche der Hand quer durchschneiden u. s. w."

„Allerliebst," rief Lothar, „du statuiertest also in deinem eignen Innern ein höheres geistiges Prinzip, das auf mystische Weise von dir beschworen sich dir kund tun sollte. Da hast du den wahren spiritum familiarem, den Sokratischen Genius. — Nun gibt es nur noch einen ganz kleinen Schritt bis zu den wirklichen Gespenster- und Spukgeschichten, die sehr bequem in der Einwirkung eines fremden psyischen Prinzips ihren Grund finden können."

„Und," nahm Cyprian das Wort, „und diesen Schritt tue ich wirklich, indem ich euch auf der Stelle den wackersten Spuk auftische, den es jemals gegeben. — Die Geschichte hat das Eigentümliche, daß sie von glaubhaften Personen verbürgt ist, und daß ich ihr allein die aufgeregte, oder wenn ihr wollt, verstörte Stimmung zuschreiben muß, die Lothar vorhin an mir bemerken wollte."

Cyprian stand auf und ging, wie er zu tun pflegte, wenn irgend etwas so sein ganzes inneres Gemüt erfüllte, daß er die Worte ordnen mußte, um es auszusprechen, im Zimmer einigemal auf und ab.

Die Freunde lächelten sich schweigend an. Man las in ihren Blicken: Was werden wir nur wieder Abenteuerliches hören! –

Cyprian setzte sich und begann:

„Ihr wißt, daß ich mich vor einiger Zeit und zwar kurz vor dem letzten Feldzuge auf dem Gute des Obristen von P. befand. Der Obriste war ein muntrer jovialer Mann, so wie seine Gemahlin die Ruhe, die Unbefangenheit selbst.

Der Sohn befand sich, als ich dorten war, bei der Armee, so daß die Familie außer dem Ehepaar nur noch aus zwei Töchtern und einer alten Französin bestand, die eine Art von Gouvernante vorzustellen sich mühte, unerachtet die Mädchen schon über die Zeit des Gouvernierens hinaus schienen. Die älteste war ein munteres Ding, bis zur Ausgelassenheit lebendig, nicht ohne Geist, aber so wie sie nicht fünf Schritte gehen konnte, ohne wenigstens drei Entrechats zu machen, so sprang sie auch im Gespräch, in all ihrem Tun rastlos von einem Dinge zum andern. Ich hab' es erlebt, daß sie in weniger als zehn Minuten stickte – las – zeichnete – sang – tanzte – daß sie in einem Moment weinte um den armen Cousin, der in der Schlacht geblieben, und die bittern Tränen noch in den Augen in ein hell aufquiekendes Gelächter ausbrach, als die Französin unversehens ihre Tabaksdose über den kleinen Mops ausschüttete, der sofort entsetzlich zu niesen begann, worauf die Alte lamentierte: ‚Ah che fatalita! – ah carino – poverino!' – Sie pflegte nämlich mit besagtem Mops nur in italienischer Zunge zu reden, da er aus Padua gebürtig – und dabei war das Fräulein die lieblichste Blondine, die es geben mag, und in allen ihren seltsamen Kapriccios voll Anmut und Liebenswürdigkeit, so daß sie überall einen unwiderstehlichen Zauber übte, ohne es zu wollen.

Das seltsamste Widerspiel bildete die jüngere Schwester, Adelgunde geheißen. Vergebens ringe ich nach Worten, euch den ganz eignen wunderbaren Eindruck zu beschreiben, den das Mädchen auf mich machte, als ich sie zum ersten Male sah. Denkt euch

die schönste Gestalt, das wunderherrlichste Antlitz. Aber eine Totenblässe liegt auf Lipp' und Wangen, und die Gestalt bewegt sich leise, langsam, gemessenen Schrittes, und wenn dann ein halblautes Wort von den kaum geöffneten Lippen ertönt und im weiten Saal verklingt, fühlt man sich von gespenstischen Schauern durchbebt. — Ich überwand wohl bald diese Schauer und mußte, als ich das tief in sich gekehrte Mädchen zum Sprechen vermocht, mir selbst gestehen, daß das Seltsame, ja Spukhafte dieser Erscheinung nur im Äußern liege, keineswegs sich aber aus dem Innern heraus offenbare. In dem Wenigen, was das Mädchen sprach, zeigte sich ein zarter weiblicher Sinn, ein heller Verstand, ein freundliches Gemüt. Keine Spur irgendeiner Überspannung war zu finden, wiewohl das schmerzliche Lächeln, der tränenschwere Blick wenigstens irgendeinen physischen Krankheitszustand, der auch auf das Gemüt des zarten Kindes feindlich einwirken mußte, vermuten ließ. Sehr sonderbar fiel es mir auf, daß die Familie, keinen, selbst die alte Französin nicht, ausgeschlossen, beängstet schien, sowie man mit dem Mädchen sprach, und versuchte, das Gespräch zu unterbrechen, sich darin manchmal auf gar erzwungene Weise einmischend. Das Seltsamste war aber, daß, sowie es abends acht Uhr geworden, das Fräulein erst von der Französin, dann von Mutter, Schwester, Vater gemahnt wurde, sich in ihr Zimmer zu begeben, wie man kleine Kinder zu Bette treibt, damit sie nicht übermüden, sondern fein ausschlafen. Die Französin begleitete sie, und so kam es, daß beide niemals das Abendessen, welches um neun Uhr angerichtet wurde, abwarten durften. — Die Obristin, meine Verwunderung wohl bemerkend, warf einmal, um jeder Frage vorzubeugen, leicht hin, daß Adelgunde viel kränkle, daß sie vorzüglich abends um neun Uhr von Fieberanfällen heimgesucht werde, und daß daher der Arzt geraten, sie zu dieser Zeit der unbedingtesten Ruhe zu überlassen. — Ich fühlte, daß es noch eine ganz andere Bewandtnis damit haben müsse, ohne irgend Deutliches ahnen zu können. Erst heute erfuhr ich den wahren

entsetzlichen Zusammenhang der Sache und das Ereignis, das den kleinen glücklichen Familienkreis auf furchtbare Weise verstört hat. –

Adelgunde war sonst das blühendste, munterste Kind, das man nur sehen konnte. Ihr vierzehnter Geburtstag wurde gefeiert, eine Menge Gespielinnen waren dazu eingeladen. – Die sitzen in dem schönen Boskett des Schloßgartens im Kreise umher und scherzen und lachen und kümmern sich nicht darum, daß immer finstrer und finstrer der Abend heraufzieht, da die lauen Juliuslüfte erquickend wehen und erst jetzt ihre Luft recht aufgeht. In der magischen Dämmerung beginnen sie allerlei seltsame Tänze, indem sie Elfen und andere flinke Spukgeister vorstellen wollen. ‚Hört,‘ ruft Adelgunde, als es im Boskett ganz finster geworden, ‚hört, Kinder, nun will ich euch einmal als die weiße Frau erscheinen, von der unser alte verstorbene Gärtner so oft erzählt hat. Aber da müßt ihr mit mir kommen bis ans Ende des Gartens, dorthin, wo das alte Gemäuer steht.‘ – Und damit wickelt sie sich in ihren weißen Shawl und schwebt leichtfüßig fort durch den Laubgang, und die Mädchen laufen ihr nach in vollem Schäkern und Lachen. Aber kaum ist Adelgunde an das alte, halb eingefallene Gewölbe gekommen, als sie erstarrt – gelähmt an allen Gliedern stehen bleibt. Die Schloßuhr schlägt neun. ‚Seht ihr nichts,‘ ruft Adelgunde mit dem dumpfen hohlen Ton des tiefsten Entsetzens, ‚seht ihr nichts – die Gestalt – die dicht vor mir steht – Jesus! – sie streckt die Hand nach mir aus – seht ihr denn nichts?‘ – Die Kinder sehen nicht das mindeste, aber alle erfaßt Angst und Grauen. Sie rennen fort bis auf eine, die, die beherzteste, sich ermutigt, auf Adelgunden zuspringt, sie in die Arme fassen will. Aber in dem Augenblick sinkt Adelgunde todähnlich zu Boden. Auf des Mädchens gellendes Angstgeschrei eilt alles aus dem Schlosse herzu. Man bringt Adelgunde hinein. Sie erwacht endlich aus der Ohnmacht und erzählt, an allen Gliedern zitternd, daß, kaum sei sie vor das Gewölbe getreten, dicht vor ihr eine luftige Gestalt, wie in Nebel

gehüllt, geſtanden und die Hand nach ihr ausgeſtreckt habe. – Was war natürlicher, als daß man die ganze Erſcheinung den wunderbaren Täuſchungen des dämmernden Abendlichts zuſchrieb. Adelgunde erholte ſich in derſelben Nacht ſo ganz und gar von ihrem Schreck, daß man durchaus keine böſe Folgen befürchtete, ſondern die ganze Sache für völlig abgetan hielt. – Wie ganz anders begab ſich alles! – Kaum ſchlägt es den Abend darauf neun Uhr, als Adelgunde mitten in der Geſellſchaft, die ſie umgibt, entſetzt aufſpringt und ruft: ‚Da iſt es – da iſt es – ſeht ihr denn nichts! – dicht vor mir ſteht es!‘ – Genug, ſeit jenem unglückſeligen Abende behauptete Adelgunde, ſowie es abends neune ſchlug, daß die Geſtalt dicht vor ihr ſtehe und einige Sekunden weile, ohne daß irgendein Menſch außer ihr auch nur das mindeſte wahrnehmen konnte oder in irgendeiner pſychiſchen Empfindung die Nähe eines unbekannten geiſtigen Prinzips geſpürt haben ſollte. Nun wurde die arme Adelgunde für wahnſinnig gehalten, und die Familie ſchämte ſich in ſeltſamer Verkehrtheit dieſes Zuſtandes der Tochter, der Schweſter. Daher jene ſonderbare Art, ſie zu behandeln, deren ich erſt erwähnte. Es fehlte nicht an Ärzten und an Mitteln, die das arme Kind von der fixen Idee, wie man die von ihr behauptete Erſcheinung zu nennen beliebte, befreien ſollten, aber alles blieb vergebens, und ſie bat unter vielen Tränen, man möge ſie doch nur in Ruhe laſſen, da die Geſtalt, die in ihren ungewiſſen, unkenntlichen Zügen an und vor ſich ſelbſt gar nichts Schreckliches habe, ihr kein Entſetzen mehr errege, wiewohl es jedesmal nach der Erſcheinung ihr zumute ſei, als wäre ihr Innerſtes mit allen Gedanken hinausgewendet und ſchwebe körperlos außer ihr ſelbſt umher, wovon ſie krank und matt werde. – Endlich machte der Obriſt die Bekanntſchaft eines berühmten Arztes, der in dem Ruf ſtand, Wahnſinnige auf eine überaus pfiffige Weiſe zu heilen. Als der Obriſt dieſem entdeckt hatte, wie es ſich mit der armen Adelgunde begebe, lachte er laut auf und meinte, nichts ſei leichter, als dieſen

Wahnsinn zu heilen, der bloß in der überreizten Einbildungskraft seinen Grund finde. Die Idee der Erscheinung des Gespenstes sei mit dem Ausschlagen der neunten Abendstunde so fest verknüpft, daß die innere Kraft des Geistes sie nicht mehr trennen könne, und es käme daher nur darauf an, diese Trennung von außen her zu bewirken. Dies könne aber nun wieder sehr leicht dadurch geschehen, daß man das Fräulein in der Zeit täusche und die neunte Stunde vorübergehen lasse, ohne daß sie es wisse. Wäre dann das Gespenst nicht erschienen, so würde sie selbst ihren Wahn einsehen, und physische Erkräftigungsmittel würden dann die Kur glücklich vollenden. — Der unselige Rat wurde ausgeführt! — In einer Nacht stellte man sämtliche Uhren im Schlosse, ja selbst die Dorfuhr, deren dumpfe Schläge herabsummten, um eine Stunde zurück, so daß Adelgunde, sowie sie am frühen Morgen erwachte, in der Zeit um eine Stunde irren mußte. Der Abend kam heran. Die kleine Familie war wie gewöhnlich in einem heiter verzierten Eckzimmer versammelt, kein Fremder zugegen. Die Obristin mühte sich, allerlei Lustiges zu erzählen, der Obrist fing an, wie es seine Art war, wenn er vorzüglich bei Laune, die alte Französin ein wenig aufzuziehen, worin ihm Auguste (das ältere Fräulein) beistand. Man lachte, man war fröhlicher als je. — Da schlägt die Wanduhr achte (es war also die neunte Stunde), und leichenblaß sinkt Adelgunde in den Lehnsessel zurück — das Nähzeug entfällt ihren Händen! Dann erhebt sie sich, alle Schauer des Entsetzens im Antlitz, starrt hin in des Zimmers öden Raum, murmelt dumpf und hohl: — ‚Was! — eine Stunde früher? — ha, seht ihr's? — seht ihr's? — da steht es dicht vor mir — dicht vor mir!' — Alle fahren auf, vom Schrecken erfaßt, aber als niemand auch nur das mindeste gewahrt, ruft der Obrist: ‚Adelgunde! — fasse dich! — es ist nichts, es ist ein Hirngespinst, ein Spiel deiner Einbildungskraft, was dich täuscht, wir sehen nichts, gar nichts, und müßten wir, ließe sich wirklich dicht vor dir eine Gestalt erschauen, müßten

wir sie nicht ebensogut wahrnehmen als du? – Fasse dich – fasse dich Adelgunde!' – ‚O Gott – o Gott,' seufzt Adelgunde, ‚will man mich denn wahnsinnig machen! – Seht, da streckt es den weißen Arm lang aus nach mir – es winkt.' – Und wie willenlos, unverwandten starren Blickes greift nun Adelgunde hinter sich, faßt einen kleinen Teller, der zufällig auf dem Tische steht, reicht ihn vor sich hin in die Luft, läßt ihn los – und der Teller, wie von unsichtbarer Hand getragen, schwebt langsam im Kreise der Anwesenden umher und läßt sich dann leise auf den Tisch nieder! – Die Obristin, Auguste lagen in tiefer Ohnmacht, der ein hitziges Nervenfieber folgte. Der Obrist nahm sich mit aller Kraft zusammen, aber man merkte wohl an seinem verstörten Wesen die tiefe feindliche Wirkung jenes unerklärlichen Phänomens.

Die alte Französin hatte, auf die Knie gesunken, das Gesicht zur Erde gebeugt, still gebetet, sie blieb so wie Adelgunde frei von allen bösen Folgen. In kurzer Zeit war die Obristin hingerafft. Auguste überstand die Krankheit, aber wünschenswerter war gewiß ihr Tod als ihr jetziger Zustand. – Sie, die volle herrliche Jugendlust selbst, wie ich sie erst beschrieben, ist von einem Wahnsinn befallen, der mir wenigstens grauenvoller, entsetzlicher vorkommt als irgendeiner, den jemals eine fixe Idee erzeugte. Sie bildet sich nämlich ein, *sie* sei jenes unsichtbare körperlose Gespenst Adelgundens, flieht daher alle Menschen oder hütet sich wenigstens, sobald ein anderer zugegen, zu reden, sich zu bewegen. Kaum wagt sie es, zu atmen, denn fest glaubt sie, daß, verrate sie ihre Gegenwart auf diese, jene Weise, jeder vor Entsetzen des Todes sein müsse. Man öffnet ihr die Türe, man setzt ihr Speisen hin, dann schlüpft sie verstohlen hinein und heraus – ißt ebenso heimlich u. s. w. Kann ein Zustand qualvoller sein? –

Der Obrist ganz Gram und Verzweiflung folgte den Fahnen zum neuen Feldzuge. Er blieb in der siegreichen Schlacht bei

W. — Merkwürdig, höchst merkwürdig ist es, daß Adelgunde seit jenem verhängnisvollen Abende von dem Fantom befreit ist. Sie pflegt getreulich die kranke Schwester, und ihr steht die alte Französin bei. So wie Sylvester mir heute sagte, ist der Oheim der armen Kinder hier, um mit unserm wackern R— über die Kurmethode, die man allenfalls bei Augusten versuchen könne, zu Rate zu gehen. — Gebe der Himmel, daß die unwahrscheinliche Rettung möglich."

Cyprian schwieg, und auch die Freunde blieben still, indem sie gedankenvoll vor sich hinschauten. Endlich brach Lothar los: „Das ist ja eine ganz verdammte Spukgeschichte! — Aber ich kann's nicht leugnen, mir bebt die Brust, unerachtet mir das ganze Ding mit dem schwebenden Teller kindisch und abgeschmackt bedünken will." „Nicht so rasch," nahm Ottmar das Wort, „nicht so rasch, lieber Lothar! — Du weißt, was ich von Spukgeschichten halte, du weißt, daß ich mich gegen alle Visionärs damit brüste, daß die Geisterwelt, unerachtet ich sie oft mit verwogener Keckheit in die Schranken rief, noch niemals sich bemühte, mich für meinen Frevel zu züchtigen, aber Cyprians Erzählung gibt einen ganz andern Punkt zu bedenken als den der bloßen chimärischen Spukerei. — Mag es mit Adelgundens Fantom, mag es mit dem schwebenden Teller dann nun eine Bewandtnis gehabt haben, welche es wolle, genug, die Tatsache bleibt stehen: daß sich an jenem Abende in dem Kreise der Familie des Obristen von P. etwas zutrug, worüber drei Personen zu gleicher Zeit in einen solchen verstörten Gemütszustand gerieten, der bei einer den Tod, bei der andern Wahnsinn herbeiführte, wollen wir nicht auch, wenigstens *mittelbar*, den Tod des Obristen jenem Ereignis zuschreiben. Denn eben fällt mir ein, von Offizieren gehört zu haben, der Obrist sei beim Angriff plötzlich, wie von Furien getrieben, ins feindliche Feuer hineingesprengt. Nun ist aber auch die Geschichte mit dem Teller so ohne alle Staffierung gewöhnlicher Spukgeschichten, selbst die Stunde allem

spukischen Herkommen entgegen und das Ganze so ungesucht, so einfach, daß gerade in der Wahrscheinlichkeit, die das Unwahrscheinlichste dadurch erhält, für mich das Grauenhafte liegt. Doch, nehmen wir an, daß Adelgundens Einbildung Vater, Mutter, Schwester mit fortriß, daß der Teller nur innerhalb ihres Gehirns im Kreise umherschwebte, wäre diese Einbildung, in einem Moment wie ein elektrischer Schlag drei Personen zum Tode treffend, nicht eben der entsetzlichste Spuk, den es geben könnte?"

„Allerdings," sprach Theodor, „und ich teile mit dir, Ottmar, das lebhafte Gefühl, daß gerade in der Einfachheit der Geschichte ihre tiefsten Schauer liegen. — Ich kann mir es denken, daß ich den plötzlichen Schreck irgendeiner grauenhaften Erscheinung wohl ertragen könnte, das unheimliche, den äußern Sinn in Anspruch nehmende Treiben eines unsichtbaren Wesens würde mich dagegen unfehlbar wahnsinnig machen. Es ist das Gefühl der gänzlichen hülflosesten Ohnmacht, das den Geist zermalmen müßte. Ich erinnere mich, daß ich dem tiefsten Grausen kaum widerstehen konnte, daß ich wie ein einfältiges verschüchtertes Kind nicht allein in meinem Zimmer schlafen mochte, als ich einst von einem alten Musiker las, den ein entsetzlicher Spuk mehrere Zeit hindurch verfolgte und ihn auch beinahe zum hellen Wahnsinn trieb. Nachts spielte nämlich ein unsichtbares Wesen auf seinem Flügel die wunderbarsten Kompositionen mit der Kraft und Fertigkeit des vollendeten Meisters. Er hörte jeden Ton, er sah, wie die Tasten niedergedrückt wurden, wie die Saiten zitterten, aber nicht den leisesten Schimmer einer Gestalt." —

„Nein," rief Lothar, „nein, es nicht auszuhalten, wie das Tolle wieder unter uns lustig fortwuchert! — Ich hab' es euch gestanden, daß mir der verdammte Teller das Innerste aufgeregt hat. Ottmar hat recht; hält man sich nur an das Resultat irgendeines Ereignisses, das sich wirklich begeben, so ist dies Resultat der gräßlichste Spuk, den es geben kann. Ich verzeihe deshalb unserm Cyprian die verstörte Stimmung, die er beim

Eintreten merken ließ, die aber jetzt schon ziemlich nachgelassen. Doch jetzt kein Wort mehr von allem gespenstischen Unwesen. — Schon längst bemerke ich, daß Ottmar'n ein Manuskript aus der Busentasche hervorkuckt, auf Erlösung hoffend. Mag er es denn erlösen?"

„Nein, nein," sprach Theodor, „der Strom, der in krausen Wellen daherbrauste, muß sanft abgeleitet werden, und dazu ist ein Fragment sehr tauglich, das ich vor langer Zeit, besonders dazu angeregt, aufschrieb. Es kommt viel Mystisches darin vor, an psychischen Wundern und seltsamen Hypothesen ist auch gar kein Mangel, und doch lenkt es hübsch ein ins gewöhnliche Leben."

Theodor las:

Die Automate

Der redende Türke machte allgemeines Aufsehen, ja er brachte die ganze Stadt in Bewegung, denn Jung und Alt, Vornehm und Gering strömte vom Morgen bis in die Nacht hinzu, um die Orakelsprüche zu vernehmen, die von den starren Lippen der wunderlichen lebendigtoten Figur den Neugierigen zugeflüstert wurden. Wirklich war auch die ganze Einrichtung des Automats von der Art, daß jeder das Kunstwerk von allen ähnlichen Tändeleien, wie sie wohl öfters auf Messen und Jahrmärkten gezeigt werden, gar sehr unterscheiden und sich davon angezogen fühlen mußte. In der Mitte eines nicht eben großen, nur mit dem notwendigsten Gerät versehenen Zimmers saß die lebensgroße wohlgestaltete Figur in reicher geschmackvoller türkischer Kleidung auf einem niedrigen, wie ein Dreifuß geformten Sessel, den der Künstler auf Verlangen wegrückte, um jede Vermutung der Verbindung mit dem Fußboden zu widerlegen, die linke Hand zwanglos auf das Knie, die rechte dagegen auf einen kleinen freistehenden Tisch gelegt. Die ganze Figur war, wie gesagt, in richtigen Verhältnissen wohlgestaltet, allein vorzüglich war der Kopf gelungen; eine

wahrhaft orientalisch geistreiche Physiognomie gab dem Ganzen ein Leben, wie man es selten bei Wachsbildern, wenn sie selbst den charaktervollen Gesichtern geistreicher Menschen nachgeformt sind, findet. Ein leichtes Geländer umschloß das Kunstwerk und wehrte den Anwesenden das nahe Hinzutreten, denn nur der, welcher sich von der Struktur des Ganzen, soweit es der Künstler sehen lassen konnte, ohne sein Geheimnis zu verraten, überzeugen wollte, oder der eben Fragende durfte in das Innere und dicht an die Figur treten. Hatte man, wie es gewöhnlich war, dem Türken die Frage ins rechte Ohr geflüstert, so drehte er erst die Augen, dann aber den ganzen Kopf nach dem Fragenden hin, und man glaubte an dem Hauch zu fühlen, der aus dem Munde strömte, daß die leise Antwort wirklich aus dem Innern der Figur kam. Jedesmal, wenn einige Antworten gegeben worden, setzte der Künstler einen Schlüssel in die linke Seite der Figur ein und zog mit vielem Geräusch ein Uhrwerk auf. Hier öffnete er auch auf Verlangen eine Klappe, und man erblickte im Innern der Figur ein künstliches Getriebe von vielen Rädern, die nun wohl auf das Sprechen des Automaten durchaus keinen Einfluß hatten, indessen doch augenscheinlich so viel Platz einnahmen, daß sich in dem übrigen Teil der Figur unmöglich ein Mensch, war er auch kleiner als der berühmte Zwerg Augusts, der aus der Pastete kroch, verbergen konnte. Nächst der Bewegung des Kopfs, die jedesmal vor der Antwort geschah, pflegte der Türke auch zuweilen den rechten Arm zu erheben und entweder mit dem Finger zu drohen oder mit der ganzen Hand gleichsam die Frage abzuweisen. Geschah dieses, so konnte nur das wiederholte Andringen des Fragers eine mehrenteils zweideutige oder verdrießliche Antwort bewirken, und eben auf diese Bewegungen des Kopfs und Armes mochte sich wohl jenes Räderwerk beziehen, unerachtet auch hier die Rückwirkung eines denkenden Wesens unerläßlich schien. Man erschöpfte sich in Vermutungen über das Medium der wunderbaren Mitteilung, man untersuchte Wände, Nebenzimmer, Gerät,

alles vergebens. Die Figur, der Künstler waren von den Argusaugen der geschicktesten Mechaniker umgeben, aber je mehr er sich auf diese Art bewacht merkte, desto unbefangener war sein Betragen. Er sprach und scherzte in den entlegensten Ecken des Zimmers mit den Zuschauern und ließ seine Figur wie ein ganz für sich bestehendes Wesen, das irgendeiner Verbindung mit ihm nicht bedürfe, ihre Bewegungen machen und Antworten erteilen; ja, er konnte sich eines gewissen ironischen Lächelns nicht enthalten, wenn der Dreifuß und der Tisch auf allen Seiten herumgedreht und durchgeklopft, ja in die herabgenommene und weiter ans Licht gebrachte Figur mit Brillen und Vergrößerungsgläsern hineingeschaut wurde und dann die Mechaniker versicherten, der Teufel möge aus dem wunderlichen Räderbau klug werden. Alles blieb vergebens, und die Hypothese, daß der Hauch, der aus dem Munde der Figur ströme, leicht durch verborgene Ventile hervorgebracht werden könne und der Künstler selbst als ein trefflicher Bauchredner die Antworten erteile, wurde gleich dadurch vernichtet, daß der Künstler in demselben Augenblick, als der Türke eben eine Antwort erteilte, mit einem der Zuschauer laut und vernehmlich sprach. Unerachtet der geschmackvollen Einrichtung und des höchst Rätselhaften, Wunderbaren, was in dem ganzen Kunstwerke lag, hätte das Interesse des Publikums daran doch wohl bald nachgelassen, wäre es dem Künstler nicht möglich gewesen, auf eine andere Weise die Zuschauer immer aufs neue an sich zu ziehen. Dieses lag nun in den Antworten selbst, welche der Türke erteilte, und die jedesmal mit tiefem Blick in die Individualität des Fragenden bald trocken, bald ziemlich grob spaßhaft und dann wieder voll Geist und Scharfsinn und wunderbarerweise bis zum Schmerzhaften treffend waren. Oft überraschte ein mystischer Blick in die Zukunft, der aber nur von dem Standpunkt möglich war, wie ihn sich der Fragende selbst tief im Gemüt gestellt hatte. Hierzu kam, daß der Türke oft, deutsch gefragt, doch in einer fremden Sprache antwortete, die aber eben

dem Fragenden ganz geläufig war, und man fand alsdann, daß es kaum möglich war, die Antwort so rund, so in wenigen Worten viel umfassend, anders zu geben als eben in der gewählten Sprache. Kurz jeden Tag wußte man von neuen geistreichen, treffenden Antworten des weisen Türken zu erzählen, und ob die geheimnisvolle Verbindung des lebenden menschlichen Wesens mit der Figur oder nicht vielmehr eben dies Eingehen in die Individualität der Fragenden und überhaupt der seltene Geist der Antworten wunderbarer sei, das wurde in der Abendgesellschaft eifrigst besprochen, in welcher sich gerade die beiden akademischen Freunde Ludwig und Ferdinand befanden. Beide mußten zu ihrer Schande eingestehen, den Türken noch nicht besucht zu haben, ungeachtet es gewissermaßen zum guten Ton gehörte, hinzugehen und die mirakulösen Antworten, die man auf verfängliche Fragen erhalten, überall aufzutischen. „Mir sind", sagte Ludwig, „alle solche Figuren, die dem Menschen nicht sowohl nachgebildet sind, als das Menschliche nachäffen, diese wahren Standbilder eines lebendigen Todes oder eines toten Lebens, im höchsten Grade zuwider. Schon in früher Jugend lief ich weinend davon, als man mich in ein Wachsfiguren-Kabinett führte, und noch kann ich kein solches Kabinett betreten, ohne von einem unheimlichen grauenhaften Gefühl ergriffen zu werden. Mit Macbeths Worten möchte ich rufen: ‚Was starrst du mich an mit Augen ohne Sehkraft?' wenn ich die stieren, toten, gläsernen Blicke all der Potentaten, berühmten Helden und Mörder und Spitzbuben auf mich gerichtet sehe, und ich bin überzeugt, daß die mehrsten Menschen dies unheimliche Gefühl, wenn auch nicht in dem hohen Grade, wie es in mir waltet, mit mir teilen, denn man wird finden, daß im Wachsfiguren-Kabinett auch die größte Menge Menschen nur ganz leise flüstert, man hört selten ein lautes Wort; aus Ehrfurcht gegen die hohen Häupter geschieht dies nicht, sondern es ist nur der Druck des Unheimlichen, Grauenhaften, der den Zuschauern jenes Pianissimo abnötigt. Vollends sind mir die

durch die Mechanik nachgeahmten menschlichen Bewegungen toter Figuren sehr fatal, und ich bin überzeugt, daß euer wunderbarer geistreicher Türke mit seinem Augenverdrehen, Kopfwenden und Armerheben mich wie ein nekromantisches Ungetüm vorzüglich in schlaflosen Nächten verfolgen würde. Ich mag deshalb nicht hingehen und will mir lieber alles Witzige und Scharfsinnige, was er diesem oder jenem gesagt, erzählen lassen."

„Du weißt," nahm Ferdinand das Wort: „daß alles, was du von dem tollen Nachäffen des Menschlichen, von den lebendigtoten Wachsfiguren gesagt hast, mir recht aus der Seele gesprochen ist. Allein bei den mechanischen Automaten kommt es wirklich sehr auf die Art und Weise an, wie der Künstler das Werk ergriffen hat. Einer der vollkommensten Automate, die ich je sah, ist der Enslersche Voltigeur, allein so wie seine kraftvollen Bewegungen wahrhaft imponierten, ebenso hatte sein plötzliches Sitzenbleiben auf dem Seil, sein freundliches Nicken mit dem Kopfe etwas höchst Skurriles. Gewiß hat niemanden jenes grauenhafte Gefühl ergriffen, das solche Figuren vorzüglich bei sehr reizbaren Personen nur zu leicht hervorbringen. Was nun unsern Türken betrifft, so hat es meines Bedünkens mit ihm eine andere Bewandtnis. Seine, nach der Beschreibung aller, die ihn sahen, höchst ansehnliche, ehrwürdige Figur ist etwas ganz Untergeordnetes und sein Augenverdrehen und Kopfwenden gewiß nur da, um unsere Aufmerksamkeit ganz auf *ihn*, wo gerade der Schlüssel des Geheimnisses *nicht* zu finden ist, hinzulenken. Daß der Hauch aus dem Munde des Türken strömt, ist möglich oder vielleicht gewiß, da die Erfahrung es beweist; hieraus folgt aber noch nicht, daß jener Hauch wirklich von den gesprochenen Worten erregt wird. Es ist gar kein Zweifel, daß ein menschliches Wesen, vermöge uns verborgener und unbekannter akustischer und optischer Vorrichtungen mit dem Fragenden in solcher Verbindung steht, daß es ihn sieht, ihn hört und ihm wieder Antworten zuflüstern kann. Daß noch niemand, selbst

unter unsern geschickten Mechanikern, auch nur im mindesten auf die Spur gekommen, wie jene Verbindung wohl hergestellt sein kann, zeigt, daß des Künstlers Mittel sehr sinnreich erfunden sein müssen, und so verdient von dieser Seite sein Kunstwerk allerdings die größte Aufmerksamkeit. Was mir aber viel wunderbarer scheint und mich in der Tat recht anzieht, das ist die geistige Macht des unbekannten menschlichen Wesens, vermöge dessen es in die Tiefe des Gemüts des Fragenden zu dringen scheint — es herrscht oft eine Kraft des Scharfsinns und zugleich ein grausenhaftes Helldunkel in den Antworten, wodurch sie zu Orakelsprüchen im strengsten Sinn des Worts werden. Ich habe von mehrern Freunden in dieser Hinsicht Dinge gehört, die mich in das größte Erstaunen setzten, und ich kann nicht länger dem Drange widerstehen, den wundervollen Sehergeist des Unbekannten selbst auf die Probe zu stellen, weshalb ich mich entschlossen, morgen vormittags hinzugehen, und dich hiermit, lieber Ludwig! feierlichst eingeladen haben will, alle Scheu vor lebendigen Puppen abzulegen und mich zu begleiten."

So sehr sich Ludwig sträubte, mußte er doch, um nicht für einen Sonderling gehalten zu werden, nachgeben, als mehrere auf ihn einstürmten, ja sich nicht von der belustigenden Partie auszuschließen und im Verein mit ihnen morgen dem mirakulösen Türken recht auf den Zahn zu fühlen. Ludwig und Ferdinand gingen wirklich mit mehreren muntern Jünglingen, die sich deshalb verabredet, hin. Der Türke, dem man orientalische Grandezza gar nicht absprechen konnte, und dessen Kopf, wie gesagt, so äußerst wohl gelungen war, kam Ludwigen doch im Augenblick des Eintretens höchst possierlich vor, und als nun vollends der Künstler den Schlüssel in die Seite einsetzte und die Räder zu schnurren anfingen, wurde ihm das ganze Ding so abgeschmackt und verbraucht, daß er unwillkürlich ausrief: „Ach, meine Herren! hören Sie doch, wir haben höchstens Braten im Magen, aber die türkische Exzellenz da einen ganzen Bratenwender dazu!"

Alle lachten, und der Künstler, dem der Scherz nicht zu gefallen schien, ließ sogleich vom weitern Aufziehen des Räderwerks ab. Sei es nun, daß die joviale Stimmung der Gesellschaft dem weisen Türken mißfiel, oder daß er den Morgen gerade nicht bei Laune war, genug, alle Antworten, die zum Teil durch recht witzige, geistreiche Fragen veranlaßt wurden, blieben nichtsbedeutend und schal, Ludwig hatte vorzüglich das Unglück, beinahe niemals von dem Orakel richtig verstanden zu werden und ganz schiefe Antworten zu erhalten; schon wollte man unbefriedigt das Automat und den sichtlich verstimmten Künstler verlassen, als Ferdinand sprach: „Nicht wahr, meine Herren, Sie sind alle mit dem weisen Türken nicht sonderlich zufrieden, aber vielleicht lag es an uns selbst, an unsern Fragen, die dem Manne nicht gefielen — eben daß er jetzt den Kopf dreht und die Hand aufhebt (die Figur tat dies wirklich), scheint meine Vermutung als wahr zu bestätigen! — ich weiß nicht, wie mir jetzt es in den Sinn kommt, noch eine Frage zu tun, deren Beantwortung, ist sie treffend, die Ehre des Automats mit einem Male retten kann." Ferdinand trat zu der Figur hin und flüsterte ihr einige Worte leise ins Ohr; der Türke erhob den Arm, er wollte nicht antworten, Ferdinand ließ nicht ab, da wandte der Türke den Kopf zu ihm hin. —

Ludwig bemerkte, daß Ferdinand plötzlich erblaßte, nach einigen Sekunden aber aufs neue fragte und gleich die Antwort erhielt. Mit erzwungenem Lächeln sagte Ferdinand zur Gesellschaft: „Meine Herren, ich kann versichern, daß wenigstens für mich der Türke seine Ehre gerettet hat; damit aber das Orakel ein recht geheimnisvolles Orakel bleibe, so erlassen Sie es mir wohl zu sagen, was ich gefragt und was er geantwortet."

So sehr Ferdinand seine innere Bewegung verbergen wollte, so äußerte sie sich doch nur zu deutlich in dem Bemühen, froh und unbefangen zu scheinen, und hätte der Türke die wunderbarsten treffendsten Antworten erteilt, so würde die Gesellschaft

nicht von dem sonderbaren, beinahe grauenhaften Gefühl ergriffen worden sein, das eben jetzt Ferdinands sichtliche Spannung hervorbrachte. Die vorige Heiterkeit war verschwunden, statt des sonst fortströmenden Gesprächs fielen nur einzelne abgebrochene Worte, und man trennte sich in gänzlicher Verstimmung.

Kaum war Ferdinand mit Ludwig allein, so fing er an: „Freund! dir mag ich es nicht verhehlen, daß der Türke in mein Innerstes gegriffen, ja, daß er mein Innerstes verletzt hat, so daß ich den Schmerz wohl nicht verwinden werde, bis mir die Erfüllung des gräßlichen Orakelspruchs den Tod bringt."

Ludwig blickte den Freund voll Verwunderung und Erstaunen an, aber Ferdinand fuhr fort: „Ich sehe nun wohl, daß dem unsichtbaren Wesen, das sich uns durch den Türken auf eine geheimnisvolle Weise mitteilt, Kräfte zu Gebote stehen, die mit magischer Gewalt unsre geheimsten Gedanken beherrschen, und vielleicht erblickt die fremde Macht klar und deutlich den Keim des Zukünftigen, der in uns selbst im mystischen Zusammenhange mit der Außenwelt genährt wird, und weiß so alles, was in fernen Tagen auf uns einbrechen wird, so wie es Menschen gibt mit der unglücklichen Sehergabe, den Tod zur bestimmten Stunde vorauszusagen."

„Du mußt Merkwürdiges gefragt haben," erwiderte Ludwig, „vielleicht legst du aber selbst in die zweideutige Antwort des Orakels das Bedeutende, und was das Spiel des launenhaften Zufalls in seltsamer Zusammenstellung gerade Eingreifendes, Treffendes hervorbrachte, schreibst du der mystischen Kraft des gewiß ganz unbefangenen Menschen zu, der sich durch den Türken vernehmen läßt."

„Du widersprichst", nahm Ferdinand das Wort, „in dem Augenblick dem, was wir sonst einstimmig zu behaupten pflegen, wenn von dem sogenannten Zufall die Rede ist. Damit du alles wissen, damit du es recht fühlen mögest, wie ich heute in meinem Innersten aufgeregt und erschüttert bin, muß ich dir etwas

aus meinem frühern Leben vertrauen, wovon ich bis jetzt schwieg. Es sind schon mehrere Jahre her, als ich von den in Ostpreußen gelegenen Gütern meines Vaters nach B. zurückkehrte. In K. traf ich mit einigen jungen Kurländern zusammen, die ebenfalls nach B. wollten, wir reisten zusammen in drei mit Postpferden bespannten Wagen, und du kannst denken, daß bei uns, die wir in den Jahren des ersten kräftigen Aufbrausens mit wohlgefülltem Beutel so in die Welt hineinreisen konnten, die Lebenslust beinahe bis zur wilden Ausgelassenheit übersprudelte. Die tollsten Einfälle wurden im Jubel ausgeführt, und ich erinnere mich noch, daß wir in M., wo wir gerade am Mittage ankamen, den Dormeusenvorrat der Posthalterin plünderten und ihrer Protestationen unerachtet, mit dem Raube gar zierlich geschmückt, Tabak rauchend vor dem Hause unter großem Zulauf des Volks auf und ab spazierten, bis wir wieder unter dem lustigen Hörnerschall der Postillone abfuhren. In der herrlichsten jovialsten Gemütsstimmung kamen wir nach D., wo wir der schönen Gegenden wegen einige Tage verweilen wollten. Jeden Tag gab es lustige Partien; einst waren wir bis zum späten Abend auf dem Karlsberge und in der benachbarten Gegend herumgestreift, und als wir in den Gasthof zurückkehrten, erwartete uns schon der köstliche Punsch, den wir vorher bestellt, und den wir uns, von der Seeluft durchhaucht, wacker schmecken ließen, so daß, ohne eigentlich berauscht zu sein, mir doch alle Pulse in den Adern hämmerten und schlugen und das Blut wie ein Feuerstrom durch die Nerven glühte. Ich warf mich, als ich endlich in mein Zimmer zurückkehren durfte, auf das Bett, aber trotz der Ermüdung war mein Schlaf doch nur mehr ein träumerisches Hinbrüten, in dem ich alles vernahm, was um mich vorging. Es war mir, als würde in dem Nebenzimmer leise gesprochen, und endlich unterschied ich deutlich eine männliche Stimme, welche sagte: ‚Nun so schlafe denn wohl und halte dich fertig zur bestimmten Stunde.‘ Eine Tür wurde geöffnet und wieder geschlossen, und nun trat eine tiefe Stille ein,

die aber bald durch einige leise Akkorde eines Fortepianos unterbrochen wurde. Du weißt, Ludwig! welch ein Zauber in den Tönen der Musik liegt, wenn sie durch die stille Nacht hallen. So war es auch jetzt, als spräche in jenen Akkorden eine holde Geisterstimme zu mir; ich gab mich dem wohltätigen Eindruck ganz hin und glaubte, es würde nun wohl etwas Zusammenhängendes, irgendeine Fantasie oder sonst ein musikalisches Stück folgen, aber wie wurde mir, als die herrliche göttliche Stimme eines Weibes in einer herzergreifenden Melodie die Worte sang:

Mio ben ricordati
s'avvien ch'io mora,
quanto quest' anima
fedel t'amò.
Lo se pur amano
le fredde ceneri
nel urna ancora
t'adorerò!

Wie soll ich es denn anfangen, dir das nie gekannte, nie geahnete Gefühl nur anzudeuten, welches die langen – bald anschwellenden – bald verhallenden Töne in mir aufregten. Wenn die ganz eigentümliche, nie gehörte Melodie – ach, es war ja die tiefe wonnevolle Schwermut der inbrünstigsten Liebe selbst – wenn sie den Gesang in einfachen Melismen bald in die Höhe führte, daß die Töne wie helle Kristallglocken erklangen, bald in die Tiefe hinabsenkte, daß er in den dumpfen Seufzern einer hoffnungslosen Klage zu ersterben schien, dann fühlte ich, wie ein unnennbares Entzücken mein Innerstes durchbebte, wie der Schmerz der unendlichen Sehnsucht meine Brust krampfhaft zusammenzog, wie mein Atem stockte, wie mein Selbst unterging in namenloser himmlischer Wollust. Ich wagte nicht, mich zu regen, meine ganze Seele, mein ganzes Gemüt war nur Ohr. Schon längst hatten die Töne geschwiegen, als ein Tränenstrom endlich die Überspannung brach, die mich zu vernichten drohte. Der Schlaf mochte mich doch zuletzt übermannt haben, denn als ich von dem

gellenden Ton eines Posthorns geweckt auffuhr, schien die helle Morgensonne in mein Zimmer, und ich wurde gewahr, daß ich nur im Traume des höchsten Glücks, der höchsten Seligkeit, die für mich auf der Erde zu finden, teilhaftig worden. — Ein herrliches blühendes Mädchen war in mein Zimmer getreten; es war die Sängerin, und sie sprach zu mir mit gar lieblicher, holdseliger Stimme: ‚So konntest du mich dann wiedererkennen, lieber, lieber Ferdinand! aber ich wußte ja wohl, daß ich nur singen durfte, um wieder ganz in dir zu leben; denn jeder Ton ruhte ja in deiner Brust und mußte in meinem Blick erklingen.‘ — Welches unnennbare Entzücken durchströmte mich, als ich nun sah, daß es die Geliebte meiner Seele war, die ich schon von früher Kindheit an im Herzen getragen, die mir ein feindliches Geschick nur so lange entrissen, und die ich Hochbeglückter nun wiedergefunden. Aber meine inbrünstige Liebe erklang eben in jener Melodie der tief klagenden Sehnsucht, und unsere Worte, unsere Blicke wurden zu herrlichen anschwellenden Tönen, die wie in einem Feuerstrom zusammenflossen. — Nun ich erwacht war, mußte ich mir's eingestehen, daß durchaus keine Erinnerung aus früher Zeit sich an das holdselige Traumbild knüpfte — ich hatte das herrliche Mädchen zum ersten Male gesehen. Es wurde vor dem Hause laut und heftig gesprochen — mechanisch raffte ich mich auf und eilte ans Fenster; ein ältlicher, wohlgekleideter Mann zankte mit den Postknechten, die etwas an dem zierlichen Reisewagen zerbrochen. Endlich war alles hergestellt, und nun rief der Mann herauf: ‚Jetzt ist alles in Ordnung, wir wollen fort.‘ Ich wurde gewahr, daß dicht neben mir ein Frauenzimmer zum Fenster herausgesehen, die nun schnell zurückfuhr, so daß ich, da sie einen ziemlich tiefen Reisehut aufgesetzt hatte, das Gesicht nicht erkennen konnte. Als sie aus der Haustüre trat, wandte sie sich um und sah zu mir herauf. — Ludwig! — es war die Sängerin! — es war das Traumbild — der Blick des himmlischen Auges fiel auf mich, und es war mir, als träfe der

Strahl eines Kristalltons meine Brust wie ein glühender Dolchstich, daß ich den Schmerz physisch fühlte, daß alle meine Fibern und Nerven erbebten und ich vor unnennbarer Wonne erstarrte. — Schnell war sie im Wagen — der Postillon blies wie im jubelnden Hohn ein munteres Stückchen. Im Augenblick waren sie um die Straßenecke verschwunden. Wie ein Träumender blieb ich im Fenster, die Kurländer traten ins Zimmer, mich zu einer verabredeten Lustfahrt hinabzuholen — ich sprach kein Wort — man hielt mich für krank — wie hätte ich auch nur das Mindeste davon äußern können, was geschehen! Ich unterließ es, mich nach den Fremden, die neben mir gewohnt, im Hause zu erkundigen, denn es war, als entweihe jedes Wort andrer Lippen, das sich auf die Herrliche bezöge, das zarte Geheimnis meines Herzens. Getreulich wollte ich es fortan in mir tragen und nie mehr lassen von *der*, die nun die Ewiggeliebte meiner Seele worden, sollte ich sie auch nimmer wieder schauen. Du, mein Herzensfreund! erkennst wohl ganz den Zustand, in den ich mich versetzt fühlte; du tadelst mich daher nicht, daß ich alles und jedes vernachlässigte, mir auch nur eine Spur von der unbekannten Geliebten zu verschaffen. Die lustige Gesellschaft der Kurländer wurde mir in meiner Stimmung höchst zuwider, ehe sie sich's versahen, war ich in einer Nacht auf und davon und eilte nach B., meiner damaligen Bestimmung zu folgen. Du weißt, daß ich schon seit früher Zeit ziemlich gut zeichnete: in B. legte ich mich unter der Anleitung geschickter Meister auf das Miniaturmalen und brachte es in kurzer Zeit so weit, daß ich den einzigen mir vorgesteckten Zweck, nämlich das höchst ähnliche Bild der Unbekannten würdig zu malen, erfüllen konnte. Heimlich, bei verschlossenen Türen, malte ich das Bild. Kein menschliches Auge hat es jemals gesehen, denn ein anderes Bild gleicher Größe ließ ich fassen und setzte mit Mühe dann selbst das Bild der Geliebten ein, das ich seit der Zeit auf bloßer Brust trug." —

„Zum erstenmal in meinem Leben habe ich heute von dem

höchsten Moment meines Lebens gesprochen, und du, Ludwig! bist der Einzige, dem ich mein Geheimnis vertraut! — Aber auch heute ist eine fremde Macht feindselig in mein Inneres gedrungen! — Als ich zu dem Türken hintrat, fragte ich, der Geliebten meines Herzens denkend: ‚Werde ich künftig noch einen Moment erleben, der dem gleicht, wo ich am glücklichsten war?‘ Der Türke wollte, wie du bemerkt haben wirst, durchaus nicht antworten; endlich, als ich nicht nachließ, sprach er: ‚Die Augen schauen in deine Brust, aber das spiegelblanke Gold, das mir zugewendet, verwirrt meinen Blick — wende das Bild um!‘ — Habe ich denn Worte für das Gefühl, das mich durchbebte? — Dir wird meine innre Bewegung nicht entgangen sein. Das Bild lag wirklich so auf meiner Brust, wie es der Türke angegeben; ich wandte es unbemerkt um und wiederholte meine Frage, da sprach die Figur im düstern Ton: ‚Unglücklicher! in dem Augenblick, wenn du sie wieder siehst, hast du sie verloren!‘“

Eben wollte Ludwig es versuchen, den Freund, der in tiefes Nachdenken versunken war, mit tröstenden Worten aufzurichten, als sie durch mehrere Bekannte, die auf sie zuschritten, unterbrochen wurden.

Schon hatte sich das Gerücht von der neuen mysteriösen Antwort, die der weise Türke erteilte, in der Stadt verbreitet, und man erschöpfte sich in Vermutungen, was für eine unglückliche Prophezeiung wohl den vorurteilsfreien Ferdinand so aufgeregt haben könne; man bestürmte die Freunde mit Fragen, und Ludwig wurde genötigt, um seinen Freund aus dem Gedränge zu retten, ein abenteuerliches Geschichtchen aufzutischen, das desto mehr Eingang fand, je weiter es sich von der Wahrheit entfernte. Dieselbe Gesellschaft, in welcher Ferdinand angeregt wurde, den wunderbaren Türken zu besuchen, pflegte sich wöchentlich zu versammeln, und auch in der nächsten Zusammenkunft kam wieder der Türke um so mehr an die Reihe, als man sich immer noch bemühte, recht viel von Ferdinand selbst über ein Abenteuer zu

hören, das ihn in die düstre Stimmung versetzt hatte, welche er vergebens zu verbergen suchte. Ludwig fühlte es nur zu lebhaft, wie sein Freund im Innersten erschüttert sein mußte, als er das tief in der Brust treu bewahrte Geheimnis einer fantastischen Liebe von einer fremden grauenvollen Macht durchschaut sah, und auch er war ebensogut wie Ferdinand fest überzeugt, daß dem das Geheimste durchdringenden Blick jener Macht auch wohl der mysteriöse Zusammenhang, vermöge dessen sich das Zukünftige dem Gegenwärtigen anreiht, offenbar sein könne. Ludwig mußte an den Spruch des Orakels glauben, aber das feindselige schonungslose Verraten des bösen Verhängnisses, das dem Freunde drohte, brachte ihn gegen das versteckte Wesen, das sich durch den Türken vernehmen ließ, auf. Er bildete daher standhaft gegen die zahlreichen Bewunderer des Kunstwerks die Opposition und behauptete, als jemand bemerkte, in den natürlichen Bewegungen des Automats liege etwas ganz besonders Imposantes, wodurch der Eindruck der orakelmäßigen Antworten erhöht werde, gerade das Augenverdrehen und Kopfwenden des ehrbaren Türken habe für ihn was unbeschreiblich Possierliches gehabt, weshalb er auch durch ein Bonmot, das ihm entschlüpft, den Künstler und auch vielleicht das unsichtbar wirkende Wesen in üblen Humor versetzt, welchen letzteres auch durch eine Menge schaler, nichtsbedeutender Antworten an den Tag gelegt. „Ich muß gestehen," fuhr Ludwig fort, „daß die Figur gleich beim Eintreten mich lebhaft an einen überaus zierlichen, künstlichen Nußknacker erinnerte, den mir einst, als ich noch ein kleiner Knabe war, ein Vetter zum Weihnachten verehrte. Der kleine Mann hatte ein überaus ernsthaft komisches Gesicht und verdrehte jedesmal mittelst einer innern Vorrichtung die großen, aus dem Kopfe herausstehenden Augen, wenn er eine harte Nuß knackte, was denn so etwas possierlich Lebendiges in die ganze Figur brachte, daß ich stundenlang damit spielen konnte und der Zwerg mir unter den Händen zum wahren Alräunchen wurde. Alle noch so vollkommne Marionetten waren mir nach-

her steif und leblos gegen meinen herrlichen Nußknacker. Von den höchst wunderbaren Automaten im Danziger Arsenal war mir gar viel erzählt worden, und vorzüglich deshalb unterließ ich nicht hineinzugehen, als ich mich gerade vor einigen Jahren in Danzig befand. Bald nachdem ich in den Saal getreten, schritt ein altdeutscher Soldat keck auf mich los und feuerte seine Büchse ab, daß es durch die weiten Gewölbe recht derb knallte — noch mehrere Spielereien der Art, die ich in der Tat wieder vergessen, überraschten hin und wieder, aber endlich führte man mich in den Saal, in welchem der Gott des Krieges, der furchtbare Mavors, sich mit seiner ganzen Hofhaltung befand. — Mars selbst saß in ziemlich grotesker Kleidung auf einem mit Waffen aller Art geschmückten Thron, von Trabanten und Kriegern umgeben. Sobald wir vor den Thron getreten, fingen ein paar Trommelschläger an, auf ihren Trommeln zu wirbeln, und Pfeifer bliesen dazu ganz erschrecklich, daß man sich vor dem kakophonischen Getöse hätte die Ohren zuhalten mögen. Ich bemerkte, daß der Gott des Krieges eine durchaus schlechte, seiner Majestät unwürdige Kapelle habe, und man gab mir recht. — Endlich hörte das Trommeln und Pfeifen auf — da fingen an, die Trabanten die Köpfe zu drehen und mit den Hellebarden zu stampfen, bis der Gott des Krieges, nachdem er auch mehrmals die Augen verdreht, von seinem Sitz aufsprang und keck auf uns zuschreiten zu wollen schien. Bald aber warf er sich wieder in seinen Thron, und es wurde noch etwas getrommelt und gepfiffen, bis alles wieder in die alte hölzerne Ruhe zurückkehrte. Als ich denn nun alle diese Automate geschaut, sagte ich im Herausgehen zu mir selbst: Mein Nußknacker war mir doch lieber, und jetzt, meine Herren! nachdem ich den weisen Türken geschaut, sage ich abermals: mein Nußknacker war mir doch lieber!" — Man lachte sehr, meinte aber einstimmig, daß Ludwigs Ansicht von der Sache mehr lustig sei als wahr, denn abgesehen von dem seltenen Geist, der doch mehrenteils in den Antworten des Automats liege, sei

doch auch die durchaus nicht zu entdeckende Verbindung des verborgenen Wesens mit dem Türken, das nicht allein durch ihn rede, sondern auch seine von den Fragen motivierte Bewegungen veranlassen müßte, höchst wunderbar und in jedem Fall ein Meisterwerk der Mechanik und Akustik.

Dies mußte nun wohl selbst Ludwig eingestehen, und man pries allgemein den fremden Künstler. Da stand ein ältlicher Mann, der in der Regel wenig sprach und sich auch dieses Mal noch gar nicht ins Gespräch gemischt hatte, vom Stuhl auf, wie er zu tun pflegte, wenn er auch endlich ein paar Worte, die aber jedesmal ganz zur Sache gehörten, anbringen wollte, und fing nach seiner höflichen Weise an: „Wollen Sie gütigst erlauben — ich bitte gehorsamst, meine Herren! — Sie rühmen mit Recht das seltene Kunstwerk, das nun schon so lange uns anzuziehen weiß; mit Unrecht nennen Sie aber den ordinären Mann, der es zeigt, den Künstler, da er an allem dem, was in der Tat an dem Werk vortrefflich ist, gar keinen Anteil hat, selbiges vielmehr von einem in allen Künsten der Art gar tief erfahrnen Mann herrührt, der sich stets und schon seit vielen Jahren in unsern Mauern befindet, und den wir alle kennen und höchlich verehren.“ Man geriet in Erstaunen, man stürmte mit Fragen auf den Alten ein, der also fortfuhr: „Ich meine niemanden anders als den Professor X. — Der Türke war schon zwei Tage hier, ohne daß jemand sonderlich Notiz von ihm genommen hätte, der Professor X. dagegen unterließ nicht, bald hinzugehen, da ihn alles, was nur Automat heißt, auf das höchste interessiert. Kaum hatte er aber von dem Türken ein paar Antworten erhalten, als er den Künstler beiseite zog und ihm einige Worte ins Ohr sagte. Dieser erblaßte und verschloß das Zimmer, als es von den wenigen Neugierigen, die sich eingefunden, verlassen war; die Anschlagzettel verschwanden von den Straßenecken, und man hörte nichts mehr von dem weisen Türken, bis nach vierzehn Tagen eine neue Ankündigung erschien und man den Türken mit dem neuen

schönen Haupte und die ganze Einrichtung, so wie sie jetzt als ein unauflösliches Rätsel besteht, wiederfand. Seit der Zeit sind auch die Antworten so geistreich und bedeutungsvoll. Daß aber dies alles das Werk des Professors X. ist, unterliegt gar keinem Zweifel, da der Künstler in der Zwischenzeit, als er sein Automat nicht zeigte, täglich bei ihm war und auch, wie man gewiß weiß, der Professor mehrere Tage hintereinander sich in dem Zimmer des Hotels befand, wo die Figur aufgestellt und noch jetzt steht. Ihnen wird übrigens, meine Herren! doch bekannt sein, daß der Professor selbst sich in dem Besitz der herrlichsten, vorzüglich aber musikalischer Automate befindet, daß er seit langer Zeit mit dem Hofrat B—, mit dem er ununterbrochen über allerlei mechanische und auch wohl magische Künste korrespondiert, darin wetteifert, und daß es nur an ihm liegt, die Welt in das höchste Erstaunen zu setzen? Aber er arbeitet und schafft im Verborgenen, wiewohl er jedem, der wahre Lust und wahres Belieben daran findet, seine seltenen Kunstwerke gar gern zeigt."

Man wußte zwar, daß der Professor X., dessen Hauptwissenschaften Physik und Chemie waren, nächstdem sich auch gern mit mechanischen Kunstwerken beschäftigte, kein einziger von der Gesellschaft hatte aber seinen Einfluß auf den weisen Türken geahnet, und nur von Hörensagen kannte man das Kunstkabinett, von dem der Alte gesprochen. Ferdinand und Ludwig fühlten sich durch des Alten Bericht über den Professor X. und über sein Einwirken auf das fremde Automat gar seltsam angeregt.

„Ich kann dir's nicht verhehlen," — sagte Ferdinand, „mir dämmert eine Hoffnung auf, vielleicht die Spur des Geheimnisses zu finden, das mich jetzt so grauenvoll befängt, wenn ich dem Professor X. näher trete. Ja, es ist möglich, daß die Ahnung des wunderbaren Zusammenhanges, in dem der Türke, oder vielmehr die versteckte Person, die ihn zum Organ ihrer Orakelsprüche braucht, mit meinem Ich steht, mich vielleicht tröstet und den Eindruck jener für mich schrecklichen Worte entkräftet. Ich bin

entschlossen, unter dem Vorwande, seine Automate zu sehen, die nähere Bekanntschaft des mysteriösen Mannes zu machen, und da seine Kunstwerke, wie wir hörten, musikalisch sind, wird es für dich nicht ohne Interesse sein, mich zu begleiten." –

„Als wenn", erwiderte Ludwig, „es nicht für mich genug wäre, daß ich in deiner Angelegenheit dir beistehen soll mit Rat und Tat! – Daß mir aber eben heute, als der Alte von der Einwirkung des Professors X. auf die Maschine sprach, ganz besondere Ideen durch den Kopf gegangen sind, kann ich nicht leugnen, wiewohl es möglich ist, daß ich das auf entlegenem Wege suche, was vielleicht uns ganz nahe liegt. – Ist es nämlich, um eben die Auflösung des Rätsels ganz nahe zu suchen, nicht denkbar, daß die unsichtbare Person wußte, daß du ein Bild auf der Brust trägst, und konnte nicht eine glückliche Kombination sie gerade wenigstens das scheinbar Richtige treffen lassen? Vielleicht rächte sie durch die unglückliche Weissagung sich an uns des Mutwillens wegen, in dem wir die Weisheit des Türken höhnten."

„Keine menschliche Seele", erwiderte Ferdinand, „hat, wie ich dir schon vorhin sagte, das Bildnis gesehen, niemanden habe ich jemals jenen auf mein ganzes Leben einwirkenden Vorfall erzählt – auf gewöhnliche Weise kann der Türke unmöglich von dem allen unterrichtet worden sein! – vielleicht nähert sich das, was du auf entlegenem Wege suchst, weit mehr der Wahrheit!"

„So meine ich denn nun," sagte Ludwig: „daß unser Automat, so sehr ich heute auch das Gegenteil zu behaupten schien, wirklich zu den merkwürdigsten Erscheinungen gehört, die man jemals sah, und alles beweiset, daß dem, der als Dirigent über dem ganzen Kunstwerke schwebt, tiefere Kenntnisse zu Gebote stehen, als die wohl glauben, welche nur so etwas leichtsinnig begaffen und sich über das Wunderbare nur wundern. Die Figur ist nichts weiter als die Form der Mitteilung, aber es ist nicht zu leugnen, daß diese Form geschickt gewählt ist, da das ganze Ansehen und auch die Bewegungen des Automats dazu geeignet

sind, die Aufmerksamkeit zugunsten des Geheimnisses zu fesseln und vorzüglich den Fragenden auf gewisse Weise nach dem Zweck des antwortenden Wesens zu spannen. In der Figur kann kein menschliches Wesen stecken, das ist so gut als erwiesen, daß wir daher die Antworten aus dem Munde des Türken zu empfangen glauben, beruht sicherlich auf einer akustischen Täuschung; wie dies bewerkstelligt ist, wie die Person, welche antwortet, in den Stand gesetzt wird, die Fragenden zu sehen, zu vernehmen und sich ihnen wieder verständlich zu machen, ist und bleibt mir freilich ein Rätsel; allein es setzt nur gute akustische und mechanische Kenntnisse und einen vorzüglichen Scharfsinn oder auch, vielleicht besser gesagt, eine konsequente Schlauheit des Künstlers voraus, der kein Mittel unbeachtet ließ, uns zu täuschen, und ich muß gestehen, daß mich die Auflösung dieses Geheimnisses weniger interessiert, als es von dem nur allein höchst merkwürdigen Umstande überwogen wird, daß der Türke oft die Seele des Fragenden zu durchschauen, ja, wie du schon, noch ehe es dir selbst bewiesen wurde, bemerktest, in die tiefste Tiefe des Gemüts zu dringen scheint. Wie wenn es dem antwortenden Wesen möglich wäre, sich durch uns unbekannte Mittel einen psychischen Einfluß auf uns zu verschaffen, ja sich mit uns in einen solchen geistigen Rapport zu setzen, daß es unsere Gemütsstimmung, ja unser ganzes inneres Wesen in sich auffaßt und so, wenn auch nicht das in uns ruhende Geheimnis deutlich ausspricht, doch wie in einer Ekstase, die eben der Rapport mit dem fremden geistigen Prinzip erzeugte, die Andeutungen alles dessen, was in unserer eigenen Brust ruht, wie es hell erleuchtet dem Auge des Geistes offenbar wird, hervorruft. Es ist die psychische Macht, die die Saiten in unserm Innern, welche sonst nur durcheinander rauschten, anschlägt, daß sie vibrieren und ertönen und wir den reinen Akkord deutlich vernehmen; so sind wir aber es selbst, die wir uns die Antworten erteilen, indem wir die innere Stimme, durch ein fremdes geistiges Prinzip geweckt, außer uns verständlicher vernehmen und verworrene Ahn-

dungen, in Form und Weise des Gedankens festgebannt, nun zu deutlichen Sprüchen werden; so wie uns oft im Traum eine fremde Stimme über Dinge belehrt, die wir gar nicht wußten, oder über die wir wenigstens in Zweifel waren, unerachtet die Stimme, welche uns fremdes Wissen zuzuführen scheint, doch nur aus unserm eignen Innern kommt und sich in verständlichen Worten ausspricht. — Daß der Türke, worunter ich natürlich jenes versteckte geistige Wesen verstehe, sehr selten nötig haben wird, sich mit dem Fragenden in jenen psychischen Rapport zu setzen, versteht sich wohl von selbst. Hundert Fragende werden ebenso oberflächlich abgefertigt, als es ihre Individualität verdient, und oft genügt ein witziger Einfall, dem der natürliche Scharfsinn oder die geistige Lebendigkeit des antwortenden Wesens die treffende Spitze gibt, wo von irgendeiner Tiefe, in der die Frage aufzufassen ist, nicht die Rede sein kann. Irgendeine exaltierte Gemütsstimmung des Fragenden wird den Türken augenblicklich auf ganz andere Weise ansprechen, und dann wendet er die Mittel an, die es ihm möglich machen, den psychischen Rapport hervorzubringen, der ihm die Macht gibt, aus dem tiefsten Innern des Fragenden selbst zu antworten. Die Weigerung des Türken, auf solche tiefgestellte Fragen gleich zu antworten, ist vielleicht nur der Aufschub, den er sich gönnt, um für die Anwendung jener geheimnisvollen Mittel Momente zu gewinnen. Dies ist meine innige Herzensmeinung, und du siehst, daß mir das Kunstwerk nicht so verächtlich ist, als ich es euch heute glauben machen wollte — vielleicht nehme ich die Sache zu ernst! — Doch mochte ich dir nichts verhehlen, wiewohl ich einsehe, daß, wenn du in meine Idee eingehst, ich dir gerade nichts zur innern Beruhigung gesagt habe!"

„Du irrst, mein geliebter Freund," erwiderte Ferdinand: „gerade, daß deine Ideen ganz mit dem übereinstimmen, was mir gleich dunkel vor der Seele lag, beruhigte mich auf eine wunderbare Weise; ich habe es mit mir selbst allein zu tun, mein liebes

Geheimnis blieb unentweiht, denn mein Freund wird es treulich bewahren wie ein anvertrautes Heiligtum. Doch muß ich jetzt noch eines ganz besondern Umstandes erwähnen, dessen ich bisher noch nicht gedachte. Als der Türke die verhängnisvollen Worte sprach, war es mir, als hörte ich die tieftlagende Melodie: ‚Mio ben ricordati s'avvien ch'io mora' in einzeln abgebrochenen Lauten — und dann war es wieder, als schwebe nur ein langgehaltener Ton der göttlichen Stimme, die ich in jener Nacht hörte, an mir vorüber."

„So mag ich es dir auch nicht verschweigen," sagte Ludwig: „daß ich, als du gerade die leise Antwort erhieltest, zufällig die Hand auf das Geländer, welches das Kunstwerk umschließt, gelegt hatte; es dröhnte fühlbar in meiner Hand, und auch mir war es, als gleite ein musikalischer Ton, Gesang kann ich es nicht nennen, durchs Zimmer. Ich achtete nicht sonderlich darauf, weil, wie du weißt, immer meine ganze Fantasie von Musik erfüllt ist und ich deshalb schon auf die wunderlichste Weise getäuscht worden bin; nicht wenig erstaunte ich aber im Innern, als ich den mysteriösen Zusammenhang jenes tieftlagenden Tons mit der verhängnisvollen Begebenheit in D., die deine Frage an den Türken veranlaßte, erfuhr."

Ferdinand hielt es nur für einen Beweis des psychischen Rapports mit seinem geliebten Freunde, daß auch dieser den Ton gehört hatte, und als sie noch tiefer eingingen in die Geheimnisse der psychischen Beziehungen verwandter geistiger Prinzipe, als immer lebendiger wunderbare Resultate sich erzeugten, da war es ihm endlich, als sei die schwere Last, die seit jenem Augenblick, als er die Antwort erhalten, seine Brust gedrückt, ihm wieder entnommen; er fühlte sich ermutigt, jedem Verhängnis keck entgegenzutreten. „Kann ich sie denn verlieren," sagte er: „sie, die ewig in meinem Innern waltet und so eine intensive Existenz behauptet, die nur mit meinem Sein untergeht?"

Voller Hoffnung, über manche jener Vermutungen, die für

beide die größte innere Wahrheit hatten, näheren Aufschluß zu erhalten, gingen sie zum Professor X. Sie fanden an ihm einen hochbejahrten, altfränkisch gekleideten Mann muntern Ansehens, dessen kleine graue Augen unangenehm stechend blickten, und um dessen Mund ein sarkastisches Lächeln schwebte, das eben nicht anzog.

Als sie den Wunsch äußerten, seine Automate zu sehen, sagte er: „Ei! sind Sie doch auch wohl Liebhaber von mechanischen Kunstwerken, vielleicht selbst Kunstdilettanten? Nun, Sie finden bei mir, was Sie in ganz Europa, ja in der ganzen bekannten Welt vergebens suchen.“ Des Professors Stimme hatte etwas höchst Widriges, es war ein hoher kreischender, dissonierender Tenor, der gerade zu der marktschreierischen Art paßte, womit er seine Kunstwerke ankündigte. Er holte mit vielem Geräusch die Schlüssel und öffnete den geschmackvoll, ja prächtig verzierten Saal, in welchem die Kunstwerke sich befanden. In der Mitte stand auf einer Erhöhung ein großer Flügel, neben demselben rechts eine lebensgroße männliche Figur mit einer Flöte in der Hand, links saß eine weibliche Figur vor einem klavierähnlichen Instrumente, hinter derselben zwei Knaben mit einer großen Trommel und einem Triangel. Im Hintergrunde erblickten die Freunde das ihnen schon bekannte Orchestrion und rings an den Wänden umher mehrere Spieluhren. Der Professor ging nur flüchtig an dem Orchestrion und den Spieluhren vorüber und berührte kaum merklich die Automate; dann setzte er sich aber an den Flügel und fing pianissimo ein marschmäßiges Andante an; bei der Reprise setzte der Flötenbläser die Flöte an den Mund und spielte das Thema, nun paukte der Knabe richtig im Takte ganz leise auf der Trommel, indem der andere einen Triangel kaum hörbar berührte. Bald darauf fiel das Frauenzimmer mit vollgriffigen Akkorden ein, indem sie durch das Niederdrücken der Tasten einen harmonikaähnlichen Ton hervorbrachte! Aber nun wurde es immer reger und lebendiger im ganzen Saal, die Spieluhren fielen nach-

einander mit der größten rhythmischen Genauigkeit ein, der Knabe schlug immer stärker seine Trommel, der Triangel gellte durch das Zimmer, und zuletzt trompetete und paukte das Orchestrion im Fortissimo dazu, daß alles zitterte und bebte, bis der Professor mit seinen Maschinen auf einen Schlag im Schluß-Akkord endete. Die Freunde zollten dem Professor den Beifall, den sein schlau und zufrieden lächelnder Blick zu begehren schien; er war im Begriff, noch mehr musikalische Produktionen der Art vorzubereiten, indem er sich den Automaten näherte, aber die Freunde, als hätten sie sich vorher dazu verabredet, schützten einstimmig ein dringendes Geschäft vor, das ihnen nicht erlaube, länger zu verweilen, und verließen den Mechaniker und seine Maschinen. „Nun, war das nicht alles überaus künstlich und schön?" frug Ferdinand, aber Ludwig brach los wie im lange verhaltenen Zorn: „Ei, daß den verdammten Professor der — ei, wie sind wir doch so bitter getäuscht worden! wo sind die Aufschlüsse, nach denen wir trachteten, wie blieb es mit der lehrreichen Unterhaltung, in der uns der weise Professor erleuchten sollte wie die Lehrlinge zu Sais?" „Dafür", sagte Ferdinand, „haben wir aber in der Tat merkwürdige mechanische Kunstwerke gesehen; auch in musikalischer Hinsicht! Der Flötenbläser ist offenbar die berühmte Vaucansonsche Maschine, und derselbe Mechanismus rücksichtlich der Fingerbewegung auch bei der weiblichen Figur angewendet, die auf ihrem Instrumente recht wohllautende Töne hervorbringt: die Verbindung der Maschinen ist wunderbar." „Das alles ist es eben," fiel Ludwig ein, „was mich ganz toll machte! ich bin von all der Maschinen-Musik, wozu ich auch des Professors Spiel auf dem Flügel rechne, ordentlich durchgewalkt und durchgeknetet, daß ich es in allen Gliedern fühle und lange nicht verwinden werde.

Schon die Verbindung des Menschen mit toten, das Menschliche in Bildung und Bewegung nachäffenden Figuren zu gleichem Tun und Treiben hat für mich etwas Drückendes, Unheimliches, ja Entsetzliches. Ich kann mir es denken, daß es möglich sein

müßte, Figuren vermöge eines im Innern verborgenen Getriebes gar künstlich und behende tanzen zu lassen, auch müßten diese mit Menschen gemeinschaftlich einen Tanz aufführen und sich in allerlei Touren wenden und drehen, so daß der lebendige Tänzer die tote hölzerne Tänzerin faßte und sich mit ihr schwenkte, würdest du den Anblick ohne inneres Grauen eine Minute lang ertragen? Aber vollends die Maschinenmusik ist für mich etwas Heilloses und Gräuliches, und eine gute Strumpfmaschine übertrifft nach meiner Meinung an wahrem Wert himmelweit die vollkommenste prächtigste Spieluhr.

Ist es denn nur allein der aus dem Munde strömende Hauch, der dem Blasinstrumente, sind es nur allein die gelenkigen geschmeidigen Finger, die dem Saiteninstrumente Töne entlocken, welche uns mit mächtigem Zauber ergreifen, ja in uns die unbekannten unaussprechlichen Gefühle erregen, welche mit nichts Irdischem hienieden verwandt die Ahndungen eines fernen Geisterreichs und unsers höhern Seins in demselben hervorrufen? Ist es nicht vielmehr das Gemüt, welches sich nur jener physischen Organe bedient, um das, was in seiner tiefsten Tiefe erklungen, in das rege Leben zu bringen, daß es andern vernehmbar ertönt und die gleichen Anklänge im Innern erweckt, welche dann im harmonischen Widerhall dem Geist das wundervolle Reich erschließen, aus dem jene Töne wie entzündende Strahlen hervordrangen? Durch Ventile, Springfedern, Hebel, Walzen, und was noch alles zu dem mechanischen Apparat gehören mag, musikalisch wirken zu wollen, ist der unsinnige Versuch, die Mittel allein das vollbringen zu lassen, was sie nur durch die innere Kraft des Gemüts belebt und von derselben in ihrer geringsten Bewegung geregelt ausführen können. Der größte Vorwurf, den man dem Musiker macht, ist, daß er ohne Ausdruck spiele, da er dadurch eben dem eigentlichen Wesen der Musik schadet oder vielmehr in der Musik die Musik vernichtet, und doch wird der geist- und empfindungsloseste Spieler noch immer mehr leisten als die voll-

kommenſte Maſchine, da es nicht denkbar iſt, daß nicht irgend einmal eine augenblickliche Anregung aus dem Innern auf ſein Spiel wirken ſollte, welches natürlicherweiſe bei der Maſchine nie der Fall ſein kann.

Das Streben der Mechaniker, immer mehr und mehr die menſchlichen Organe zum Hervorbringen muſikaliſcher Töne nachzuahmen oder durch mechaniſche Mittel zu erſetzen, iſt mir der erklärte Krieg gegen das geiſtige Prinzip, deſſen Macht nur noch glänzender ſiegt, je mehr ſcheinbare Kräfte ihm entgegengeſetzt werden; eben darum iſt mir gerade die nach mechaniſchen Begriffen vollkommenſte Maſchine der Art eben die verächtlichſte, und eine einfache Drehorgel, die im Mechaniſchen nur das Mechaniſche bezweckt, immer noch lieber als der Vaucanſonſche Flötenbläſer und die Harmonikaſpielerin."

„Ich muß dir ganz beiſtimmen," ſagte Ferdinand: „denn du haſt nur in Worten deutlich ausgeſprochen, was ich längſt und vorzüglich heute bei dem Profeſſor im Innern lebhaft gefühlt. Ohne ſo ganz in der Muſik zu leben und zu weben wie du und ohne daher für alle Mißgriffe ſo gar empfindlich zu ſein, iſt mir doch das Tote, Starre der Maſchinenmuſik von jeher zuwider geweſen, und ich erinnere mich noch, daß ſchon als Kind in dem Hauſe meines Vaters mir eine große Harfenuhr, welche ſtündlich ihr Stückchen abſpielte, ein recht quälendes Mißbehagen erregte. Es iſt ſchade, daß recht geſchickte Mechaniker ihre Kunſt dieſer widrigen Spielerei und nicht vielmehr der Vervollkommnung der muſikaliſchen Inſtrumente zuwenden." „Das iſt wahr," erwiderte Ludwig: „vorzüglich rückſichtlich der Taſteninſtrumente wäre noch manches zu tun, denn gerade dieſe öffnen dem geſchickten Mechaniker ein weites Feld, und wirklich iſt es zu bewundern, wie weit z. B. der Flügel in ſeiner Struktur, die auf Ton und Behandlungsart den entſchiedenſten Einfluß hat, vorgerückt iſt.

Sollte es aber nicht die höhere muſikaliſche Mechanik ſein,

welche die eigentümlichsten Laute der Natur belauscht, welche die in den heterogensten Körpern wohnende Töne erforscht und welche dann diese geheimnisvolle Musik in irgendein Organon festzubannen strebt, das sich dem Willen des Menschen fügt und in seiner Berührung erklingt. Alle Versuche, aus metallenen, gläsernen Zylindern, Glasfäden, Glas, ja Marmorstreifen Töne zu ziehen oder Saiten auf ganz andere als die gewöhnliche Weise vibrieren und ertönen zu lassen, scheinen mir daher im höchsten Grade beachtenswert, und dem weitern Vorschreiten dieses Bestrebens, in die tiefen akustischen Geheimnisse, wie sie überall in der Natur verborgen, zu dringen, steht es nur im Wege, daß jeder mangelhafte Versuch gleich der Ostentation oder des Geldgewinns wegen als eine neue, schon zur Vollkommenheit gediehene Erfindung angepriesen und vorgezeigt wird. Hierin liegt es, daß in kurzer Zeit so viele neue Instrumente zum Teil unter seltsamen oder prunkenden Namen entstanden und ebenso schnell wieder verschwunden und in Vergessenheit geraten sind." „Deine höhere musikalische Mechanik", sagte Ferdinand, „ist allerdings sehr interessant, wiewohl ich mir eigentlich nicht die Spitze oder das Ziel jener Bestrebungen denken kann."

„Dies ist kein anderes", erwiderte Ludwig, „als die Auffindung des vollkommensten Tons; ich halte aber den musikalischen Ton für desto vollkommner, je näher er den geheimnisvollen Lauten der Natur verwandt ist, die noch nicht ganz von der Erde gewichen." „Mag es sein," sagte Ferdinand, „daß ich nicht so wie du in diese Geheimnisse eingedrungen, aber ich gestehe, daß ich dich nicht ganz fasse." „Laß mich es wenigstens andeuten," fuhr Ludwig fort, „wie mir das alles so in Sinn und Gedanken liegt.

In jener Urzeit des menschlichen Geschlechts, als es, um mich ganz der Worte eines geistreichen Schriftstellers zu bedienen (Schubert in den ‚Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft'), in der ersten heiligen Harmonie mit der Natur lebte, er-

füllt von dem göttlichen Instinkt der Weissagung und Dichtkunst, als der Geist des Menschen nicht die Natur, sondern diese den Geist des Menschen erfaßte und die Mutter das wunderbare Wesen, das sie geboren, noch aus der Tiefe ihres Daseins nährte, da umfing sie den Menschen wie im Wehen einer ewigen Begeisterung mit heiliger Musik, und wundervolle Laute verkündeten die Geheimnisse ihres ewigen Treibens. Ein Nachhall aus der geheimnisvollen Tiefe dieser Urzeit ist die herrliche Sage von der Sphärenmusik, welche mich schon als Knabe, als ich in ‚Scipios Traum' zum erstenmal davon las, mit inbrünstiger Andacht erfüllte, so daß ich oft in stillen mondhellen Nächten lauschte, ob nicht im Säuseln des Windes jene wunderbaren Töne erklingen würden. Aber noch sind jene vernehmlichen Laute der Natur, wie ich schon vorhin sagte, nicht von der Erde gewichen, denn nichts anders ist jene Luftmusik oder Teufelsstimme auf Ceylon, deren eben jener Schriftsteller erwähnt, und die eine so tiefe Wirkung auf das menschliche Gemüt äußert, daß selbst die ruhigsten Beobachter sich eines tiefen Entsetzens, eines zerschneidenden Mitleids mit jenen den menschlichen Jammer so entsetzlich nachahmenden Naturtönen nicht erwehren können. Ja, ich habe selbst in früherer Zeit eine ganz ähnliche Naturerscheinung und zwar in der Nähe des Kurischen Haffs in Ostpreußen erlebt. Es war im tiefen Herbst, als ich mich einige Zeit auf einem dort gelegenen Landgute aufhielt und in stillen Nächten bei mäßigem Winde deutlich langgehaltene Töne hörte, die bald gleich einer tiefen gedämpften Orgelpfeife bald gleich einer vibrierenden dumpfen Glocke erklangen. Oft konnte ich genau das tiefe F mit der anschlagenden Quinte C unterscheiden, oft erklang sogar die kleine Terz Es, so daß der schneidende Septimen-Akkord in den Tönen der tiefsten Klage meine Brust mit einer das Innerste durchdringenden Wehmut, ja mit Entsetzen erfüllte.

In dem unvermerkten Entstehen, Anschwellen und Verschweben jener Naturlaute liegt etwas, das unser Gemüt unwiderstehlich ergreift, und das Instrument, dem dies zu Gebote steht,

wird in eben dem Grade auf uns wirken müssen; mir scheint daher, daß die Harmonika rücksichtlich des Tons sich gewiß jener Vollkommenheit, die ihren Maßstab in der Wirkung auf unser Gemüt findet, am mehrsten nähert, und es ist eben schön, daß gerade dieses Instrument, welches jene Naturlaute so glücklich nachahmt und auf unser Inneres in den tiefsten Beziehungen so wunderbar wirkt, sich dem Leichtsinn und der schalen Ostentation durchaus nicht hingibt, sondern nur in der heiligen Einfachheit ihr eigentümliches Wesen behauptet. Recht viel in dieser Hinsicht wird auch gewiß das neuerfundene sogenannte Harmonichord leisten, welches statt der Glocken mittelst einer geheimen Mechanik, die durch den Druck der Tasten und den Umschwung einer Walze in Bewegung gesetzt wird, Saiten vibrieren und ertönen läßt. Der Spieler hat das Entstehen, Anschwellen, Verschweben des Tons beinahe noch mehr in der Gewalt als bei der Harmonika, und nur den wie aus einer andern Welt herabgekommenen Ton dieses Instruments hat das Harmonichord noch nicht im mindesten erreicht." „Ich habe dies Instrument gehört", sagte Ferdinand, „und muß gestehen, daß sein Ton recht in mein Inneres gedrungen, wiewohl es nach meiner Einsicht von dem Künstler selbst nicht eben vorteilhaft behandelt wurde. Übrigens fasse ich dich ganz, wiewohl mir die enge Beziehung jener Naturlaute, von denen du sprichst, mit der Musik, die wir durch Instrumente hervorbringen, noch nicht deutlich einleuchtet." „Kann denn", erwiderte Ludwig, „die Musik, die in unserm Innern wohnt, eine andere sein als die, welche in der Natur wie ein tiefes, nur dem höhern Sinn erforschliches Geheimnis verborgen, und die durch das Organ der Instrumente nur wie im Zwange eines mächtigen Zaubers, dessen wir Herr worden, ertönt? Aber im reinpsychischen Wirken des Geistes, im Traume ist der Bann gelöst, und wir hören selbst im Konzert bekannter Instrumente jene Naturlaute, wie sie, wunderbar in der Luft erzeugt, auf uns niederschweben, anschwellen und verhallen." „Ich denke an die Aolsharfe," unter-

brach Ferdinand den Freund; „was hältst du von dieser sinnigen Erfindung?“ „Die Versuche,“ erwiderte Ludwig, „der Natur Töne zu entlocken, sind allerdings herrlich und höchst beachtenswert, nur scheint es mir, daß man ihr bis jetzt nur ein kleinliches Spielzeug darbot, das sie mehrenteils wie in gerechtem Unmute zerbrach. Viel größer in der Idee als alle die Aolsharfen, die nur als musikalische Ableiter der Zugluft zum kindischen Spielwerk geworden, ist die Wetterharfe, von der ich einmal gelesen. Dicke, in beträchtlicher Weite im Freien ausgespannte Drähte wurden von der Luft in Vibration gesetzt und ertönten in mächtigem Klange.

Überhaupt bleibt hier dem sinnigen, von höherem Geiste beseelten Physiker und Mechaniker noch ein weites Feld offen, und ich glaube, daß bei dem Schwunge, den die Naturwissenschaft erhalten, auch tieferes Forschen in das heilige Geheimnis der Natur eindringen und manches, was nur noch geahnet, in das rege Leben sichtlich und vernehmbar bringen wird.“ –

Plötzlich wehte ein seltsamer Klang durch die Luft, der im stärkern Anschwellen dem Ton einer Harmonika ähnlich wurde. Die Freunde blieben, von innerm Schauer ergriffen, wie an den Boden festgebannt stehen; da wurde der Ton zur tieflagenden Melodie einer weiblichen Stimme. Ferdinand ergriff des Freundes Hand und drückte sie krampfhaft an seine Brust, aber leise und bebend sprach Ludwig: ‚Mio ben ricordati s'avvien ch'io mora.‘ Sie befanden sich außerhalb der Stadt vor dem Eingange eines mit hohen Hecken und Bäumen umschlossenen Gartens; dicht vor ihnen hatte unbemerkt ein kleines niedliches Mädchen, im Grase sitzend, gespielt, das sprang nun schnell auf und sprach: „Ach, wie schön singt Schwesterchen wieder, ich muß ihr nur eine Blume bringen, denn ich weiß schon, wenn sie die bunten Nelken sieht, dann singt sie noch schöner und länger.“ Und damit hüpfte sie, einen großen Blumenstrauß in der Hand, in den Garten, dessen Türe offen stehen blieb, so daß die Freunde hineinschauen

konnten. Aber welch ein Erstaunen, ja welch ein inneres Grausen durchdrang sie, als sie den Professor X. erblickten, der mitten im Garten unter einer hohen Esche stand. Statt des zurückschreckenden ironischen Lächelns, mit dem er die Freunde in seinem Hause empfing, ruhte ein tiefer melancholischer Ernst auf seinem Gesicht, und sein himmelwärts gerichteter Blick schien wie in seliger Verklärung das geahnete Jenseits zu schauen, was hinter den Wolken verborgen, und von dem die wunderbaren Klänge Kunde gaben, welche wie ein Hauch des Windes durch die Luft bebten. Er schritt langsam und abgemessen den Mittelgang auf und nieder, aber in seiner Bewegung wurde alles um ihn her rege und lebendig, und überall flimmerten kristallne Klänge aus den dunklen Büschen und Bäumen empor und strömten vereinigt im wundervollen Konzert wie Feuerflammen durch die Luft, ins Innerste des Gemüts eindringend und es zur höchsten Wonne himmlischer Ahndungen entzündend. Die Dämmerung war eingebrochen, der Professor verschwand in den Hecken, und die Töne erstarben im Pianissimo. Endlich gingen die Freunde im tiefen Schweigen nach der Stadt zurück; aber als Ludwig sich nun von dem Freunde trennen wollte, da drückte ihn Ferdinand fest an sich und sprach: „Sei mir treu! – sei mir treu! – ach, ich fühle es ja, daß eine fremde Macht in mein Inneres gedrungen und alle die im Verborgenen liegenden Saiten ergriffen hat, die nun nach ihrer Willkür erklingen müssen, und sollte ich darüber zugrunde gehen!“ –

„War denn nicht die gehässige Ironie, womit uns der Professor in seinem Hause empfing, nur der Ausdruck des feindlichen Prinzips, und hat er uns mit seinen Automaten nicht nur abfertigen wollen, um alle nähere Beziehung mit mir im extensiven Leben von der Hand zu weisen?“ – „Du kannst wohl recht haben,“ erwiderte Ludwig: „denn auch ich ahne es deutlich, daß auf irgendeine Weise, die uns nun freilich wenigstens jetzt ein unauflösliches Rätsel bleibt, der Professor in dein Leben, oder besser gesagt, in das geheimnisvolle psychische Verhältnis, in dem

du mit jenem unbekannten weiblichen Wesen stehst, eingreift. Vielleicht verstärkt er selbst wider seinen Willen, als feindliches Prinzip darin verflochten und dagegen ankämpfend, den Rapport, dessen Kraft eben im Kampfe wächst, und es wäre denkbar, daß ihm dein Nähertreten schon deshalb verhaßt sein müßte, weil dein geistiges Prinzip dann wider seinen Willen, oder vielmehr irgendeiner konventionellen Absicht entgegen, alle die Anklänge jenes psychischen Rapports weckt und in neuen lebhafteren Schwung setzt." – Die Freunde beschlossen nun, kein Mittel unversucht zu lassen, dem Professor X. näher zu treten und vielleicht endlich das Rätsel zu lösen, das so tief auf Ferdinands Leben wirkte; schon am folgenden Morgen sollte ein zweiter Besuch bei dem Professor das Fernere einleiten, ein Brief, den Ferdinand unvermutet von seinem Vater erhielt, rief ihn aber nach B., er durfte sich nicht den mindesten Aufschub verstatten, und in wenigen Stunden eilte er schon mit Postpferden von dannen, indem er seinem Freunde versicherte, daß ihn nichts abhalten würde, spätestens in vierzehn Tagen wieder in J. zu sein. Merkwürdig war es Ludwigen im höchsten Grade, daß er bald nach Ferdinands Abreise von demselben ältlichen Mann, der zuerst von des Professors X. Einwirkung auf den Türken gesprochen, nun erfuhr, wie des Professors mechanische Kunstwerke nur aus einer untergeordneten Liebhaberei hervorgegangen, und daß tiefes Forschen, tiefes Eindringen in alle Teile der Naturwissenschaft eigentlich der unausgesetzte Zweck alles seines Strebens sei. Vorzüglich rühmte der Mann die Erfindungen des Professors in der Musik, die er aber bis jetzt niemanden mitteile. Sein geheimnisvolles Laboratorium sei ein schöner Garten bei der Stadt, und oft hätten schon Vorübergehende seltsame Klänge und Melodien ertönen gehört, als sei der Garten von Feen und Geistern bewohnt.

Vierzehn Tage vergingen, aber Ferdinand kehrte nicht wieder, endlich nach zwei Monaten erhielt Ludwig einen Brief aus B. des Inhalts:

„Lies und erstaune, aber erfahre nur das, was Du vielleicht ahntest, nachdem Du dem Professor, wie ich hoffe, näher getreten. Im Dorfe P. werden Pferde gewechselt, ich stehe und schaue recht gedankenlos in die Gegend hinein.

Da fährt ein Wagen vorbei und hält vor der nahen offnen Kirche; ein einfach gekleidetes Frauenzimmer steigt aus, ihr folgt ein junger schöner Mann in russischer Jägeruniform, mit Orden geschmückt; zwei Männer steigen aus einem zweiten Wagen. Der Posthalter sagt: ‚Das ist das fremde Paar, das unser Hr. Pastor heut traut.' Mechanisch gehe ich in die Kirche und trete ein, als der Geistliche gerade mit dem Segen die Zeremonie endigt. Ich schaue hin, die Braut ist die Sängerin, sie erblickt mich, sie erblaßt, sie sinkt, der hinter ihr stehende Mann fängt sie auf in seine Arme, es ist der Professor X. — Was weiter vorgegangen, weiß ich nicht mehr, auch nicht, wie ich hiehergekommen, Du wirst es wohl vom Professor X. erfahren. Jetzt ist eine nie gefühlte Ruhe und Heiterkeit in meine Seele gekommen. Der verhängnisvolle Spruch des Türken war eine verdammte Lüge, erzeugt vom blinden Hintappen mit ungeschickten Fühlhörnern. Habe ich sie denn verloren? ist sie nicht im innern glühenden Leben ewig mein? Du wirst lange nicht von mir hören, denn ich gehe nach K., vielleicht auch in den tiefen Norden nach P."

Ludwig ersah aus seines Freundes Worten nur zu deutlich seinen zerrütteten Seelenzustand, und um so rätselhafter wurde ihm das ganze, als er erfuhr, daß der Professor X. durchaus die Stadt nicht verlassen habe. Wie, dachte er, wenn es nur die Resultate des Konflikts wunderbarer psychischer Beziehungen, die vielleicht unter mehreren Personen stattfanden, wären, die in das Leben traten und selbst äußere, von ihnen unabhängige Begebenheiten so in ihren Kreis zogen, daß sie der getäuschte innere Sinn für eine aus ihm unbedingt hervorgehende Erscheinung hielt und daran glaubte? — Doch vielleicht tritt künftig die frohe Ahnung ins Leben, die ich in meinem Innern trage, und die meinen

Freund trösten soll! Der verhängnisvolle Spruch des Türken ist erfüllt und vielleicht gerade durch diese Erfüllung der vernichtende Stoß abgewendet, der meinem Freunde drohte.

„Nun," sprach Ottmar, als Theodor plötzlich schwieg, „nun ist das alles? Wo bleibt die Aufklärung, wie wurd' es mit Ferdinand, mit dem Professor X., mit der holden Sängerin, mit dem russischen Offizier?" — „Habe ich", erwiderte Theodor, „denn nicht vorausgesagt, daß es nur ein Fragment sei, was ich vortragen wolle? Überdem dünkt mich, daß die merkwürdige Historie vom redenden Türken gerade von Haus aus fragmentarisch angelegt ist. Ich meine, die Fantasie des Lesers oder Hörers soll nur ein paar etwas heftige Rucke erhalten und dann sich selbst beliebig fortschwingen. Willst du, lieber Ottmar, aber durchaus über Ferdinands Schicksal beruhigt sein, so erinnere dich doch nur an das Gespräch über die Oper, das ich vor einiger Zeit vorlas. Es ist derselbe Ferdinand, der dort gesund an Leib und Seele mit freudiger Kampflust in das Feld zieht, der hier, obschon in einer früheren Periode seines Lebens, aufgetreten, alles muß daher wohl mit der somnambulen Liebschaft sehr gut abgegangen sein."

„Und nun", nahm Ottmar das Wort, „ist noch hinzuzufügen, daß unser Theodor sich ehemals sehr wohl darin gefiel, in allerlei wunderbaren, ja tollen Geschichten mit aller möglichen Kraft die Fantasie anzuregen und dann plötzlich abzubrechen. So wenig er selbst daran denkt, wird ihn jeder wenigstens einer unartigen Mystifikation anklagen müssen. — Aber es gab eine Zeit, wo sein ganzes Tun und Treiben fragmentarisch erschien. Er las damals nur zweite Teile, ohne sich um den ersten und letzten zu bekümmern, sah im Schauspiel zweite und dritte Akte u. s. f."

„Und diese Neigung", sprach Theodor, „habe ich wohl noch. Nichts ist mir mehr zuwider, als wenn in einer Erzählung, in einem Roman der Boden, auf dem sich die fantastische Welt bewegt hat, zuletzt mit dem historischen Besen so rein gekehrt wird,

daß auch kein Körnchen, kein Stäubchen bleibt, wenn man so ganz abgefunden nach Hause geht, daß man gar keine Sehnsucht empfindet, noch einmal hinter die Gardinen zu kucken. Dagegen dringt manches Fragment einer geistreichen Erzählung tief in meine Seele und verschafft mir, da nun die Fantasie die eignen Schwingen regt, einen lange dauernden Genuß. Wem ist es nicht so gegangen mit Goethes nußbraunem Mädchen! — Vor allen hat auf mich aber das Goethesche Fragment jenes allerliebsten Märchens von der kleinen Frau, die der Reisende im Kästchen mit sich führt, einen unbeschreiblichen Zauber geübt."

„Genug," unterbrach Lothar den Freund, „genug; wir erfahren nichts mehr von dem redenden Türken, und eigentlich war auch die Geschichte gewissermaßen ganz aus. Darum soll nun aber unser Ottmar ohne weiteres zu Worte kommen."

Ottmar zog sein Manuskript hervor und las:

Doge und Dogaresse

Mit diesem Namen war in dem Katalog der Kunstwerke, die die Akademie der Künste zu Berlin im September 1816 ausstellte, ein Bild bezeichnet, das der wackre, tüchtige C. Kolbe, Mitglied der Akademie, gemalt hatte, und das mit besonderm Zauber jeden anzog, so daß der Platz davor selten leer blieb. Ein Doge in reichen prächtigen Kleidern schreitet, die ebenso reich geschmückte Dogaresse an der Seite, auf einer Balustrade hervor, er ein Greis mit grauem Bart, sonderbar gemischte Züge, die bald auf Kraft, bald auf Schwäche, bald auf Stolz und Übermut, bald auf Gutmütigkeit deuten, im braunroten Gesicht; sie ein junges Weib, sehnsüchtige Trauer, träumerisches Verlangen im Blick, in der ganzen Haltung. Hinter ihnen eine ältliche Frau und ein Mann, der einen aufgespannten Sonnenschirm hält. Seitwärts an der Balustrade stößt ein junger Mensch in ein muschelförmig gewun-

denes Horn, und vor derselben im Meer liegt eine reich verzierte, mit der venezianischen Flagge geschmückte Gondel, auf der zwei Ruderer befindlich. Im Hintergrunde breitet sich das mit hundert und aber hundert Segeln bedeckte Meer aus, und man erblickt die Türme und Paläste des prächtigen Venedig, das aus den Fluten emporsteigt. Links unterscheidet man San Marco, rechts mehr im Vordergrunde San Giorgio Maggiore. In dem goldnen Rahmen des Bildes sind die Worte eingeschnitzt:

Ah senza amare
Andare sul mare
Col sposo del mare
Non può consolare.

Ach! gebricht der Liebe Leben,
Kann auf hohem Meer zu schweben
Mit dem Gatten selbst des Meeres,
Doch nicht Trost dem Herzen geben.

Vor diesem Bilde entstand eines Tages ein unnützer Streit darüber, ob der Künstler durch das Bild nur ein Bild, das heißt die durch die Verse hinlänglich angedeutete augenblickliche Situation eines alten abgelebten Mannes, der mit aller Pracht und Herrlichkeit nicht die Wünsche eines sehnsuchtsvollen Herzens zu befriedigen vermag, oder eine wirkliche geschichtliche Begebenheit habe darstellen wollen. Des Geschwätzes müde verließ einer nach dem andern den Platz, so daß zuletzt nur noch zwei der edlen Malerkunst gar holde Freunde übrig blieben. „Ich weiß nicht," fing der eine an, „wie man sich selbst allen Genuß verderben mag mit dem ewigen Deuteln und Deuteln. Außerdem, daß ich ja genau zu ahnen glaube, was es mit diesem Dogen, mit dieser Dogaressa für eine Bewandtnis hat im Leben, so ergreift mich auch auf ganz besondere Weise der Schimmer des Reichtums und der Macht, der über das Ganze verbreitet ist. Sieh diese Flagge mit dem geflügelten Löwen, wie sie der Welt gebietend in den Lüften flattert — O herrliches Venedig!" Er fing an, Turandots

Rätsel von dem adriatischen Löwen herzusagen: „Dimmi, qual sia quella terribil fera“ etc. Kaum hatte er geendet, als eine wohltönende Männerstimme mit Calafs Auflösung einfiel: „Tu quadrupede fera“ etc. Von den Freunden unbemerkt hatte sich hinter ihnen ein Mann hingestellt von hohem edlen Ansehn, den grauen Mantel malerisch über die Schulter geworfen, das Bild mit funkelnden Augen betrachtend. – Man geriet ins Gespräch, und der Fremde sagte mit beinahe feierlichem Tone: „Es ist ein eignes Geheimnis, daß in dem Gemüt des Künstlers oft ein Bild aufgeht, dessen Gestalten, zuvor unkennbare körperlose, im leeren Luftraum treibende Nebel, eben in dem Gemüte des Künstlers erst sich zum Leben zu formen und ihre Heimat zu finden scheinen. Und plötzlich verknüpft sich das Bild mit der Vergangenheit oder auch wohl mit der Zukunft und stellt nur dar, was wirklich geschah oder geschehen wird. Kolbe mag vielleicht selbst noch nicht wissen, daß er auf dem Bilde dort niemanden anders darstellte als den Dogen Marino Falieri und seine Gattin Annunziata.“ – Der Fremde schwieg, aber beide Freunde drangen in ihn, dies Rätsel ihnen so zu lösen wie das Rätsel vom adriatischen Löwen. Da sprach er: „Habt ihr Geduld, ihr neugierigen Herrn, so will ich euch auf der Stelle mit Falieris Geschichte die Erklärung des Bildes geben. Aber habt ihr auch Geduld? – Ich werde sehr umständlich sein, denn anders mag ich nicht von Dingen reden, die mir so lebendig vor Augen stehen, als habe ich sie selbst erschaut. – Das kann auch wohl der Fall sein, denn jeder Historiker, wie ich nun einmal einer bin, ist ja eine Art redendes Gespenst aus der Vorzeit.“

Die Freunde traten mit dem Fremden in ein entferntes Zimmer, wo er ohne weitere Vorrede in folgender Art begann:

Vor gar langer Zeit und, irr' ich nicht, so war's im Monat August des Jahres eintausenddreihundertundvierundfünfzig, als der tapfere genuesische Feldherr, Paganino Doria geheißen, die Venezianer aufs Haupt geschlagen und ihre Stadt Parenzo erstürmt hatte. Im Golf, dicht vor Venedig, kreuzten nun seine

wohlbemannten Galeeren hin und her wie hungrige Raubtiere, die in unruhiger Gier auf- und niederrennen, spähend, wo die Beute am sichersten zu haschen; und Todesschrecken erfaßte Volk und Signorie. Alle Mannschaft, jeder, der nur vermochte die Arme zu rühren, griff zur Waffe oder zum Ruder. In dem Hafen von San Nicolo sammelte man die Haufen. Schiffe, Bäume wurden versenkt, Kett' an Kette geschlossen, um dem Feinde den Eingang zu sperren. Während hier in wildem Getümmel die Waffen klirrten, die Lasten in das schäumende Meer niederdonnerten, sah man auf dem Rialto die Agenten der Signorie, wie sie, den kalten Schweiß sich von der bleichen Stirn wegtrocknend, mit verstörtem Gesichte, mit heiserer Stimme Prozente über Prozente boten für bares Geld, denn auch daran mangelte es der bedrohten Republik. In dem unerforschlichen Ratschlusse der ewigen Macht lag es aber, daß gerade in dieser Zeit der höchsten Kümmernis und Not der bedrängten Herde der treue Hirte entrissen werden sollte. Ganz erdrückt von der Last des Ungemachs starb der Doge Andrea Dandulo, den das Volk sein liebes Gräfchen (il caro contino) nannte, weil er immer fromm und freundlich war und niemals über den Marcusplatz schritt, ohne für jeden des Geldes oder des guten Rats Bedürftigen, für diesen Trost im Munde, für jenen Zechinen in der Tasche zu führen. Wie es denn nun geschieht, daß den vom Unglück Entmuteten jeder Schlag, sonst kaum gefühlt, doppelt schmerzlich trifft, so war denn auch das Volk, als die Glocken von San Marco in dumpfen schauerlichen Klängen den Tod des Herzogs verkündeten, ganz außer sich vor Jammer und Betrübnis. Nun sei ihre Stütze, ihre Hoffnung dahin, nun müßten sie die Nacken beugen dem genuesischen Joch, so schrien sie laut, unerachtet, was die eben nötigen kriegerischen Operationen betraf, der Verlust des Dandulo eben nicht so verderblich schien. Das gute Gräfchen lebte gerne in Ruhe und Frieden, es verfolgte lieber den wunderbaren Gang der Gestirne als die rätselhaften Ver-

schlingungen der Staatsklugheit, es verstand sich besser darauf, am heiligen Osterfeste die Prozession zu ordnen, als ein Kriegsheer zu führen. Nun kam es darauf an, einen Doge zu wählen, der gleich begabt mit mutigem Feldherrnsinn und tüchtiger Staatsklugheit das in seinen Grundfesten erschütterte Venedig rette von der bedrohlichen Gewalt des immer kühneren Feindes. Die Senatoren versammelten sich, aber da sah man nichts als trübe Gesichter, starre Blicke, zu Boden gesenkte, in die Hand gestützte Häupter. Wo einen Mann finden, der jetzt mit kräftiger Hand das lose Steuer zu ergreifen und richtig zu lenken vermag? Der älteste Rat, Marino Bodoeri geheißen, erhob endlich seine Stimme. „Hier um uns, unter uns," so sprach er, „hier werdet ihr ihn nicht finden, aber richtet eure Blicke nach Avignon auf Marino Falieri, den wir hinschickten, um dem Papste Innozenz Glück zu wünschen zu seiner Erhebung, der kann jetzt was Besseres tun, der vermag es, wählen wir ihn zum Doge, allem Ungemach zu steuern. Ihr werdet einwenden, daß dieser Marino Falieri schon an die achtzig Jahre alt ist, daß Haupthaar und Bart reines Silber geworden, daß sein muntres Ansehen, sein brennendes Auge, das Glührot auf Nase und Wangen, wie Verleumder wollen, mehr dem guten Cyperwein als innerer Kraft zuzuschreiben ist, aber achtet das nicht. Erinnert euch, welche glänzende Tapferkeit dieser Marino Falieri als Provveditor der Flotte auf dem Schwarzen Meere zeigte, bedenkt, welche Verdienste es sein mußten, die die Prokuratoren von San Marco bewegen konnten, diesen Falieri mit der reichen Grafschaft Valdemarino zu belehnen?" So strich Bodoeri Falieris Verdienste wacker heraus und wußte jedem Einwand im voraus zu begegnen, bis endlich alle Stimmen sich zu Falieris Wahl einten. Mancher sprach zwar noch viel von Falieris aufbrausendem Zorn, von seiner Herrschsucht, seinem Eigenwillen, aber da hieß es: Eben deshalb, weil das alles von dem Greise gewichen, wählen wir den Greis und nicht den Jüngling Falieri. Derlei tadelnde Stimmen verhallten nun auch

vollends, als das Volk die Wahl des neuen Doge erfuhr und ausbrach in ungemessenen ausgelassenen Jubel. Weiß man nicht, daß in solch gefahrvoller Zeit, in solcher Unruhe und Spannung jeder Entschluß, ist es nur wirklich einer, wie eine Eingebung des Himmels erscheint? — So geschah es, daß das gute Gräfchen mit all seiner Frömmigkeit und Milde rein vergessen war, und daß jeder rief: „Beim heiligen Marcus, dieser Marino hätte längst unser Doge sein sollen, und der übermütige Doria säße uns nicht in den Rippen!" — Und verkrüppelte Soldaten streckten mühsam die lahmen Arme hoch aus in die Lüfte und schrien: „Das ist der Falieri, der den Morbaßan schlug — der tapfere Heerführer, dessen siegreiche Flaggen im Schwarzen Meere wehten." Und wo das Volk zusammenstand, erzählte einer von des alten Falieri Heldentaten, und als sei Doria schon geschlagen, erhallten die Lüfte von wildem Jubelgeschrei. Hiezu kam, daß Nicolo Pisani, der, mag der Himmel wissen warum, statt dem Doria zu begegnen mit der Flotte, ruhig nach Sardinien gesegelt war, endlich zurückkehrte. Doria verließ den Golf, und was die Annäherung der Flotte des Pisani verursachte, wurde dem furchtbaren Namen: Marino Falieri zugeschrieben. Da ergriff Volk und Signorie eine Art fanatischer Verzückung über die glückliche Wahl, und man beschloß, damit das Außerordentliche geschehe, den neuerwählten Dogen wie den Himmelsboten, der Ehre, Sieg, die Fülle des Reichtums bringt, zu empfangen. Zwölf Edle, jeder von zahlreicher glänzender Dienerschaft umgeben, hatte die Signorie bis nach Verona geschickt, wo die Gesandten der Republik dem Falieri, sowie er angekommen, nochmals seine Erhebung zum Oberhaupt des Staats feierlich ankündeten. Fünfzehn reichverzierte Staatsbarken, vom Podesta von Chioggia unter den Befehlen seines eignen Sohnes Taddeo Guistiniani ausgerüstet, nahmen darauf in Chiozza den Dogen mit seinem Gefolge auf, der nun wie im Triumphzuge des mächtigsten, siegreichsten Monarchen nach St. Clemens ging, wo ihn der Bucentoro erwartete.

Gerade in diesem Augenblick, als nämlich Marino Falieri den Bucentoro zu besteigen im Begriff stand, und das war am dritten Oktober abends, da schon die Sonne zu sinken begann, lag vor den Säulen der Dogana, auf dem harten Marmorpflaster ausgestreckt, ein armer unglücklicher Mensch. Einige Lumpen gestreifter Leinwand, deren Farbe nicht mehr kenntlich, und die sonst einem Schifferkleide, wie das gemeinste Volk der Lastträger und Ruderknechte es trägt, angehört zu haben schienen, hingen um den abgemagerten Körper. Von Hemde war nichts mehr zu sehen als die eigne Haut des Armen, die überall durchblickte, aber so weiß und zart war, daß sie der Edelsten einer ohne Scheu und Scham hätte tragen können. So zeigte auch die Magerkeit nur desto besser das reinste Ebenmaß der wohlgebauten Glieder, und betrachtete man nun vollends die hell-kastanienbraune Locken, die zerzaust und verworren die schönste Stirn umschatteten, die blauen, nur von trostlosem Elend verdüsterten Augen, die Adlernase, den feingeformten Mund des Unglücklichen, der höchstens zwanzig Jahre zu zählen schien, so war es gewiß, daß irgendein feindseliges Schicksal den Fremdling von guter Geburt in die unterste Klasse des Volks geschleudert haben mußte.

Wie gesagt, vor den Säulen der Dogana lag der Jüngling und starrte, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, mit stierem gedankenlosen Blick ohne Regung und Bewegung hinein in das Meer. Man hätte denken sollen, das Leben sei von ihm gewichen, der Todeskampf habe ihn zur Bildsäule versteinert, hätte er nicht dann und wann tief wie im unsäglichsten Schmerz aufgeseufzt. Das war denn nun wohl der Schmerz des linken Arms, den er ausgestreckt hatte auf dem Pflaster und der, mit blutigen Lumpen umwickelt, schwer verwundet zu sein schien. —

Alle Arbeit ruhte, das Getöse des Gewerbes schwieg, ganz Venedig schwamm in tausend Barken und Gondeln dem hochgepriesenen Falieri entgegen. So kam es, daß auch der unglückliche junge Mensch in trostloser Hülflosigkeit seinen Schmerz ver-

seufzte. Doch eben, als sein mattes Haupt herabsank auf das Pflaster und er der Ohnmacht nahe schien, rief eine heisere Stimme recht kläglich mehrmals hintereinander: „Antonio — mein lieber Antonio!“ — Antonio erhob sich endlich mühsam mit halbem Leibe, und indem er den Kopf nach den Säulen der Dogana, hinter denen die Stimme hervorzukommen schien, hinrichtete, sprach er ganz matt und kaum vernehmbar: „Wer ist's, der mich ruft? — Wer kommt, meinen Leichnam ins Meer zu werfen, denn bald werde ich hier umgekommen sein!“ — Da keuchte und hüstelte sich ein kleines steinaltes Mütterchen am Stabe heran zu dem wunden Jüngling, und indem sie neben ihm hinkauerte, brach sie aus in ein widriges Kichern und Lachen. „Töricht Kind,“ so lispelte dann die Alte, „töricht Kind, willst hier umkommen, willst hier sterben, weil das goldne Glück dir aufgeht? — Schau nur hin, schau nur hin dort im Abend die lodernden Flammen, das sind Zechinen für dich. — Aber du mußt essen, lieber Antonio, essen und trinken, denn der Hunger nur ist es, der dich zu Boden geworfen hat hier auf dem kalten Pflaster! — Der Arm ist schon heil, schon wieder heil!“ — Antonio erkannte in dem alten Mütterchen das seltsame Bettelweib, das auf den Stufen der Franziskanerkirche die Andächtigen immer kichernd und lachend um Almosen anzusprechen pflegte, und der er manchmal, von innerm unerklärlichem Hange getrieben, einen sauer verdienten Quattrino, den er selbst nicht übrig, hingeworfen. „Laß mich in Ruhe,“ sprach er, „laß mich in Ruhe, altes wahnsinniges Weib, wohl ist es der Hunger mehr als die Wunde, der mich kraftlos und elend macht, seit drei Tagen hab' ich keinen Quattrino verdient. Hinüber wollt' ich nach dem Kloster und sehen, ein paar Löffel Krankensuppe zu erhaschen, aber alle Kameraden sind fort — keiner, der mich aus Barmherzigkeit aufnimmt in die Barke, und da bin ich hier umgesunken und werde wohl niemals wieder aufstehen.“ „Hi hi hi hi,“ kicherte die Alte, „warum gleich verzweifeln? warum gleich verzagen, du bist durstig, du bist hungrig, dafür hab' ich

Rat. Hier sind schöne gedörrte Fischlein, erst heute auf der Zecca eingekauft, hier ist Limoniensaft, hier ein artig weißes Brötlein, iß mein Söhnlein, iß und trinke, mein Söhnlein, dann wollen wir nach dem wunden Arm schauen." Die Alte hatte in der Tat aus dem Sack, der ihr wie eine Kapuze auf dem Rücken hing und hoch hinüberragte über das gebückte Haupt, Fische, Brot und Limonensaft hervorgeholt. Sowie Antonio nur die brennenden verschrumpften Lippen genetzt hatte mit dem kühlen Getränke, erwachte der Hunger mit doppelter Gewalt, und er verschlang gierig Fische und Brot. Die Alte war indessen drüberher, ihm die Lumpen von dem wunden Arm abzuwickeln, und da fand es sich denn, daß der Arm zwar hart zerschlagen, die Wunde aber schon in voller Heilung war. Indem nun die Alte eine Salbe, die in einem kleinen Büchschen befindlich, und die sie mit dem Hauch des Mundes erwärmt, darauf strich, frug sie: „Aber wer hat dich denn so arg geschlagen, mein armes Söhnlein?" Antonio, ganz erquickt, von neuem Lebensfeuer durchglüht, hatte sich ganz aufgerichtet; mit blitzenden Augen, die geballte Rechte erhoben, rief er: „Ha! — Nicolo, der Spitzbube, der wollte mich lahm schlagen, weil er mich um jeden elenden Quattrino beneidet, den mir eine wohltätige Hand zuwirft! Du weißt, Alte, daß ich mühsam mein Leben dadurch erhielt, daß ich die Lasten aus den Schiffen und Barken in das Kaufhaus der Deutschen, in den sogenannten Fontego (du kennst es ja wohl, das Gebäude), schleppen half." — Sowie Antonio das Wort „Fontego" aussprach, kicherte und lachte die Alte recht abscheulich auf und plapperte immerfort: „Fontego — Fontego — Fontego." — „Laß dein tolles Lachen, Alte, wenn ich erzählen soll," rief Antonio erzürnt; da wurde die Alte gleich still, und Antonio fuhr fort: „Nun hatte ich einige Quattrinos verdient, mir ein neues Wams gekauft, sah ganz stattlich aus und kam in die Zahl der Gondolieres. Weil ich immer frohen Mutes war, wacker arbeitete und manch schönes Lied wußte, verdiente ich manchen Quattrino mehr als die andern. Aber da erwachte der

Neid unter den Kameraden. Sie verſchwärzten mich bei meinem Herrn, der mich fortjagte, überall, wo ich ging und ſtand, riefen ſie mir nach: „deutſcher Hund! verfluchter Ketzer!“ und vor drei Tagen, als ich bei San Sebaſtian eine Barke ans Land rollen half, überfielen ſie mich mit Steinwürfen und Prügeln. Wacker wehrte ich mich meiner Haut, aber da traf mich der tückiſche Nicolo mit einem Ruderſchlage, der mein Haupt ſtreifend und den Arm ſchwer verletzend mich zu Boden warf. — Nun, du haſt mich ſatt gemacht, Alte, und in der Tat fühle ich, daß deine Salbe meinem wunden Arm auf wunderbare Weiſe wohltut. Sieh nur, wie ich den Arm ſchon zu ſchwingen vermag — nun will ich wieder tapfer rudern!“ Antonio war vom Boden aufgeſtanden und ſchwang den wunden Arm kräftig hin und her, aber die Alte kicherte und lachte wieder laut auf und rief, indem ſie ganz wunderlich wie in kurzen Sprüngen tänzelnd hin und her trippelte: „Söhnlein, Söhnlein, mein Söhnlein, rudere tapfer — tapfer — er kommt — er kommt, das Gold glüht in lichten Flammen, rudere tapfer, tapfer! — aber nur noch einmal, nur noch einmal! — dann nicht wieder!“

Antonio achtete nicht auf der Alten Beginnen, denn vor ihm hatte ſich das allerherrlichſte Schauſpiel aufgetan. Von San Clemens her ſchwamm der Bucentoro, den adriatiſchen Löwen in der flatternden Flagge, mit tönendem Ruderſchlage daher wie ein kräftigbeſchwingter goldner Schwan. Umringt von tauſend Barken und Gondeln ſchien er, ſein fürſtlich kühnes Haupt erhoben, zu gebieten über ein jubelndes Heer, das mit glänzenden Häuptern aufgetaucht war aus dem tiefen Meeresgrunde. Die Abendſonne warf ihre glühenden Strahlen über das Meer, über Venedig hin, ſo, daß alles in lodernden Flammen ſtand; aber wie Antonio in Vergeſſenheit alles Kummers ganz entzückt hinſchaute, wurde der Schein immer blutiger und blutiger. Ein dumpfes Sauſen ging durch die Lüfte, und wie ein furchtbares Echo hallte es wider aus der Tiefe des Meers. Der Sturm kam dahergefahren auf

schwarzen Wolken und hüllte alles in dicke Finsternis ein, während aus dem brausenden Meere höher und höher die Wellen wie zischende schäumende Ungeheuer emporstiegen und alles zu verschlingen drohten. Gleich zerstäubtem Gefieder sah man Gondeln und Barken hier und dort auf dem Meere treiben. Der Bucentoro, mit seinem flachen Boden unfähig, dem Sturme zu widerstehen, schwankte hin und her. Statt des fröhlichen Jubels der Zinken und Trompeten hörte man durch den Sturm das Angstgeschrei der Bedrängten.

Erstarrt schaute Antonio hin, dicht vor ihm rasselte es wie mit Ketten, er schaute hinab, ein kleiner Kahn, der an die Mauer angekettet, wurde von den Wellen geschaukelt, da fiel es wie ein Blitzstrahl in seine Seele. Er sprang in den Kahn, machte ihn frei, ergriff das Ruder, das er darinnen fand, und stach kühn und mutvoll hinaus in die See, geradezu auf den Bucentoro. Je näher er kam, desto deutlicher vernahm er das Hülfsgeschrei auf dem Bucentoro: „Hinan! – hinan! – rettet den Doge! rettet den Doge!“ – Es ist bekannt, daß kleine Fischerkähne im Golf, wenn er stürmt, gerade sicherer sind und besser zu handhaben als größere Barken, und so kam es denn, daß dergleichen von allen Seiten herbeieilten, um das teure Haupt des würdigen Marino Falieri zu retten. Aber im Leben geschieht es ja immer, daß die ewige Macht nur einem das tüchtige Gelingen einer kühnen Tat als sein Eigen zugeteilt hat, so daß alle andere sich ganz vergebens darum bemühen. So war es diesmal der arme Antonio, dem die Rettung des neuerwählten Doge zugedacht war, und deshalb gelang es ihm ganz allein, sich mit seinem kleinen geringen Fischerkahn glücklich hinanzuarbeiten an den Bucentoro. Der alte Marino Falieri, mit solcher Gefahr vertraut, stieg, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, rüstig heraus aus dem prächtigen, aber verräterischen Bucentoro und hinein in den kleinen Kahn des armen Antonio, der ihn, über die brausenden Wellen leicht weggleitend wie ein Delphin, in wenigen Minuten hinüberruderte nach

dem Platze des heiligen Marcus. Mit durchnäßten Kleidern, große Meerestropfen im grauen Bart führte man den Alten in die Kirche, wo der Adel mit verbleichten Gesichtern die Zeremonien des Einzuges beendete. Das Volk ebenso wie die Signorie, bestürzt über die Unfälle des Einzuges, zu denen es auch rechnete, daß der Doge in der Eil und Verwirrung durch die zwei Säulen geführt worden, wo gewöhnliche Missetäter hingerichtet zu werden pflegen, verstummte mitten im Jubel, und so endete der festlich begonnene Tag traurig und düster.

An den Retter des Doge schien niemand zu denken, und Antonio selbst dachte nicht daran, sondern lag todmüde, halb ohnmächtig von Schmerz, den ihm die neuaufgereizte Wunde verursachte, in dem Säulengange des herzoglichen Palastes. Desto verwunderlicher war es ihm, als, da beinahe die Nacht eingebrochen, ein herzoglicher Trabant ihn bei den Schultern packte und mit den Worten: „Komm, guter Freund," in den Palast und in die Zimmer des Doge hineinstieß. Der Alte kam ihm freundlich entgegen und sprach, indem er auf ein paar Beutel wies, die auf dem Tische lagen: „Du hast dich wacker gehalten, mein guter Sohn, hier! – nimm diese dreitausend Zechinen, willst du mehr, so fordere, aber erzeige mir den Gefallen und lasse dich nie mehr vor meinem Angesicht sehen." Bei den letzten Worten blitzten Funken aus den Augen des Alten, und die Nasenspitze rötete sich höher. Antonio wußte nicht, was der Alte wollte, ließ sich das auch gar nicht zu Herzen gehn, sondern lastete mit Mühe die Beutel auf, die er mit Fug und Recht verdient zu haben glaubte.

Leuchtend im Glanz der neuerlangten Herrschaft, sah andern Morgens der alte Falieri aus den hohen Bogenfenstern des Palastes herab auf das Volk, das sich unter ihm in allerlei Waffenübungen lustig tummelte. Da trat Bodoeri, seit den Jünglingsjahren in unwandelbarer Freundschaft mit dem Dogen fest verkettet, ins Gemach, und als nun dieser, ganz versunken in sich und seine Würde, ihn gar nicht zu bemerken schien,

schlug er die Hände zusammen und rief laut lachend aus: „Ei, Falieri, welche erhabene Gedanken mögen brüten und gedeihen in deinem Kopfe seit dem Augenblicke, daß die krumme Mütze darauf sitzt?" — Falieri, wie aus einem Traum erwachend, kam dem Alten mit erzwungener Freundlichkeit entgegen. Er fühlte, daß es doch eigentlich Bodoeri war, dem er die Mütze zu verdanken, und jene Rede schien ihn daran zu mahnen. Da nun aber jede Verpflichtung sein stolzes herrschsüchtiges Gemüt wie eine Last drückte und er den ältesten Rat, den bewährten Freund nicht abfertigen konnte wie den armen Antonio, so zwang er sich einige Worte des Dankes ab und fing dann gleich an, von den Maßregeln zu sprechen, die jetzt den überall sich regenden Feinden entgegengestellt werden müßten. „Das," fiel ihm Bodoeri mit schlauem Lächeln in die Rede, „das und alles übrige, was sonst noch der Staat von dir fordert, wollen wir nach ein paar Stunden im versammelten großen Rat reiflich erwägen und überlegen. Nicht darum bin ich so früh gekommen, um mit dir die Mittel aufzufinden, wie man den kecken Doria schlägt oder wie man den ungarischen Ludwig, dem es wieder nach unsern dalmatischen Seestädten gelüstet, zur Vernunft bringt. Nein, Marino, nur an dich selbst hab' ich gedacht und zwar, was du vielleicht nicht raten würdest, an deine Vermählung." „Wie konntest du," erwiderte der Doge, indem er ganz verdrießlich aufstand und, dem Bodoeri den Rücken gewendet, hinausschaute durch das Fenster, — „wie konntest du nur daran denken. Noch lange ist's hin bis zum Himmelfahrtstage. Dann, hoff' ich, soll der Feind geschlagen, Sieg, Ehre, neuer Reichtum, glänzendere Macht dem meergebornen adriatischen Löwen erworben sein. Die keusche Braut soll den Bräutigam ihrer würdig finden." „Ach," fiel ihm Bodoeri ungeduldig in die Rede, „ach, du sprichst von der seltsamen Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn du, den goldnen Ring vom Bucentoro hinabschleudernd in die Wellen, dich zu vermählen gedenkst mit dem adriatischen

Meer. Du, Marino, du, dem Meer Verwandter, kennst du denn keine andere Braut als das kalte, feuchte verräterische Element, dem du zu gebieten wähnst, und das erst gestern gar bedrohlich sich gegen dich auflehnte? – Ei, wie magst du liegen wollen in den Armen einer solchen Braut, die, ein eigensinnig tolles Ding, gleich, als du auf dem Bucentoro dahergleitend ihr nur die bläulich gefrornen Wangen streicheltest, zankte und tobte. Reicht denn ein ganzer Vesuv voll Glut dazu hin, den eisigen Busen eines falschen Weibes zu erwärmen, die in steter Treulosigkeit immer und immer sich neu vermählend die Ringe nicht empfängt als teures Liebespfand, sondern hinabreißt den Tribut der Sklaven? Nein, Marino, ich gedachte, daß du dich vermählen solltest mit dem schönsten Erdenkinde, das nur zu finden." „Du faselst," murmelte Falieri, ohne sich vom Fenster wegzuwenden, „du faselst, Alter. Ich, ein achtzigjähriger Greis, belastet mit Mühe und Arbeit, niemals verheiratet gewesen, kaum mehr fähig zu lieben." – „Halt ein," rief Bodoeri, „lästere dich nicht selbst. – Streckt nicht der Winter, so rauh und kalt als er auch sein mag, doch nicht zuletzt voll Sehnsucht die Arme aus nach der holden Göttin, die ihm entgegenzieht, von lauen Westwinden getragen? – Und wenn er sie dann an den erstarrten Busen drückt, wenn sanfte Glut seine Adern durchrinnt, wo bleibt da Eis und Schnee! Du sagst, du seist an die achtzig Jahre alt, das ist wahr, aber berechnest du das Greistum denn bloß nach den Jahren? – Trägst du dein Haupt nicht so aufrecht, gehst du nicht mit solchem festen Schritt einher wie vor vierzig Sommern? – Oder fühlst du vielleicht doch, daß deine Kraft abgenommen, daß du ein geringeres Schwert tragen mußt, daß du im raschen Gange ermattest, daß du die Treppen des herzoglichen Palastes heraufkeuchst." – „Nein, beim Himmel!" unterbrach Falieri den Freund, indem er mit rascher, heftiger Bewegung vom Fenster weg und auf ihn zutrat, „nein, beim Himmel! von dem allem spüre ich nichts." – „Nun dann," fuhr Bodoeri fort, „so genieße

als Greis mit allen Zügen alles Erdenglück, was dir noch zugedacht. Erhebe das Weib, das ich für dich wählte, zur Dogaressa, und die Frauen von Venedig werden, was Schönheit und Tugend betrifft, so gut in ihr die Erste anerkennen müssen, als die Venezianer in dir ihr Oberhaupt an Tapferkeit, Geist und Kraft." Bodoeri fing nun an, das Bild eines Weibes zu entwerfen, und wußte die Farben so geschickt zu mischen und so lebendig aufzutragen, daß des alten Falieri Augen blitzten, daß er im ganzen Gesicht röter und röter wurde, daß die Lippen sich spitzten und schmatzten, als genösse er ein Gläslein feurigen Syrakuser nach dem andern. „Ei," sprach er endlich schmunzelnd, „ei, was ist denn das für ein Ausbund von Liebreiz, von dem du sprichst?" – „Kein anderes Weib," erwiderte Bodoeri, „kein anderes Weib meine ich als mein liebes Nichtchen." „Was," fiel ihm Falieri in die Rede, „deine Nichte? Die wurde ja, als ich Podesta von Treviso war, an Bertuccio Nenolo verheiratet?" „Ei," sprach Bodoeri weiter, „du denkst an meine Nichte Franzeska, und deren Töchterlein ist es, die ich dir zugedacht. Du weißt, daß den wilden barschen Nenolo der Krieg ins Meer verlockte. Franzeska, voller Gram und Schmerz, begrub sich in ein römisches Kloster, so ließ ich die kleine Annunziata erziehen in tiefer Einsamkeit auf meiner Villa in Treviso." – „Was," unterbrach Falieri den Alten voller Ungeduld aufs neue, „was, die Tochter deiner Nichte soll ich zu meiner Gemahlin erheben? – Wie lange ist's, daß Nenolo sich vermählte? – Annunziata muß ein Kind sein von höchstens zehn Jahren. Als ich Podesta von Treviso wurde, war an Nenolos Vermählung noch nicht zu denken, und das sind" – „25 Jahre her," fiel Bodoeri ihm lachend in die Rede, „ei! wie magst du dich so verrechnen in der Zeit, die dir schnell vergangen. Annunziata ist ein Mädchen von 19 Jahren, schön wie die Sonne, sittsam, demütig, in der Liebe unerfahren, denn sie sah kaum einen Mann. Sie wird dir anhängen mit kindlicher Liebe und anspruchloser Ergebenheit." „Ich will sie sehen,

ich will ſie ſehen," rief der Doge, dem das Bild, das Bodoeri von der ſchönen Annunziata entworfen, wieder vor Augen kam. Sein Wunſch wurde ſelbigen Tages erfüllt, denn kaum als er aus dem großen Rat in ſeine Gemächer zurückgekehrt war, führte ihm der ſchlaue Bodoeri, der mancherlei Urſachen haben mochte, ſeine Nichte als Dogareſſa an Falieris Seite zu ſehen, die holde Annunziata ganz heimlich zu. Als nun der alte Falieri das Engelskind erblickte, war er ganz beſtürzt über das Wunder von Schönheit und vermochte kaum, unverſtändliche Worte ſtammelnd, um ſie zu werben. Annunziata, wohl von Bodoeri ſchon unterrichtet, ſank, hohe Röte auf den Wangen, nieder vor dem fürſtlichen Greiſe. Sie ergriff ſeine Hand, die ſie an die Lippen drückte, und liſpelte leiſe: „O Herr, wollt Ihr mich denn würdigen, Euch zur Seite den fürſtlichen Thron zu beſteigen? — Nun, ſo will ich Euch aus dem Grunde meiner Seele verehren und Eure treue Magd ſein bis zum letzten Atemzuge." Der alte Falieri war außer ſich vor Wonne und Entzücken. Als Annunziata ſeine Hand ergriff, fühlt' er es durch alle Glieder zucken, und dann begann er dermaßen mit dem Kopfe, mit dem ganzen Leibe zu wackeln und zu zittern, daß er nur ganz geſchwinde ſich in den großen Lehnſtuhl ſetzen mußte. Es ſchien, als ſolle Bodoeris gute Meinung von dem kräftigen Alter der achtziger Jahre widerlegt werden. Der konnte freilich ein ſeltſames Lächeln, das um ſeine Lippen zuckte, nicht unterdrücken, die unſchuldige, unbefangene Annunziata bemerkte nichts, und ſonſt war zum Glück niemand zugegen. — Mocht' es ſein, daß der alte Falieri, dacht' er daran, ſich dem Volke als Bräutigam eines neunzehnjährigen Mädchens zu zeigen, das Unbequeme dieſer Lage fühlte, daß ſogar eine Ahnung in ihm ſich regte, daß man die zum Spott geneigten Venezianer dazu eben nicht aufreizen dürfe, und daß es beſſer ſei, den kritiſchen Zeitpunkt des Bräutigamsſtandes ganz zu verſchweigen, genug, mit Bodoeris Übereinſtimmung wurde beſchloſſen, daß die Trauung in der größten Heimlichkeit voll-

zogen und dann einige Tage darauf die Dogaressa als mit Falieri längst vermählt und als sei sie eben aus Treviso angekommen, wo sie sich während Falieris Sendung nach Avignon aufgehalten, der Signorie und dem Volk vorgestellt werden sollte.

Richten wir unsern Blick auf jenen sauber gekleideten, bildschönen Jüngling, der, den Beutel mit Zechinen in der Hand, den Rialto auf und ab geht, mit Juden, Türken, Armeniern, Griechen spricht, die verdüsterte Stirn wieder abwendet, weiter schreitet, stehen bleibt, wieder umkehrt und endlich sich nach dem Marcusplatz gondeln läßt, wo er mit ungewissem zaudernden Schritt, die Arme übereinandergeschlagen, den Blick zur Erde gesenkt, auf und ab wandelt und nicht bemerkt, nicht ahnt, daß manches Flüstern, manches Räuspern aus diesem, jenem Fenster, von diesem, jenem reichbehängten Balkon herab, Liebeszeichen sind, die ihm gelten. Wer würde in diesem Jünglinge so leicht den Antonio erkennen, der noch vor wenigen Tagen zerlumpt, arm und elend auf dem Marmorpflaster vor der Dogana lag! „Söhnlein, mein goldnes Söhnlein Antonio, guten Tag! – guten Tag!" So rief ihm das alte Bettelweib entgegen, die auf den Stufen der Marcuskirche saß, und bei der er vorüberschreiten wollte, ohne sie zu sehen. Sowie er, sich rasch umwendend, die Alte erblickte, griff er in den Beutel und holte eine Handvoll Zechinen heraus, die er ihr zuwerfen wollte. „O laß doch dein Gold stecken," kicherte und lachte die Alte, „was soll ich denn mit deinem Golde anfangen, bin ich denn nicht reich genug? – Aber wenn du mir Gutes tun willst, so laß mir eine neue Kapuze machen, denn die, die ich trage, will nicht mehr halten gegen Wind und Wetter! – Ja, das tue, mein Söhnlein, mein goldnes Söhnlein – aber bleib weg vom Fontego – vom Fontego!" – Antonio starrte der Alten ins bleichgelbe Antlitz, in dem die tiefen Furchen auf seltsame grauliche Weise zuckten, und als sie nun die dürren Knochenhände klappernd zusammenschlug und mit heulender Stimme und widrigem Kichern immer fortplapperte: „Bleib weg vom Fontego!" da

rief Antonio: „Kannst du denn niemals dein tolles wahnsinniges Treiben lassen, du — Hexenweib!" Sowie Antonio dies Wort aussprach, kugelte die Alte, wie vom Blitz getroffen, die hohen Marmorstufen herab. Antonio sprang hinzu, faßte die Alte mit beiden Händen und verhinderte den schweren Fall. „O mein Söhnlein," sprach jetzt die Alte mit leiser kläglicher Stimme, „o mein Söhnlein, was für ein entsetzliches Wort sprachst du aus! O töte mich lieber, als daß du dieses Wort noch einmal wiederholst. — Ach, du weißt nicht, wie schwer du mich verletzt hast, mich, die dich ja so getreulich im Herzen trägt — ach, du weißt nicht." — Die Alte brach plötzlich ab, verhüllte ihr Haupt mit dem dunkelbraunen Tuchlappen, der ihr wie ein kurzes Mäntelchen um die Schultern hing, und seufzte und wimmerte wie in tausend Schmerzen. Antonio fühlte sich im Innersten auf seltsame Weise bewegt, er faßte die Alte und trug sie hinauf bis in das Portal der Marcuskirche, wo er sie auf eine Marmorbank, die dort befindlich, hinsetzte. „Du hast mir Gutes getan, Alte," fing er dann an, nachdem er des Weibes Haupt befreit hatte von dem häßlichen Tuchlappen, „du hast mir Gutes getan, dir hab' ich eigentlich meinen ganzen Wohlstand zu verdanken, denn standest du mir nicht bei in der Todesnot, so läge ich längst im Meeresgrunde, ich rettete nicht den alten Dogen, ich erhielt nicht die wackern Zechinen. Aber selbst, hättest du das auch nicht getan, so fühle ich, daß ich doch mit ganz besonderer Neigung dir anhängen müßte mein Leben lang, unerachtet du mir wieder mit deinem wahnsinnigen Treiben, wenn du so widerlich kicherst und lachst, oft inneres Grauen genug erregst. In der Tat, Alte, als ich noch mit Lasttragen und Rudern mühsam mein Leben fristete, da war mir es ja immer, als müsse ich schärfer arbeiten, nur um dir ein paar Quattrinos abgeben zu können." „O mein Herzenssöhnlein, mein goldner Tonino," rief die Alte, indem sie die verschrumpften Arme hoch emporhob, so daß ihr Stab klappernd auf den Marmor niederfiel und weit fortrollte, „o mein Tonino! ich

weiß es ja, ich weiß es ja, daß du mir, stellst du dich auch an, wie du nur magst, mit ganzer Seele anhängen mußt, denn — doch still — still — still." — Die Alte bückte sich mühsam herab nach ihrem Stabe; Antonio hob ihn auf und reichte ihn ihr hin. Das spitze Kinn auf den Stab gestützt, den starren Blick auf den Boden gerichtet, sprach die Alte nun mit zurückgehaltener dumpfer Stimme: „Sage mir, mein Kind! magst du dich denn gar nicht der früheren Zeit erinnern, wie es ging, wie es war mit dir, ehe du hier, ein armer elender Mensch, kaum dein Leben fristen konntest?" Antonio seufzte tief auf, er nahm Platz neben der Alten und fing dann an: „Ach, Mutter, nur zu gut weiß ich, daß ich von Eltern geboren wurde, die in dem blühendsten Wohlstande lebten, aber, wer sie waren, wie ich von ihnen kam, nicht die leiseste Ahnung davon blieb und konnte davon in meiner Seele bleiben. Ich erinnere mich sehr gut eines großen schönen Mannes, der mich oft auf den Arm nahm, mich abherzte und mir Zuckerwerk in den Mund steckte. Ebenso gedenke ich einer freundlichen hübschen Frau, die mich aus- und anzog, mich jeden Abend in ein weiches Bettchen legte und mir überhaupt Gutes tat auf jede Weise. Beide sprachen mit mir in einer fremden volltönenden Sprache, und ich selbst lallte manches Wort in dieser Sprache ihnen nach. Als ich noch ruderte, pflegten meine feindlichen Kameraden immer zu sagen, ich müsse meiner Haare, meiner Augen, meines ganzen Körperbaues halber deutscher Abkunft sein. Das glaub' ich auch, jene Sprache meiner Pfleger (der Mann war gewiß mein Vater) war Deutsch. Die lebhafteste Erinnerung jener Zeit ist das Schreckbild einer Nacht, in der ich durch ein entsetzliches Jammergeschrei aus tiefem Schlaf geweckt wurde. Man rannte im Hause umher, Türen wurden auf- und zugeschlagen, mir wurde unbeschreiblich bange, laut fing ich an zu weinen. Da stürzte die Frau, die mich pflegte, hinein, riß mich aus dem Bette, verstopfte mir den Mund, wickelte mich ein in Tücher und rannte mit mir von

dannen. Seit diesem Augenblicke schweigt meine Erinnerung. Ich finde mich wieder in einem prächtigen Hause, das in der anmutigsten Gegend lag. Das Bild eines Mannes tritt hervor, den ich ‚Vater' nannte, und der ein stattlicher Herr war von edlem und dabei gutmütigem Ansehen. Er sowie alle im Hause sprachen Italienisch. Mehrere Wochen hatte ich den Vater nicht gesehen, da kamen eines Tages fremde Leute von häßlichem Ansehen, die machten vielen Lärm im Hause und stöberten alles durch. Als sie mich erblickten, fragten sie, wer ich denn sei, und was ich hier im Hause mache? — ‚Ich bin ja Antonio, der Sohn vom Hause!' Als ich das erwiderte, lachten sie mir ins Gesicht, rissen mir die guten Kleider vom Leibe und stießen mich zum Hause hinaus mit der Drohung, daß ich, wage ich es, mich wieder zu zeigen, fortgeprügelt werden solle. Laut jammernd lief ich von dannen. Kaum hundert Schritte vom Hause trat mir ein alter Mann entgegen, in dem ich einen Diener meines Pflegevaters erkannte. ‚Komm, Antonio,' rief er, indem er mich bei der Hand faßte; ‚komm, Antonio, armer Junge! für uns beide ist das Haus dort auf immer verschlossen. Wir müssen nun beide zusehen, wo wir ein Stück Brot finden.' Der Alte nahm mich mit hierher. Er war nicht so arm, als er seiner schlechten Kleidung nach zu sein schien. Kaum angekommen, sah ich, wie er die Zechinen aus dem zertrennten Wams hervorholte und, den ganzen Tag sich auf dem Rialto umhertreibend, bald den Unterhändler, bald den Handelsmann selbst machte. Ich mußte immer hinter ihm her sein, und er pflegte, hatte er den Handel gemacht, noch immer um eine Kleinigkeit für den Figliuolo zu bitten. Jeder, dem ich recht dreist in die Augen sah, rückte noch gern einige Quattrinos heraus, die er mit vieler Behaglichkeit einsteckte, indem er, mir die Wangen streichelnd, versicherte, er sammle das alles für mich zum neuen Wams. Ich befand mich wohl bei dem Alten, den die Leute, ich weiß nicht warum, Väterchen Blaunas nannten. Doch das dauerte

nicht lange. Du erinnerst dich, Alte, jener Schreckenszeit, als eines Tages die Erde zu beben begann, als in den Grundfesten erschüttert Türme und Paläste wankten, als wie von unsichtbaren Riesenarmen gezogen die Glocken läuteten. Es sind ja kaum sieben Jahre darüber vergangen. — Glücklich rettete ich mich mit dem Alten aus dem Hause, das hinter uns zusammenstürzte. Alles Geschäft ruhte, auf dem Rialto lag alles in toter Betäubung. Aber mit diesem entsetzlichen Ereignis kündigte sich nur das herannahende Ungeheuer an, das bald seinen giftigen Atem aushauchte über Stadt und Land. Man wußte, daß die Pest, aus der Levante zuerst nach Sizilien gedrungen, schon in Toskana wütete. Noch war Venedig davon befreit. Da handelte eines Tages mein Väterchen Blaunas auf dem Rialto mit einem Armenier. Sie wurden handelseinig und schüttelten sich wacker die Hände. Mein Väterchen hatte einige gute Waren dem Armenier abgelassen um geringen Preis und forderte nun wie gewöhnlich die Kleinigkeit per il figliuolo. Der Armenier, ein großer starker Mann mit dickem krausem Bart (noch steht er vor mir), schaute mich an mit freundlichem Blick, dann küßte er mich und drückte mir ein paar Zechinen in die Hand, die ich hastig einsteckte. Wir gondelten nach San Marco. Unterweges forderte Väterchen mir die Zechinen ab, und ich weiß selbst nicht, wie ich darauf kam, zu behaupten, daß ich sie mir selbst verwahren müsse, da der Armenier es so gewollt. Der Alte wurde verdrießlich, aber indem er mit mir zankte, bemerkte ich, daß sein Gesicht sich mit einer widerlichen erdgelben Farbe überzog, und daß er allerlei tolles unzusammenhängendes Zeug in seine Reden mischte. Auf dem Platz angekommen, taumelte er hin und her wie ein Betrunkener, bis er dicht vor dem herzoglichen Palast tot niederstürzte. Mit lautem Jammergeschrei warf ich mich auf den Leichnam. Das Volk rannte zusammen, aber sowie der fürchterliche Ruf: ‚Die Pest — die Pest‘, erscholl, stäubte alles voll Entsetzen auseinander. In dem Augenblick ergriff

mich eine dumpfe Betäubung, mir schwanden die Sinne. Als ich erwachte, fand ich mich in einem geräumigen Zimmer auf einer geringen Matratze mit einem wollenen Tuche bedeckt. Um mich herum lagen auf ähnlichen Matratzen wohl zwanzig bis dreißig elende bleiche Gestalten. So wie ich später erfuhr, hatten mich mitleidige Mönche, die gerade aus San Marco kamen, da sie Leben in mir verspürten, in eine Gondel bringen und nach der Giudecca in das Kloster San Giorgio Maggiore, wo die Benediktiner ein Hospital angelegt hatten, schaffen lassen. — Wie vermag ich dir denn, Alte, diesen Augenblick des Erwachens zu beschreiben! Die Wut der Krankheit hatte mir alle Erinnerung des Vergangenen gänzlich geraubt. Gleich als wäre in die todstarre Bildsäule plötzlich der Lebensfunken gefahren, gab es für mich nur augenblickliches Dasein, das sich an nichts knüpfte. Du kannst es dir denken, Alte! welchen Jammer, welche Trostlosigkeit dies Leben, nur ein im leeren Raum ohne Halt schwimmendes Bewußtsein zu nennen, über mich bringen mußte! — Die Mönche konnten mir nur sagen, daß man mich bei Väterchen Blaunas gefunden, für dessen Sohn ich allgemein gegolten. Nach und nach sammelten sich zwar meine Gedanken, und ich besann mich auf mein früheres Leben, aber was ich dir erzählte, Alte, das ist alles, was ich davon weiß, und das sind doch nur einzelne Bilder ohne Zusammenhang. Ach! dieses trostlose Alleinstehen in der Welt, das läßt mich zu keiner Fröhlichkeit kommen, so gut es mir nun auch gehen mag." — „Tonino, mein lieber Tonino," sprach die Alte, „begnüge dich mit dem, was dir die helle Gegenwart schenkt." — „Schweig, Alte," unterbrach sie Antonio, „schweig, noch etwas ist es, was mir mein Leben verkümmert, mich rastlos verfolgt, was mich über kurz oder lang rettungslos verderben wird. Ein unaussprechliches Verlangen, eine mein Innerstes verzehrende Sehnsucht nach einem Etwas, das ich nicht zu nennen, nicht zu denken vermag, hat seitdem ich im Spital zum Leben erwachte, mein ganzes Wesen

erfaßt. Wenn ich als ein Armer, Elender, ermüdet, zerschlagen von der mühseligen Arbeit, nachts auf dem harten Lager ruhte, dann kam der Traum und goß, mir in lindem Säuseln die heiße Stirn fächelnd, alle Seligkeit irgendeines glücklichen Moments, in dem mir die ewige Macht die Wonne des Himmels ahnen ließ, und dessen Bewußtsein tief in meiner Seele ruht, in mein Inneres. Jetzt ruhe ich auf weichen Kissen, und keine harte Arbeit verzehrt meine Kraft, aber erwache ich aus dem Traum, oder kommt mir wachend das Bewußtsein jenes Moments in den Sinn, so fühle ich, daß mein armes verlassenes Dasein mir ja ebenso wie damals eine drückende Bürde ist, die abzuwerfen ich trachten möchte. Alles Sinnen, alles Forschen ist vergebens, ich kann es nicht ergründen, was mir früher im Leben so Hochherrliches geschah, dessen dunkler, ach mir unverständlicher Nachklang mich mit solcher Seligkeit erfüllt, aber wird diese Seligkeit nicht zum brennendsten Schmerz, der mich zu Tode foltert, wenn ich erkennen muß, daß alle Hoffnung verloren ist, jenes unbekannte Eden wiederzufinden, ja es nur zu suchen? Gibt es denn Spuren des spurlos Verschwundenen?" Antonio hielt inne, indem er aus tiefer Brust schwer aufseufzte. Die Alte hatte sich während seiner Erzählung gebärdet wie einer, der ganz hingerissen von dem Leid des andern alles selbst fühlt und jede Bewegung, die diesem der Schmerz abnötigt, wie ein Spiegel zurückgibt. „Tonino," fing sie jetzt mit weinerlicher Stimme an, „mein lieber Tonino, darum willst du verzagen, weil dir im Leben etwas Hochherrliches begegnet ist, dessen Erinnerung dir erloschen? — Törichtes Kind, törichtes Kind — merk auf — hi hi hi." — Die Alte begann nach ihrer gewöhnlichen Weise widerlich zu kichern und zu lachen und auf dem Marmorboden herumzuhüpfen. — Leute kamen, die Alte kauerte nieder, man warf ihr Almosen zu. — „Antonio — Antonio, bring mich fort — fort ans Meer!" So kreischte sie auf, Antonio wußte nicht, wie ihm geschah, beinahe willkürlos faßte er die Alte und führte sie über den Marcusplatz langsam

fort. Während sie gingen, murmelte die Alte leise und feierlich: „Antonio – siehst du wohl die dunklen Blutflecken hier auf dem Boden? – ja Blut – viel Blut, überall viel Blut! – aber hi – hi – hi! – aus dem Blut entsprießen Rosen, schöne rote Rosen zum Kranze für dich – für dein Liebchen. – O du Herr des Lebens, welcher holde Engel des Lichts ist es denn – der dort so anmutig, so sternenklar lächelnd auf dich zuschreitet? – Die lilienweißen Arme breiten sich aus, um dich zu umarmen. O Antonio, hochbeglücktes Kind – halte dich wacker – halte dich wacker! – Und Myrten kannst du pflücken im süßen Abendrot, Myrten für die Braut, für die jungfräuliche Witwe – hi – hi – hi – Myrten, im Abendrot gepflückt, aber sie blühen erst um Mitternacht – hörst du wohl das Geflüster des Nachtwindes – das sehnsüchtig klagende Sausen des Meeres? – Rudere wacker zu, mein kühner Schiffer, rudere wacker zu!" – Antonio fühlte sich von tiefem Grauen erfaßt bei den wunderlichen Reden der Alten, die sie mit ganz seltsamer fremder Stimme unter beständigem Kichern hermurmelte. Sie waren an die Säule gekommen, die den adriatischen Löwen trägt. Die Alte wollte immer weiter fortmurmelnd vorüberschreiten, Antonio, von der Alten Betragen gepeinigt, von den Vorübergehenden ob seiner Dame verwunderlich angegafft, blieb aber stehen und sprach mit barschem Ton: „Hier – auf diese Stufen setz dich hin, Alte, und halt ein mit deinen Reden, die mich toll machen könnten. Es ist wahr, du hast meine Zechinen in den Flammengebilden der Wolken gesehen, aber eben deshalb – was schwatzest du von Engeln des Lichts – von Braut – jungfräulicher Witwe – von Rosen und Myrten? – willst du mich betören, entsetzliches Weib, daß irgendein wahnsinniges Streben mich in den Abgrund schleudert? Eine neue Kapuze sollst du haben, Brot – Zechinen – alles, was du willst, aber laß ab von mir." – Antonio wollte rasch fort, allein die Alte ergriff ihn beim Mantel und rief mit schneidender Stimme: „Tonino – mein Tonino, sieh mich doch nur noch einmal recht

an, sonst muß ich ja hin bis an den äußersten Rand des Platzes dort und mich trostlos hinabstürzen in das Meer." – Antonio, um nicht noch mehr Blicke auf sich zu ziehen, als sich auf ihn zu richten begannen, blieb wirklich stehen. „Tonino," fuhr die Alte fort, „setze dich her zu mir, es drückt mir das Herz ab, ich muß dir es sagen – o setze dich her zu mir." Antonio ließ sich auf die Stufen so nieder, daß er der Alten den Rücken zuwandte, und zog sein Rechnungsbuch hervor, dessen weiße Blätter von dem Eifer zeugten, mit dem er seine Handelsgeschäfte auf dem Rialto betrieb. „Tonino," lispelte nun die Alte ganz leise, „Tonino, wenn du so in mein verschrumpftes Antlitz schaust, dämmert denn gar keine leise Ahnung in deinem Innern auf, daß du mich wohl in früher, früher Zeit gekannt haben könntest!" „Ich sagte dir schon," erwiderte Antonio ebenso leise und ohne sich umzuwenden, „ich sagte dir schon, Alte, daß ich auf eine mir unerklärliche Weise mich zu dir hingeneigt fühle, aber daran ist dein häßliches, verschrumpftes Gesicht nicht schuld. Schaue ich vielmehr deine seltsamen schwarzen blitzenden Augen, deine spitze Nase, deine blauen Lippen, dein langes Kinn, dein struppiges eisgraues Haar an, hör' ich dein widriges Kichern und Lachen – deine verworrenen Reden – ei, so möcht' ich mit Abscheu mich von dir abwenden und gar glauben, irgend verruchte Mittel stünden dir zu Gebote, mich an dich zu locken." „O Herr des Himmels," heulte die Alte, von unsäglichem Schmerz erfaßt, „o Herr des Himmels, welcher böse höllische Geist gab dir solche entsetzliche Gedanken ein! O Tonino, mein süßer Tonino, das Weib, das dich als Kind so zärtlich hegte und pflegte, das dich in jener Schreckensnacht rettete aus dringender Todesgefahr, das Weib war ich." Im plötzlichen Schreck der Überraschung drehte sich Antonio rasch um, aber wie er nun der Alten in das abscheuliche Gesicht starrte, rief er zornig: „So gedenkst du mich zu betören, altes verruchtes wahnsinniges Weib? – Die wenigen Bilder, die aus meiner Kindheit mir geblieben, sind lebendig und frisch. Jene holde freundliche Frau,

die mich pflegte, o ich ſehe ſie lebhaft vor Augen! — Sie hatte ein volles, friſch gefärbtes Geſicht — mild blickende Augen — ſchönes dunkelbraunes Haupthaar — zierliche Hände — ſie mochte kaum dreißig Jahre alt ſein — und du? — ein neunzigjähriges Mütterchen" — „O all ihr Heiligen," fiel die Alte ihm ſchluchzend in die Rede, „o all ihr Heiligen, wie beginn' ich es denn, daß mein Tonino an mich, an ſeine treue Margareta glaubt." — „Margareta?" — murmelte Antonio, „Margareta? — Der Name fällt wie vor langer Zeit gehörte, längſt vergeſſene Muſik mir in die Ohren. — Aber es iſt nicht möglich — es iſt nicht möglich!" — „Wohl war," fuhr die Alte ruhiger fort, indem ſie geſenkten Blicks mit dem Stabe auf dem Boden hin und her kritzelte, „wohl war der große ſchöne Mann, der dich auf den Arm nahm, dich abherzte und dir Zuckerwerk in den Mund ſteckte, wohl war das dein Vater, Tonino! wohl war es das herrliche volltönende Deutſch, das wir miteinander ſprachen. Dein Vater war ein angeſehener reicher Kaufmann in Augsburg. Sein ſchönes junges Weib ſtarb ihm, als ſie dich gebar. Da zog er, weil er ſich ſelbſt nicht dulden konnte an dem Ort, wo ſein Liebſtes begraben lag, hierher nach Venedig und nahm mich mit, mich, deine Amme, deine Pflegerin. In jener Nacht erlag dein Vater einem grauſenden Schickſal, das auch dich bedrohte. Es gelang mir, dich zu retten. Ein edler Venezianer nahm dich auf. Aller Hülfsmittel beraubt mußt' ich in Venedig bleiben. Von Kindheit auf machte mich mein Vater, ein Wundarzt, dem man nachſagte, er treibe nebenher verbotene Wiſſenſchaften, bekannt mit den geheimen Heilkräften der Natur. Von ihm lernte ich, durch Wald und Flur ſtreifend, die Abzeichen manches heilbringenden Krauts, manches unſcheinbaren Mooſes, die Stunde, wenn es gepflückt, geleſen werden mußte, die verſchiedene Miſchung der Säfte kennen. Aber dieſer Wiſſenſchaft geſellte ſich eine beſondere Gabe bei, die der Himmel mir verlieh in unerforſchlicher Abſicht. — Wie in einem fernen dunklen Spiegel erſchaue ich oft künftige Ereigniſſe, und

beinahe ohne eignen Willen, in mir oft selbst unverständlichen Redensarten das, was ich erschaut, auszusprechen, zwingt mich dann die unbekannte Macht, der ich nicht zu widerstehen vermag. — Als ich nun einsam, von aller Welt verlassen, zurückbleiben mußte in Venedig, gedachte ich durch meine erprobte Kunst mein Leben zu fristen. Ich heilte die bedenklichsten Übel in kurzer Zeit. Kam nun noch hinzu, daß meine Erscheinung auf die Kranken wohltuend wirkte, daß oft das sanfte Bestreichen mit meiner Hand in wenigen Augenblicken die Krisis löste, so konnt' es nicht fehlen, daß mein Ruf bald die Stadt durchdrang und mir die Fülle des Geldes zufloß. Da erwachte der Neid der Ärzte, der Ciarlatani, die auf dem Marcusplatz, auf dem Rialto, auf der Zecca ihre Pillen, ihre Essenzen verkauften und die Kranken vergifteten, statt sie zu heilen. Ich stehe mit dem leidigen Satan im Bündnis, das sprengten sie aus und fanden Glauben bei dem abergläubischen Volk. Bald wurde ich verhaftet und vor das geistliche Gericht gestellt. O mein Tonino, mit welchen gräßlichen Martern suchte man mir das Geständnis des abscheulichsten Bündnisses zu erpressen. Ich blieb standhaft. Meine Haare verbleichten, mein Körper schrumpfte ein zur Mumie — Füße und Hände erlahmten. — Die entsetzlichste Folter, die sinnreichste Erfindung des höllischen Geistes war noch übrig, die entlockte mir ein Geständnis, vor dem ich noch jetzt zusammenschaudre. Ich sollte verbrannt werden, als aber das Erdbeben die Grundmauern der Paläste, des großen Gefängnisses erschütterte, sprangen die Türen des unterirdischen Kerkers, in dem ich gefangen saß, von selbst auf, ich wankte wie aus tiefem Grabe durch Schutt und Trümmer hervor. Ach, Tonino, du nanntest mich ein neunzigjähriges Mütterchen, da ich kaum über fünfzig Jahre alt. Dieser knochendürre Leib, dieses abscheulich verzogene Gesicht, dieses eisige Haar — diese erlahmten Füße — nein, nicht Jahre, nur unsägliche Martern konnten das kräftige Weib in wenigen Monden umwandeln in ein Scheusal. — Und dieses widrige Kichern und Lachen — die

letzte Folter, vor der sich noch meine Haare sträuben und mein ganzes Selbst erbrennt wie im glühenden Panzer eingeschlossen, hat mir das ausgepreßt, und seit der Zeit überfällt mich es wie ein steter unbezwingbarer Krampf. Entsetze dich nun nicht mehr vor mir, mein Tonino! — Ach, dein Herz hat es dir ja doch gesagt, daß du, ein kleiner Knabe, an meinem Busen lagst!" — „Weib," sprach Antonio dumpf und in sich gekehrt, „Weib, es ist mir so, als wenn ich dir glauben müßte. Aber wer war mein Vater? wie hieß er? welchem grausigen Schicksal mußte er erliegen in jener Schreckensnacht? — Wer war es, der mich aufnahm? und — was geschah in meinem Leben, das noch jetzt wie ein mächtiger Zauber aus fremder unbekannter Welt mein ganzes Selbst unwiderstehlich beherrscht, so daß alle meine Gedanken sich verlaufen wie in ein düstres nächtiges Meer? — Das alles sollst du mir sagen, du rätselhaftes Weib, dann werde ich dir glauben!" — „Tonino," erwiderte die Alte seufzend, „dir zum Heil muß ich schweigen, aber bald, bald wird es an der Zeit sein. — Der Fontego, der Fontego — bleib weg vom Fontego!" — „Oh," rief Antonio erzürnt, „deiner dunklen Worte bedarf es nicht mehr, mich mit verruchter Kunst zu verlocken. — Mein Inneres ist zerrissen — du mußt sprechen oder" — „Halt ein," unterbrach ihn die Alte, „keine Drohungen, — bin ich nicht deine treue Amme, deine Pflegerin!" — Ohne abzuwarten, was die Alte weiter sprechen wollte, raffte sich Antonio auf und rannte schnell von dannen. Aus der Ferne rief er dem Weibe zu: „Die neue Kapuze sollst du doch haben und Zechinen obendrein so viel du willst." — —

Es war in der Tat ein wunderlich Schauspiel, den alten Dogen Marino Falieri zu sehen mit seiner blutjungen Gattin. Er, zwar stark und robust genug, aber mit greisem Bart, tausend Runzeln im braunroten Gesicht, mit mühsam zurückgebogenem Nacken, pathetisch daherschreitend; sie, die Anmut selbst, fromme Engelsmilde im himmlisch schönen Antlitz, unwiderstehlichen Zauber

im sehnsüchtigen Blick, Hoheit und Würde auf der offnen lilienweißen, von dunklen Locken umschatteten Stirne, süßes Lächeln auf Wang' und Lippen, – das Köpfchen geneigt in holder Demut, den schlanken Leib leicht tragend – daherschwebend – ein herrliches Frauenbild, heimatlich in anderer höherer Welt. – Nun, ihr kennt wohl solche Engelsgestalten, wie sie die alten Maler zu erfassen und darzustellen wußten. – So war Annunziata. Konnt' es denn fehlen, daß jeder, der sie sah, in Erstaunen und Entzücken geriet, daß jeder feurige Jüngling von der Signorie aufloderte in hellen Flammen und, den Alten mit spöttischen Blicken messend, im Herzen schwur, der Mars dieses Vulkans zu werden, koste es, was es wolle? Annunziata sah sich bald von Anbetern umringt, deren schmeichlerische verführerische Reden sie still und freundlich aufnahm, ohne sich was Besonderes dabei zu denken. Ihr engelreines Gemüt hatte das Verhältnis zu dem alten fürstlichen Gemahl nicht anders begriffen, als daß sie ihn wie ihren hohen Herrn verehren und ihm anhängen müsse mit der unbedingten Treue einer unterwürfigen Magd! Er war freundlich, ja zärtlich gegen sie, er drückte sie an seine eiskalte Brust, er nannte sie sein Liebchen, er beschenkte sie mit allen Kostbarkeiten, die es nur gab; was hatte sie sonst noch für Wünsche, für Rechte an ihn? Auf diese Weise konnte der Gedanke, daß es möglich sei, dem Alten untreu zu werden, sich in keiner Art in ihr gestalten, alles, was außer dem engen Kreise jenes beschränkten Verhältnisses lag, war ein fremdes Gebiet, dessen verbotene Grenze im dunklen Nebel lag – ungesehen – ungeahnet von dem frommen Kinde. So kam es, daß alle Bewerbungen fruchtlos blieben. Keiner von allen war aber so heftig in wildem Liebesfeuer entbrannt für die schöne Dogaressa als Michaele Steno. Seiner Jugend unerachtet bekleidete er die wichtige einflußreiche Stelle eines Rats der Vierzig. Darauf, sowie auf seine äußere Schönheit bauend, war er seines Sieges gewiß. Er fürchtete den alten Marino Falieri nicht, und in der

Tat, dieser schien, sowie er verheiratet, ganz abzulassen von seinem jähen aufbrausenden Zorn, von seiner rohen unbezähmbaren Wildheit. An der Seite der schönen Annunziata saß er in den reichsten buntesten Kleidern aufgeschniegelt und geputzt da, schmunzelnd und lächelnd und mit süßem Blick aus den grauen Augen, denen manchmal ein Tränchen enttriefte, die andern herausfordernd, ob sich solcher Gemahlin einer rühmen könne. Statt des herrischen rauhen Tons, in dem er sonst zu sprechen pflegte, lispelte er, die Lippen kaum bewegend, nannte jeden seinen Allerliebsten und bewilligte die widersinnigsten Gesuche. Wer hätte in diesem weichlichen verliebten Alten den Falieri erkennen sollen, der in Treviso in toller Hitze am Fronleichnamsfeste dem Bischof ins Gesicht schlug, der den tapfern Morbassan besiegte. Diese zunehmende Schwäche feuerte den Michaele Steno an zu den rasendsten Unternehmungen. Annunziata verstand nicht, was Michaele, sie unaufhörlich mit Blicken und Worten verfolgend, von ihr eigentlich wollte, sie blieb in steter milder Ruhe und Freundlichkeit, und das eben, das Trostlose, was in diesem unbefangenen, stets gleichen Wesen lag, brachte ihn zur Verzweiflung. Er sann auf verruchte Mittel. Es gelang ihm, einen Liebeshandel mit Annunziatas vertrautestem Kammermädchen anzuspinnen, die ihm endlich nächtliche Besuche verstattete. So glaubte er den Weg gebahnt zu Annunziatas unentweihtem Gemach, aber die ewige Macht des Himmels wollte, daß solche trügerische Tücke zurückfallen mußte auf das Haupt des boshaften Urhebers. — Es begab sich, daß eines Nachts der Doge, der eben die böse Nachricht von der Schlacht, die Nicolo Pisani bei Portelongo gegen den Doria verloren, erhalten, schlaflos in tiefer Kümmernis und Sorge die Gänge des herzoglichen Palastes durchstrich. Da gewahrte er einen Schatten, der wie aus Annunziatas Gemächern schlüpfend nach den Treppen schlich. Schnell eilte er darauf los, es war Michaele Steno, der von seinem Liebchen kam. Ein entsetzlicher Gedanke durchfuhr den Falieri; mit dem Schrei: „Annun-

ziata!" rannte er ein auf den Steno mit gezogenem Stilett. Aber Steno, kräftiger und gewandter als der Alte, unterlief ihn, warf ihn mit einem tüchtigen Faustschlage zu Boden und stürzte laut auflachend: „Annunziata, Annunziata!" die Treppe herab. Der Alte raffte sich auf und schlich, brennende Qualen der Hölle im Herzen, nach Annunziatas Gemächern. Alles ruhig — still wie im Grabe. — Er klopfte an, ein fremdes Kammermädchen, nicht die, welche sonst gewohnt, neben Annunziatas Gemach zu schlafen, öffnete ihm die Türe. „Was befiehlt mein fürstlicher Gemahl um diese späte ungewohnte Zeit?" — so sprach Annunziata, die unterdessen ein leichtes Nachtgewand umgeworfen und herausgetreten, mit ruhigem engelsmildem Ton. Der Alte starrte sie an, dann hob er beide Hände hoch in die Höhe und rief: „Nein, es ist nicht möglich, es ist nicht möglich!" „Was ist nicht möglich, mein fürstlicher Herr?" fragte die über den feierlichen dumpfen Ton des Alten ganz bestürzte Annunziata. Aber Falieri, ohne zu antworten, wandte sich an das Kammermädchen: „Warum schläfst du, warum schläft Luigia nicht hier wie gewöhnlich?" „Ach," erwiderte die Kleine, „Luigia wollte durchaus mit mir tauschen diese Nacht, die schläft im Vordergemach dicht neben der Treppe." „Dicht neben der Treppe?" rief Falieri voller Freude und eilte mit raschen Schritten nach dem Vordergemach. Luigia öffnete auf starkes Klopfen, und als sie nun das zornrote Antlitz, die funkensprühenden Augen des fürstlichen Herrn erblickte, fiel sie nieder auf die nackten Knie und bekannte ihre Schmach, über die auch ein Paar zierliche Männerhandschuhe, die auf dem Polsterstuhle lagen, und deren Ambrageruch den stutzerhaften Eigentümer verriet, gar keinen Zweifel ließen. Ganz ergrimmt über Stenos unerhörte Frechheit schrieb der Doge ihm andern Morgens: Bei Strafe der Verbannung aus der Stadt habe er den herzoglichen Palast, jede Nähe des Dogen und der Dogaressa zu vermeiden. Michaele Steno war toll vor Wut über das Mißlingen des wohlangelegten Plans, über die Schmach der Verbannung aus der

Nähe seines Abgotts. Als er nun aus der Ferne sehen mußte, wie die Dogaressa mild und freundlich, ihr Wesen war nun einmal so, — mit andern Jünglingen von der Signorie sprach, so gab ihm der Neid, die Wut der Leidenschaft den bösen Gedanken ein, daß die Dogaressa wohl nur deshalb ihn verschmäht haben möge, weil andere ihm mit besserem Glück zuvorgekommen, und er unterstand sich, davon laut und öffentlich zu sprechen. Sei es nun, daß der alte Falieri Kunde erhielt von solchen unverschämten Reden, oder daß das Bild jener Nacht ihm erschien wie ein warnender Wink des Schicksals, oder daß ihm selbst bei aller Ruhe und Behaglichkeit, bei vollem Vertrauen auf die Frömmigkeit seines Weibes doch die Gefahr des unnatürlichen Mißverhältnisses mit der Gattin hell vor Augen kam, kurz, er wurde grämlich und mürrisch, alle tausend Eifersuchtsteufel zwickten ihn wund, er sperrte Annunziata ein in die innern Gemächer des herzoglichen Palastes, und kein Mensch bekam sie mehr zu sehen. Bodoeri nahm sich seiner Großnichte an und schalt den alten Falieri wacker aus, der aber von der Änderung seines Betragens gar nichts wissen wollte. Dies geschah alles kurz vor dem Giovedì grasso. Es ist Sitte, daß bei den Volksfesten, die an diesem Tage auf dem Marcusplatz stattfinden, die Dogaressa unter dem Thronhimmel, der auf einer dem kleinen Platz gegenüberstehenden Galerie angebracht ist, neben dem Dogen Platz nimmt. Bodoeri erinnerte ihn daran und meinte, daß es sehr abgeschmackt sein und er ganz gewiß von Volk und Signorie ob seiner verkehrten Eifersucht weidlich ausgelacht werden würde, wenn er aller Sitte und Gewohnheit entgegen Annunziata von dieser Ehre ausschlösse. „Glaubst du," erwiderte der alte Falieri, dessen Ehrgeiz auf einmal angeregt wurde, „glaubst du, daß ich, ein alter blödsinniger Tor, mich denn scheue, mein kostbarstes Kleinod zu zeigen aus Furcht vor diebischen Händen, denen ich nicht den Raub wehren könnte mit meinem guten Schwerte? — Nein, Alter, du irrst, morgenden Tages wandle ich mit Annunziata in feierlich glänzen-

dem Zuge über den Marcusplatz, damit das Volk seine Dogaressa sehe, und am Giovedi grasso empfängt sie den Blumenstrauß von dem kühnen Segler, der sich aus den Lüften zu ihr herabschwingt." Der Doge dachte, indem er diese Worte sprach, an eine uralte Gewohnheit. Am Giovedi grasso fährt nämlich irgendein kühner Mensch aus dem Volke an Seilen, die aus dem Meere steigen und an der Spitze des Marcusturms befestigt sind, in einer Maschine, die einem kleinen Schiffchen gleicht, herauf und schießt dann von der Spitze des Turms pfeilschnell herab bis zu dem Platz, wo Doge und Dogaressa sitzen, der er den Blumenstrauß, den sonst der Doge, ist er allein, erhält, überreicht. — Andern Tages tat der Doge, wie er verheißen. Annunziata mußte die prächtigsten Kleider anlegen, und von der Signorie umringt, von Edelknaben und Trabanten begleitet, wandelte Falieri über den vom Volk überströmten Marcusplatz. Man stieß und drängte sich halb tot, um die schöne Dogaressa zu sehen, und wem es gelang, sie zu erblicken, der glaubte, er habe ins Paradies geschaut und das schönste Engelsbild sei ihm strahlend und herrlich aufgegangen. — Wie die Venezianer nun sind, mitten unter den tollsten Ausbrüchen wahnsinniger Verzückung hörte man hie und da allerlei spöttische Redensarten und Reime, die derb genug auf den alten Falieri mit der jungen Frau losfuhren. Falieri schien aber davon nichts zu bemerken, sondern schritt, von aller Eifersucht dasmal verlassen, obgleich er überall Blicke des brennendsten Verlangens auf die schöne Gattin gerichtet sah, schmunzelnd und lächelnd mit dem ganzen Gesicht, so pathetisch als möglich an Annunziatas Seite daher. Vor dem Hauptportal des Palastes hatten die Trabanten das Volk mit Mühe auseinandergetrieben, so daß, als der Doge mit seiner Gemahlin hineinschritt, nur hin und wieder einzelne kleine Haufen besser gekleideter Bürger standen, denen man selbst den Eintritt in den innern Hof des Palastes nicht wohl verwehren konnte. Da geschah es, daß in dem Augenblicke, als die Dogaressa in den Hof trat, ein junger Mensch, der

nebst wenigen andern Leuten am Säulengange stand, mit dem lauten Schrei: „O du Gott des Himmels!" entseelt auf das harte Marmorpflaster niederschlug. Alles lief herbei und umringte den Toten, so daß die Dogaressa ihn nicht erblicken konnte, aber sowie der Jüngling niederstürzte, durchfuhr plötzlich ein glühender Dolchstich ihre Brust, sie erbleichte, sie wankte, nur die Riechfläschchen der herbeieilenden Frauen retteten sie von tiefer Ohnmacht. Der alte Falieri, voller Schreck und Bestürzung über den Unfall, wünschte den jungen Menschen mitsamt seinem Schlagfluß zu allen Teufeln und trug, so sauer es ihm auch wurde, seine Annunziata, die das Köpfchen mit geschlossenen Augen über die Brust hing wie eine kranke Taube, die Treppe hinauf in die inneren Gemächer. —

Unterdessen hatte sich dem Volke, das immer mehr im innern Hofe des Palastes zusammengelaufen, ein wunderlich seltsames Schauspiel eröffnet. Man wollte den jungen Menschen, den man unbedingt für tot hielt, aufheben und forttragen, da hinkte mit lautem Jammergeschrei ein altes, häßliches zerlumptes Bettelweib heran, machte sich, die spitzen Ellenbogen in Seiten und Rücken bohrend, im dichtsten Haufen Platz und rief, als sie endlich bei dem entseelten Jünglinge stand: „Laßt ihn liegen — Narren! — tolles Volk! — er ist ja nicht tot." Nun kauerte sie nieder, nahm den Kopf des Jünglings auf den Schoß und nannte, seine Stirn sanft streichend und reibend, ihn bei den süßesten Namen. Betrachtete man nun das abscheuliche Fratzengesicht der Alten, wie es herabhing über des Jünglings bildschönem Antlitz, dessen milde Züge im bleichen Tode erstarrt lagen, während auf dem Gesicht der Alten ein widriges Muskelspiel herumhüpfte, — betrachtete man, wie die schmutzigen Lumpen hin und her flatterten über die reichen Kleider, die der Jüngling trug — wie die dürren braungelben Arme — die Knochenhände auf der Stirne, auf der offenen Brust des Jünglings zitterten — in der Tat, man mochte sich innern Grauens nicht erwehren. War es denn nicht an-

zusehen, als sei es des Todes grinsende Gestalt selbst, in deren Armen der Jüngling lag? So kam es denn auch, daß die umstehenden Leute einer nach dem andern still fortschlichen und nur wenige übrigblieben, die den Jüngling, als er mit einem tiefen Seufzer die Augen aufschlug, faßten und auf der Alten Geheiß nach dem großen Kanal trugen, wo eine Gondel beide, die Alte und den Jüngling, aufnahm und fortschaffte bis nach dem Hause, das die Alte als die Wohnung des Jünglings bezeichnet hatte. Bedarf es denn noch gesagt zu werden, daß der Jüngling Antonio, die Alte aber das Bettelweib von der Franziskanertreppe war, das durchaus seine Amme sein wollte?

Als Antonio ganz aus seiner Betäubung erwacht war und die Alte an seinem Lager erblickte, die ihm soeben einige stärkende Tropfen eingeflößt hatte, so sprach er, lange den düstern, schwermütigen Blick starr auf sie gerichtet, mit dumpfem, mühsam gehaltenen Ton: „Du bist bei mir, Margareta! — das ist gut! wo hätt' ich denn sonst eine treuere Pflegerin als dich! — Ach, verzeih mir nur, Mutter, daß ich, blödsinniger ohnmächtiger Knabe! nur einen Augenblick daran zweifeln konnte, was du mir entdecktest. Ja, du bist die Margareta, die mich nährte, die mich hegte und pflegte, ich wußte es ja schon immer, aber der böse Geist verwirrte mir die Gedanken. — Ich habe sie gesehen — sie ist es — sie ist es. — Hab' ich dir nicht gesagt, daß irgendein dunkler Zauber in mir ruhe, der mein Selbst unwiderstehlich beherrsche? Aus der Dunkelheit blitzstrahlend ist er hervorgetreten, um mich in namenlosem Entzücken zu verderben! — Ich weiß jetzt alles — alles! — War nicht Bertuccio Nenolo mein Pflegevater, der mich erzog auf einem Landhause bei Treviso?" — „Ach ja," erwiderte die Alte, „wohl war es Bertuccio Nenolo, der große Seeheld, den das Meer verschlang, als er mit dem Lorbeerkranz sein Haupt zu schmücken gedachte." — „Unterbrich mich nicht," sprach Antonio weiter, „höre mich geduldig an. — Es ging mir gut bei dem Bertuccio Nenolo. Ich trug hübsche

Kleider – immer war der Tisch gedeckt, wenn mich hungerte, ich durfte, hatte ich meine drei Gebete ordentlich hergesagt, herumschwärmen nach Gefallen in Wald und Flur. Dicht beim Landhause befand sich ein dunkles, kühles Pinienwäldchen voll Duft und Gesang. Da streckte ich, müde vom Springen und Laufen, an einem Abend, als schon die Sonne zu sinken begann, mich hin unter einen großen Baum und starrte hinauf in den blauen Himmel. Mag es sein, daß der würzige Geruch der blühenden Kräuter, in denen ich lag, mich betäubte, genug, meine Augen schlossen sich unwillkürlich, und ich versank in träumerisches Hinbrüten, aus dem mich ein Rauschen, gleich als fiele ein Schlag dicht neben mir in das Gras, erweckte. Ich fuhr auf in die Höhe; ein Engelskind mit himmlischem Antlitz stand neben mir, schaute in holder Anmut lächelnd auf mich herab und sprach mit süßer Stimme: ‚Ei, mein lieber Knabe, wie schliefst du so schön, so ruhig, und doch war dir der Tod so nahe, der böse Tod.‘ Dicht neben meiner Brust erblickte ich eine kleine schwarze Schlange mit geborstenem Haupt, das Kind hatte das giftige Tier mit dem Zweige eines Nußbaums erschlagen, in dem Augenblick, als es zu meinem Verderben sich heranringeln wollte. Da erbebte ich in süßem Schauer – ich wußte ja, daß oftmals Engel herabsteigen aus dem hohen Himmel, um sichtbarlich den Menschen zu retten vor dem bedrohlichen Angriff irgendeines bösen Feindes – ich sank nieder auf die Knie, ich erhob die gefalteten Hände. ‚Ach, du bist ja ein Engel des Lichts, den der Herr sandte, mich zu retten vom Tode.‘ So rief ich, das holde Wesen streckte aber beide Arme nach mir aus und lispelte, indem höheres Rot auf seinen Wangen leuchtete: ‚Ach, du lieber Knabe, ich bin ja kein Engel, ein Mädchen, ein Kind wie du!‘ Da vergingen die Schauer in namenloses Entzücken, das mich mit sanfter Glut durchströmte – ich stand auf – wir schlossen uns in die Arme – wir drückten Lipp' auf Lippe – sprachlos – weinend – schluchzend vor süßem unnennbaren Weh! Nun rief eine silber-

helle Stimme durch den Wald: ‚Annunziata — Annunziata‘ — ‚Ich muß nun fort, du herzlieber Knabe, die Mutter ruft,‘ so lispelte das Mädchen, ein unsäglicher Schmerz durchfuhr meine Bruſt. — ‚Ach, ich liebe dich ſo ſehr,‘ ſchluchzte ich, heiße Tränen, die das Mädchen vergoß, fielen brennend auf meine Wangen. ‚Ich bin dir ſo herzensgut, du lieber Knabe,‘ rief das Mädchen, indem ſie den letzten Kuß mir auf meine Lippen drückte. — ‚Annunziata!‘ rief es aufs neue, und das Mädchen verſchwand im Gebüſch! — Sieh, Margareta, das war der Augenblick, in dem der mächtige Liebesfunke in meine Seele fiel, der ewig ſtets neue Flammen entzündend in mir fortglühen wird! — Wenige Tage nachher wurde ich hinausgeſtoßen aus dem Hauſe. Vater Blaunas ſagte mir, als ich es nicht laſſen konnte, von dem Engelskinde zu reden, das mir erſchienen, und deſſen ſüße Stimme ich zu vernehmen glaubte in dem Rauſchen der Bäume, in dem Geliſpel der Quellen, in dem ahnungsvollen Sauſen des Meers — ja, da ſagte mir Vater Blaunas, das Mädchen könne niemand anders geweſen ſein als Nenolos Tochter Annunziata, die mit ihrer Mutter Franzeska nach dem Landhauſe gekommen, andern Tages aber wieder abgereiſet ſei. — O Mutter — Margareta. — Hilf Himmel! — Dieſe Annunziata — es iſt die Dogareſſa!“ — Damit hüllte ſich, vor unſäglichem Schmerz weinend und ſchluchzend, Antonio in die Kiſſen ein. „Mein lieber Tonino!“ ſprach die Alte, „ermanne dich, widerſtehe doch nur tapfer dem törichten Schmerz. Ei, wer mag denn gleich verzweifeln in Liebesnot, ei wem anders blüht denn das goldene Blümchen Hoffnung als dem Verliebten! Am Abend weiß man nicht, was der Morgen bringt, was man im Traum geſchaut, kommt lebendig dahergegangen. Das Schloß, das in den Wolken ſchwamm, ſteht mit einemmal blank und herrlich auf der Erde. — Sieh, Tonino, du gibſt nichts auf meine Reden, aber mein kleiner Finger ſagt es mir und wohl noch jemand anders, daß auf dem Meer dir die leuchtende Liebesflagge mit frohem Schwingen entgegenweht — Geduld, mein Söhnlein

Tonino — Geduld!" — So versuchte es die Alte, den armen Antonio zu trösten, denn in der Tat, ihre Worte klangen wie liebliche Musik. Er ließ sie gar nicht mehr von sich. Das Bettelweib auf der Franziskanertreppe war verschwunden, und statt ihrer sah man die Haushälterin des Herrn Antonio in anständigen Matronenkleidern auf San Marco herumhinken und die Bedürfnisse der Tafel einkaufen.

Der Giovedì grasso war gekommen. Glänzendere Feste als jemals sollten ihn feiern. Mitten auf dem kleinen Platz von San Marco wurde ein hohes Gerüst errichtet für ein besonderes nie gesehenes Kunstfeuer, das ein Grieche, der sich auf solch Geheimnis verstand, abbrennen wollte. Am Abend bestieg der alte Falieri mit seiner schönen Gemahlin, sich spiegelnd in dem Glanze seiner Herrlichkeit, seines Glücks, und mit verklärten Blicken alles um sich her auffordernd zum Staunen, zur Bewunderung, die Galerie. Im Begriff, sich auf dem Thron niederzulassen, wurde er aber den Michaele Steno gewahr, der auf derselben Galerie und zwar so Platz genommen hatte, daß er die Dogaressa beständig im Auge behielt und von ihr notwendig bemerkt werden mußte. Ganz entbrannt von wildem Zorn, von toller Eifersucht, schrie Falieri mit starker, gebieterischer Stimme, man solle augenblicklich den Steno von der Galerie entfernen. Michaele Steno erhob den Arm gegen den Falieri, in dem Augenblick traten die Trabanten hinzu und nötigten ihn, der vor Wut mit den Zähnen knirschte und in den abscheulichsten Verwünschungen Rache drohte, die Galerie zu verlassen. —

Unterdessen hatte sich Antonio, den der Anblick seiner geliebten Annunziata ganz außer sich selbst gebracht, durch das Volk fortgedrängt und schritt, tausend Qualen im zerrissenen Herzen, einsam in dunkler Nacht am Gestade des Meers hin und her. Er gedachte, ob es nicht besser sei, in den eiskalten Wellen die brennende Glut zu löschen, als langsam totgefoltert zu werden von trostlosem Schmerz. Viel hätte nicht gefehlt, er wäre hineingesprungen in das Meer, schon stand er auf der letzten Stufe,

die hinabführt, als eine Stimme aus einer kleinen Barke hinaufrief: „Ei, schönen guten Abend, Herr Antonio!" Im Widerschein der Erleuchtung des Platzes erkannte Antonio den lustigen Pietro, einen seiner vormaligen Kameraden, welcher in der Barke stand, Federn, Rauschgold auf der blanken Mütze, die neue gestreifte Jacke bunt bebändert, einen großen schönen Strauß duftiger Blumen in der Hand. „Guten Abend, Pietro," rief Antonio zurück, „welch hohe Herrschaft willst du denn heute noch fahren, daß du dich so schön geputzt hast?" „Ei," erwiderte Pietro, indem er hoch aufsprang, daß die Barke schwankte, „ei, Herr Antonio, heute verdiene ich meine drei Zechinen, ich mache ja die Fahrt hinauf nach dem Marcusturm und dann hinab und überreiche diesen Strauß der schönen Dogaressa." „Ist denn," fragte Antonio, „ist denn das nicht ein halsbrechendes Wagestück, Kamerad Pietro!" „Nun," erwiderte dieser, „den Hals kann man wohl ein wenig brechen, und dann zumal heute geht's mittendurch durch das Kunstfeuer. Der Grieche sagt zwar, es sei alles so eingerichtet, daß kein Haar einem angehen solle vom Feuer, aber" — Pietro schüttelte sich. Antonio war zu ihm hinabgestiegen in die Barke und wurde nun erst gewahr, daß Pietro dicht vor der Maschine an dem Seil stand, das aus dem Meere stieg. Andere Seile, mittelst deren die Maschine angezogen wurde, verloren sich in die Nacht. „Höre, Pietro," fing Antonio nach einigem Stillschweigen an, „höre, Kamerad Pietro, wenn du heute zehn Zechinen verdienen könntest, ohne dein Leben in Gefahr zu setzen, würde dir das nicht lieber sein?" „Ei freilich," lachte Pietro aus vollem Halse. „Nun," fuhr Antonio fort, „so nimm diese zehn Zechinen, wechsle mit mir die Kleider und überlasse mir deine Stelle. Statt deiner will ich hinauffahren. Tu es, mein guter Kamerad Pietro!" Pietro schüttelte bedächtig den Kopf und sprach, das Gold in der Hand wiegend: „Ihr seid sehr gütig, Herr Antonio, mich armen Teufel noch immer Euern Kameraden zu nennen — und freigebig dazu! — Ums Geld ist's mir freilich zu tun, aber der

ſchönen Dogareſſa den Strauß ſelbſt in die Hand zu geben, ihr ſüßes Stimmchen zu hören — ei, das iſt's doch eigentlich, warum man ſein Leben aufs Spiel ſetzt. — Nun — weil Ihr's ſeid, Herr Antonio, mag's darum ſein." Beide warfen ſchnell die Kleider ab, kaum war Antonio mit dem Ankleiden fertig, als Pietro rief: „Schnell hinein in die Maſchine, das Zeichen iſt ſchon gegeben." In dem Augenblick leuchtete das Meer auf im flammenden Widerſchein von tauſend lodernden Blitzen, und die Luft, das Geſtade erdröhnte von brauſenden, wirbelnden Donnern. Mitten durch die kniſternden, ziſchenden Flammen des Kunſtfeuers fuhr mit des Sturmwindes Schnelle Antonio auf in die Lüfte — unverſehrt ſank er nieder zur Galerie, ſchwebte er vor der Dogareſſa. — Sie war aufgeſtanden und vorgetreten, er fühlte ihren Atem an ſeinen Wangen ſpielen — er reichte ihr den Strauß; aber in der unſäglichſten Himmelswonne des Augenblicks faßte ihn wie mit glühenden Armen der brennende Schmerz hoffnungsloſer Liebe. — Sinnlos — raſend vor Verlangen — Entzücken — Qual, ergriff er die Hand der Dogareſſa — drückte er glühende Küſſe darauf — rief er mit dem ſchneidenden Ton des troſtloſen Jammers: „Annunziata!" — Da riß ihn die Maſchine, wie das blinde Organ des Schickſals ſelbſt, fort von der Geliebten, hinab ins Meer, wo er ganz betäubt, ganz erſchöpft in Pietros Arme ſank, der ſeiner in der Barke wartete.

Unterdeſſen war auf der Galerie des Doge alles in Aufruhr und Verwirrung geraten. An den Sitz des Doge hatte man ein kleines Zettelchen angeheftet gefunden, auf welchem in gemeiner venezianiſcher Mundart die Worte ſtanden:

Il Dose Falier della bella muier,
I altri la gode é lui la mantien.

Zwar iſt der Doge Falier
Der ſchönen Dame Eheherr,
Doch hält er nur und hat ſie nie,
Und andre, die gewinnen ſie.

Der alte Falieri fuhr auf in glühendem Zorn und schwur, daß den, der den boshaften Frevel begangen, die härteste Strafe treffen solle. Indem er seine Blicke umherwarf, fiel ihm auf dem Platze unter der Galerie Michaele Steno ins Auge, der in vollem Kerzenschimmer dastand, und sogleich befahl er den Trabanten, ihn festzunehmen als den Urheber jenes Frevels. Alles schrie auf über den Befehl des Doge, der, indem er sich ganz seinem überwallenden Zorn überließ, beide, Signorie und Volk beleidigte, die Rechte der ersteren kränkend, dem letztern die Freude des Festes verderbend. Die Signorie verließ ihre Plätze, und nur den alten Marino Bodoeri sah man, wie er sich unter das Volk mischte, voller Eifer von der schweren Beleidigung sprach, die dem Haupte des Staats widerfahren, und allen Haß auf den Michaele Steno zu leiten suchte. Falieri hatte sich nicht geirrt, denn in der Tat war Michaele Steno, als er fortgewiesen wurde von der Galerie des Herzogs, nach Hause gelaufen, hatte jene hämische Worte geschrieben, in dem Augenblicke, als aller Augen auf das Kunstfeuer gerichtet waren, das Zettelchen an den Stuhl des Doge angeheftet und dann sich unbemerkt wieder entfernt. Recht tückisch gedachte er den empfindlichen Streich zu führen, der beide, Doge und Dogaressa, recht tief, recht ans Leben dringend, verwunden sollte. Michaele Steno gestand ganz freimütig die Tat und schob alle Schuld auf den Doge, der ihn zuerst empfindlich gekränkt habe. Die Signorie war längst unzufrieden mit einem Haupt, das, statt die gerechten Erwartungen des Staats zu erfüllen, täglich bewies, wie der kriegerische zornige Mut in dem erkalteten Herzen des abgelebten Greises nur dem Kunstfeuer gleicht, das aus der Rakete ganz gewaltig emporknistert, aber sogleich in schwarzen toten Flocken wirkungslos dahinschwindet. Hiezu kam, daß das Bündnis mit der jungen schönen Frau (längst wußte man, daß er es vor kurzer Zeit als Doge geschlossen), seine Eifersucht, den alten Falieri nicht mehr als Kriegsheld sondern als vecchio Pantalone erscheinen ließ, und so mußte es geschehen, daß die Signorie gärendes Gift

im Innern nährend, mehr geneigt war, dem Michaele Steno recht zu geben als dem bitter gekränkten Oberhaupt. Von dem Rate der Zehen wurde die Sache verwieſen an die Quarantie, von der Michaele ſonſt einer der Häupter war. Michaele Steno habe ſchon genug gelitten, und eine monatliche Verbannung ſei genugſame Rüge des Vergehens, ſo fiel der Rechtsſpruch aus, der den alten Falieri aufs neue und ſtärker erbitterte gegen eine Signorie, die, ſtatt das Haupt zu ſchützen, ihm widerfahrne Kränkungen nur als Vergehen der leichteſten Art zu beſtrafen ſich unterſtand. —

Wie es denn zu gehen pflegt, daß der Liebende, den ein einziger Strahl des Liebesglücks getroffen, tage-, wochen-, monatelang von goldenem Schimmer umfloſſen, Träume des Himmels träumt, ſo konnte ſich Antonio auch gar nicht erholen von der Betäubung des wonnereichſten Augenblicks, kaum aufatmen vor ſüßem Weh. — Die Alte hatte ihn tüchtig ausgeſcholten wegen des Wageſtücks und murmelte und brummte unaufhörlich von ganz unnötigem Beginnen. Eines Tages kam ſie aber ſo ſeltſam am Stabe hineingetänzelt und gehüpft, wie ſie es in ihrer Art hatte, wenn ſie von fremdem Zauber berührt ſchien. Sie kicherte und lachte; ohne auf Antonios Reden und Fragen zu achten, ſchürte ſie im Kamin ein kleines Feuer an, ſetzte ein Pfännchen darauf, kochte, aus allerlei bunten Gläſern Ingredienzien hineinwerfend, eine Salbe, tat ſie in eine kleine Büchſe und hinkte damit laut kichernd und lachend von dannen. Erſt am ſpäten Abend kam ſie zurück, ſetzte ſich keuchend und hüſtelnd in den Lehnſtuhl und fing, wie von großer Erſchöpfung zu ſich ſelbſt gekommen, endlich an: „Tonino, mein Söhnlein, Tonino, von wem komme ich her? — ſieh zu, ob du raten kannſt? — von wem komme ich her, von wem komme ich her?“ — Antonio ſtarrte ſie an, von ſeltſamer Ahnung ergriffen. „Nun,“ kicherte die Alte, „von ihr ſelbſt komme ich her, von dem lieben Täubchen, von der holden Annunziata!“ — „Mache mich nicht wahnſinnig, Alte,“ ſchrie Antonio. — „Ei, was,“ fuhr die Alte fort, „ich denke immer

an dich, mein Tonino! – Heute morgen, als ich unter den Säulengängen des Palastes feilschte um schönes Obst, murmelt das Volk von dem Unglück, das die schöne Dogaressa betroffen. Ich frage und frage, da spricht ein großer ungeschlachter roter Kerl, der gähnend an eine Säule gelehnt Limonien kaut: ‚Ei nun, an der linken Hand der kleine Finger, an dem hat ein Skorpionchen die jungen Zähnchen probiert, und das ist ein bißchen ins Blut gegangen – nun, mein Herr, der Signor Dottore Giovanni Basseggio, ist eben oben, der wird nun wohl schon das Händchen mitsamt dem Finger weggeschnitten haben.‘ Und in dem Augenblick, daß der Kerl das spricht, entsteht ein großes Geschrei auf der breiten Treppe, und ein kleines, ganz kleines Männlein kugelt, von Fußstößen der Trabanten wie ein Kegel getrieben, die Stufen herab uns vor die Füße, schreiend und lamentierend. Das Volk sammelt sich um ihn herum, laut lachend, der Kleine zerarbeitet sich und strampelt mit den Beinen, ohne in die Höhe kommen zu können, da springt aber der rote Kerl herbei, rafft sein Doktorchen auf, nimmt ihn in die Arme und rennt mit ihm, der immerfort aus vollem Halse schreit und heult, was die Beine laufen können, fort nach dem Kanal, wo er mit ihm in die Gondel hineinsteigt und davonrudert. – Ich dachte es wohl, daß, sowie der Signor Basseggio das Messer ansetzen wollte an das schöne Händchen, der Doge ihn die Treppe hinabstoßen ließ. Ich dacht' aber noch weiter! – Geschwind – ganz geschwind nach Hause – das Sälbchen kochen – hinauf damit in den herzoglichen Palast! – Da stand ich auf der großen Treppe, mein blankes Fläschlein in der Hand. Der alte Falieri kam gerade herab, der blitzte und prustete mich an: ‚Was will das alte Weib hier?‘ – Aber da machte ich einen Knix tief – tief bis an die Erde, so gut es nur gehen konnte, und sprach, daß ich wohl ein Mittelchen hätte, daß die schöne Dogaressa geheilt sein solle gar bald. Sowie der Alte das hörte, blickte er mich starr an mit recht entsetzlichen Augen und strich sich den grauen Bart zurecht, dann

packte er mich bei beiden Schultern und schob mich herauf und hinein in das Gemach, daß ich beinahe der Länge nach hingestürzt wäre. Ach, Tonino, da lag das holde Kind hingestreckt auf die Polster, leichenblaß, seufzend und stöhnend vor Schmerz und leise klagend: ‚Ach, nun bin ich wohl schon durch und durch vergiftet.' Aber ich machte mich gleich darüber her und nahm das dumme Pflaster des einfältigen Doktors herab. O Herr des Himmels! die niedliche kleine Hand — blutrot — geschwollen. — Nun nun — meine Salbe kühlte — linderte. — ‚Das tut ja wohl, sehr wohl,' lispelte die kranke Taube. Da rief der Marino ganz entzückt: ‚Tausend Zechinen sind dein, Alte! wenn du mir die Dogaressa rettest,' und verließ das Zimmer. Drei Stunden hatt' ich nun dagesessen, die kleine Hand in meiner haltend und sie streichelnd und pflegend. Da erwachte das liebe Weibchen aus leichtem Schlummer, in den sie gesunken, und fühlte keinen Schmerz mehr. Nachdem ich den neuen Verband gemacht, blickte sie mich an mit vor Freude leuchtenden Augen. Da sprach ich: ‚Ei, gnädige Frau Dogaressa, Ihr habt ja auch schon einmal einen Knaben gerettet, da Ihr die kleine Schlange tötetet, die ihn stechen wollte zum Tode, als er schlief.' — Tonino! da hättest du sehen sollen, wie, als leuchte ein Strahl des Abendrots hinein, das blasse Antlitz sich schnell färbte — wie die Augen funkelndes Feuer blitzten. — ‚Ach ja, Alte,' sprach sie, ‚ach ja — ich war noch ein Kind — auf meines Vaters Landhause. — Ach, es war ein holder lieber Knabe — o, wie gedenk' ich noch seiner — es ist mir, als sei seit der Zeit mir gar nichts Glückliches mehr begegnet.' — Nun sprach ich von dir, daß du in Venedig wärst, daß du noch alle Liebe, alle Wonne jenes Augenblicks im Herzen trügest — daß du, nur um noch einmal in die Himmelsaugen des rettenden Engels zu schauen, die gefährliche Luftfahrt gewagt, daß du ihr den Blumenstrauß gegeben hättest am Giovedi grasso! — Tonino — Tonino! da rief sie wie in Begeisterung: ‚Ich hab' es gefühlt — ich hab' es gefühlt — als er meine Hand an seine Lippen drückte, als er

meinen Namen nannte — ach, ich wußt' es ja nur nicht, was so seltsam mein Innerstes durchdrang, es war wohl Lust, aber auch zugleich Schmerz! — Bring ihn her — her zu mir — den holden Knaben.'" — Antonio warf sich, als die Alte dies sprach, auf die Knie nieder und rief wie wahnsinnig: „Herr des Himmels! nur jetzt, nur jetzt laß mich nicht untergehen in irgendeinem ungeheuern Schicksal — nur nicht, bis ich sie geschaut, bis ich sie an meine Brust gedrückt." Er wollte, daß die Alte ihn gleich andern Tages hinführen sollte, was sie ihm aber rund abschlug, da der alte Falieri beinahe zu jeder Stunde die kranke Gemahlin zu besuchen pflegte.

Mehrere Tage waren vergangen, die Dogaressa war von der Alten ganz geheilt, aber noch immer blieb es unmöglich, den Antonio hinzuführen. So gut sie es nur vermochte, tröstete die Alte den Ungeduldigen, immer wiederholend, wie sie mit der holden Annunziata von dem Antonio spreche, den sie gerettet, und der sie so inbrünstig liebe. Antonio, von tausend Qualen der Sehnsucht, des Verlangens gefoltert, gondelte, lief auf den Plätzen umher. Unwillkürlich lenkten ihn seine Schritte immer und immer wieder nach dem herzoglichen Palast. An der Brücke neben der hintern Seite des Palastes, den Gefängnissen gegenüber, stand Pietro auf ein buntes Ruder gelehnt, im Kanal wogte an Säulen befestigt eine Gondel, die zwar klein, aber mit zierlichem Verdeck, buntem Schnitzwerk, ja mit der venezianischen Flagge geschmückt war und beinahe dem Bucentoro glich. Sowie Pietro den ehemaligen Kameraden gewahrte, rief er ihm laut zu: „Ei, Signor Antonio, seid mir tausendmal gegrüßt! — mit Euern Zechinen ist mir das Glück gekommen!" Antonio fragte ganz zerstreut, was er für ein Glück meine, erfuhr aber nichts Geringeres, als daß Pietro beinahe täglich in den Abendstunden den Dogen mit der Dogaressa hinübergondeln mußte nach der Giudekka, wo unfern von San Giorgio Maggiore der Doge ein artiges Haus besaß. Antonio blickte den Pietro starr an und fuhr dann schnell heraus: „Kamerad,

du kannſt wieder zehn Zechinen verdienen und mehr, wenn du willſt. Laß mich deine Stelle vertreten – ich will den Dogen hinüberrudern"; Pietro meinte, daß das gar nicht anginge, da der Doge ihn kenne und eben nur ihm ſich anvertrauen wolle; endlich, als Antonio mit dem wilden Zorn, wie er aus dem von tauſend Liebesqualen aufgeregten Gemüt hervorſprudelte, in ihn drang, wie er ganz unſinnig ſchwur, daß er der Gondel nachſpringen und ihn herabreißen werde ins Meer, da rief Pietro lachend: „Ei, Signor Antonio! Signor Antonio! wie habt Ihr euch verguckt in die ſchönen Augen der Dogareſſa!" und willigte ein, daß Antonio mitkommen ſolle als ſein Gehülfe beim Rudern, er wolle die Schwere des Fahrzeugs ſowie kränkliche Schwäche vorſchützen bei dem alten Falieri, dem ſo bei ſolcher Fahrt das Gondeln immer zu langſam ginge. Antonio rannte fort, und kaum war er wieder an der Brücke in ſchlechten Schifferkleidern, mit gefärbtem Geſicht, einem langen Zwickelbart über die Lippen gehängt, als der Doge herabſtieg mit der Dogareſſa, beide in herrlichen bunten glänzenden Kleidern. „Wer iſt der fremde Menſch dort," fuhr der Doge den Pietro zornig an, und nur die heiligſten Verſicherungen Pietros, daß er heute eines Gehülfen bedürfe, konnten den Alten endlich bewegen, zu erlauben, daß Antonio mitgondle.

Es pflegt wohl zu geſchehen, daß gerade im Übermaß alles Entzückens, aller Seligkeit das Gemüt, wie geſtärkt durch die Macht des Augenblicks, ſich ſelbſt bezwingt und den Flammen gebietet, die aus dem Innern hervorlodern wollen. So vermochte Antonio, dicht neben der holden Annunziata, berührt von dem Saume ihres Kleides, ſeine Liebesglut zu verbergen, indem er mit kräftiger Fauſt das Ruder regierte und, größeres Wagſtück ſcheuend, kaum die Geliebte dann und wann flüchtig anblickte. Der alte Falieri ſchmunzelte und lächelte, küßte und ſtreichelte die kleinen weißen Händchen der holden Annunziata, legte den Arm um ihren ſchlanken Leib. Mitten auf dem Meere,

als der Marcusplatz, das prächtige Venedig mit all seinen stolzen Türmen und Palästen sich vor den Schiffenden ausbreitete, da erhob der alte Falieri das Haupt und sprach, indem er mit stolzen Blicken umherschaute: „Ei, mein Liebchen, ist es nicht schön, zu schiffen auf dem Meer mit dem Herrn, mit dem Gemahl des Meers? — Ja, mein Liebchen, sei nicht eifersüchtig auf die Gattin, die demütig uns auf ihrem Nacken trägt. Hör nur das süße Plätschern der Wellen, sind das nicht Liebesworte, die sie dem Gemahl zuflüstert, der sie beherrscht? — Ja ja, Liebchen, du trägst meinen Ring am Finger, aber die da unten bewahrt in ihrem tiefsten Busen den Trauring, den ich ihr zuwarf.“ „Ach, mein fürstlicher Herr,“ fing Annunziata an, „ach, wie sollte denn die kalte böse Flut deine Gemahlin sein, es wird mir gar schauerlich zumute dabei, daß du dich dem stolzen herrischen Element vermähltest.“ Der alte Falieri lachte, daß Kinn und Bart wakkelten. „Ängstige dich nicht, Täubchen,“ sprach er dann, „besser ruht sich's ja wohl in deinen weichen warmen Armen als in dem eiskalten Schoß der Gattin da unten, aber schön ist's, zu schiffen auf dem Meer mit dem Herrn des Meers.“ In dem Augenblick, als der Doge dies sprach, fing eine ferne Musik zu säuseln an. Über die Meereswellen gleitend, kamen näher die Töne einer sanften Männerstimme, es wurden die Worte gesungen:

Ah! senza amare
Andare sul mare
Col sposo del' mare
Non può consolare.

Andere Stimmen fielen ein, und in stetem Wechselgesange wurden jene Worte immer und immer wiederholt, bis der Gesang wie im Hauch des Windes starb. Der alte Falieri schien auf den Gesang gar nicht zu achten, er erzählte der Dogaressa vielmehr sehr weitläuftig, was es mit der Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn der Doge, von dem Bucentoro den Ring hinabwerfend, sich dem Meer vermähle, für eine Bewandtnis habe.

Er ſprach von den Siegen der Republik, wie ehemals Iſtrien und Dalmatien erobert worden unter der Regentſchaft Peter Urſeolus des Zweiten, und wie in dieſer Eroberung jener Feierlichkeit erſter Urſprung liege. Achtete nun der alte Falieri aber nicht auf jenen Geſang, ſo ging dafür ſeine Erzählung ganz verloren der Dogareſſa. Die ſaß da, den Sinn ganz zugewendet den ſüßen Tönen, die über das Meer ſchwammen; ſie ſtarrte, als der Geſang geendet, mit ſeltſamem Blick vor ſich hin, wie jemand, der aus tiefem Traum erwacht, die Bilder noch zu ſchauen, zu deuten ſtrebt, die ihn umgaukelten. — „Senza amare — senza amare — non può consolare“ liſpelte ſie leiſe, und Tränen glänzten wie helle Perlen in den Himmelsaugen, und Seufzer entflohen der Bruſt, die auf und nieder wallte vor innerer Beklemmung. — Noch immer in vollem Schmunzeln und Lächeln forterzählend, trat der Alte, die Dogareſſa an der Seite, heraus auf die Baluſtrade vor ſeinem Hauſe bei San Giorgio Maggiore und gewahrte nicht, wie, von ſeltſamen dunklen Gefühlen im Innern aufgeregt, Annunziata ſprachlos, den tränenſchweren Blick in ein fernes Land gerichtet, wie im Traume neben ihm ſtand. — Ein junger Menſch in Schifferkleidung ſtieß in ein muſchelartig gewundenes Horn, daß die Töne weit über das Meer hinhallten. Auf dies Zeichen näherte ſich eine andere Gondel. Unterdeſſen war ein Mann, der einen Sonnenſchirm trug, und eine Frau herangetreten, und ſo begleitet ſchritt der Doge mit der Dogareſſa nach dem Palaſt. Jene Gondel landete, Marino Bodoeri mit vielen Perſonen, unter denen ſich Kaufleute, Künſtler, ja Leute aus der niedrigſten Volksklaſſe befanden, ſtieg aus und folgte dem Doge.

Antonio konnte kaum den andern Abend erwarten, weil er auf frohe Botſchaft hoffte von ſeiner geliebten Annunziata. Endlich, endlich hinkte die Alte herein, ſetzte ſich keuchend in den Lehnſeſſel, ſchlug die dürren Knochenhände einmal über das andere zuſammen und rief: „Tonino — ach, Tonino, was iſt denn ge-

ſchehen mit unſerm armen Täubchen! — Sowie ich heute hineintrete, liegt ſie da auf dem Polſter mit halbgeſchloſſenen Augen, das Köpfchen auf den Arm geſtützt, nicht ſchlummernd, nicht wachend, nicht krank, nicht geſund. — Ich nahe mich ihr: ‚Ei, gnädige Frau Dogareſſa,‘ ſpreche ich, ‚was iſt Euch denn Schlimmes begegnet? — ſchmerzt Euch wohl noch die kaum geheilte Wunde?‘ — Aber da blickt ſie mich an mit Augen — Tonino! — mit Augen, wie ich ſie noch gar nicht geſehen, und kaum hab' ich hineingeſchaut in die feuchten Mondesſtrahlen, ſo bergen ſie ſich hinter die ſeidnen Wimpern wie hinter dunkles Gewölk. Und dann ſeufzt ſie aus tiefſter Bruſt und kehrt das holde blaſſe Antlitz der Wand zu und liſpelt leiſe, ganz leiſe, aber ſo wehmütig, daß es mir gerade ins Herz ſticht: ‚Amare — amare — ah senza amare!‘ — Ich hole mir einen kleinen Stuhl, ich ſetze mich hin zu ihr, ich fange an, von dir zu erzählen. — Sie hüllt ſich ein in die Polſter — die ſchnelleren und ſchnelleren Atemzüge werden zu Seufzern. — Ich ſag's ihr unverhohlen, daß du verkleidet bei ihr warſt in der Gondel, daß ich dich, der vor Liebe und Sehnſucht verſchmachtet, nun ungeſäumt zu ihr bringen würde. Da fährt ſie plötzlich auf von den Polſtern, und indem ein Strom heißer Tränen aus ihren Augen ſtürzt, ruft ſie heftig: ‚Um Chriſtus, um aller Heiligen willen — nein — nein, ich kann ihn nicht ſehen — Alte! — ich beſchwöre dich, ſag ihm, er ſolle niemals, niemals mehr ſich mir nahen — niemals, das ſag ihm, er ſolle Venedig verlaſſen, ſchnell verlaſſen.‘ — ‚Nun,‘ fall' ich ihr ins Wort, ‚nun, ſo muß denn mein armer Tonino ſterben.‘ Da ſinkt ſie, wie von den unſäglichſten Schmerzen gefaßt, in die Polſter und ſchluchzt mit von Tränen erſtickter Stimme: ‚Muß ich denn nicht auch ſterben des bitterſten Todes?‘ Da trat der alte Herr Falieri ins Gemach, und ich mußte mich auf ſeinen Wink entfernen.“ „Sie hat mich verworfen — fort — fort aufs Meer,“ ſchrie Antonio auf in heller Verzweiflung. Die Alte kicherte und lachte nach ihrer gewöhn-

lichen Art und rief: „Du einfältig Kind, du einfältig Kind! — wirst du denn nicht geliebt von der holden Annunziata mit aller Inbrunst, mit aller Liebesqual, die jemals ein weiblich Herz ergriff? — Einfältig Knäblein, morgen am tiefen Abend schleiche dich in den herzoglichen Palast. In der zweiten Galerie rechts der großen Treppe wirst du mich finden — und dann wollen wir sehen, was sich weiter begibt." —

Als Antonio bebend vor Sehnsucht am andern Abend die große Treppe hinaufschlich, war es ihm plötzlich, als wolle er einen ungeheuern Frevel beginnen. Ganz betäubt, vermochte er kaum zitternd und schwankend die Stufen zu ersteigen. Er mußte sich dicht vor der ihm bezeichneten Galerie an eine Säule lehnen. Plötzlich umfloß ihn heller Fackelschein, und noch ehe er seinen Platz verlassen konnte, stand der alte Bodoeri dicht vor ihm, von einigen Dienern begleitet, die Fackeln trugen. Bodoeri sah dem Jünglinge starr ins Angesicht und sprach dann: „Ha! du bist Antonio, man hat dich herbestellt, ich weiß es, folge mir nur!" — Antonio, überzeugt, daß die Zusammenkunft mit der Dogaressa verraten, folgte nicht ohne Zagen. Wie erstaunte er, als, in ein entferntes Gemach getreten, Bodoeri ihn umarmte und von dem wichtigen Posten sprach, der ihm anvertraut worden, und den er noch in dieser Nacht mit Mut und Entschlossenheit behaupten solle. Sein Erstaunen ging aber in Angst über und Entsetzen, da er erfuhr, daß schon seit langer Zeit eine Verschwörung wider die Signorie gereift, an deren Spitze der Doge selbst stehe, daß, wie es in Falieris Hause auf der Giudekka beschlossen, noch in dieser Nacht die Signorie fallen und der alte Marino Falieri als souveräner Herzog von Venedig ausgerufen werden solle. Antonio starrte den Bodoeri sprachlos an, dieser hielt des Jünglings Schweigen für eine Weigerung, teilzunehmen an der Ausführung der entsetzlichen Tat, und rief entrüstet: „Feigherziger Tor! aus dem Palast kommst du nun nicht mehr, entweder du stirbst oder ergreifst mit uns die Waffen, aber sprich

erſt mit dieſem!" Aus dem dunklen Hintergrunde des Zimmers trat eine hohe, edle Geſtalt hervor. Sowie Antonio das Antlitz des Mannes, den er nur erſt im Schein der Kerzen bemerken und erkennen konnte, erblickte, ſtürzte er nieder auf die Knie und rief, ganz außer ſich ſelbſt gebracht durch die nicht geahnte Erſcheinung: „O heiliger Herr des Himmels! mein Vater Bertuccio Nenolo, mein teurer Pfleger!" — Nenolo hob den Jüngling auf, ſchloß ihn in ſeine Arme und ſprach dann mit ſanfter Stimme: „Wohl bin ich Bertuccio Nenolo, den du vielleicht auch in dem Meeresgrunde begraben glaubteſt, und der erſt ſeit kurzer Zeit der ſchmählichen Gefangenſchaft des wilden Morbaſſan entgangen. Bertuccio Nenolo, der dich aufnahm, und der nicht ahnen konnte, daß die unvernünftigen Diener, die Bodoeri abſchickte, als er das ihm verkaufte Landhaus in Beſitz nehmen wollte, dich hinausſtoßen würden aus dem Hauſe. — Verblendeter Jüngling! du ſtehſt an, die Waffen zu ergreifen gegen eine deſpotiſche Kaſte, deren Grauſamkeit dir den Vater raubte? — Ja, gehe hin in den Hof des Fontego, es iſt deines Vaters Blut, deſſen Spuren du noch ſchauen kannſt auf den Steinen des Bodens. Als die Signorie den deutſchen Kaufleuten das Kaufhaus, welches du unter dem Namen des Fontego kennſt, übermachte, wurde jedem, dem man Gemächer einräumte, verboten, die Schlüſſel bei der Abreiſe an ſich zu behalten, er mußte ſie bei dem Fontegaro laſſen. Dieſem Geſetz hatte dein Vater entgegengehandelt und war ſchon deshalb ſchwerer Strafe verfallen. Als nun aber bei der Rückkunft des Vaters die Gemächer geöffnet wurden, fand ſich unter ſeinen Waren eine Kiſte venezianiſcher falſch ausgeprägter Münzen. Vergebens beteuerte er ſeine Unſchuld, es war nur zu gewiß, daß irgendein hämiſcher Teufel, vielleicht der Fontegaro ſelbſt, die Kiſte hineingebracht hatte, um deinen Vater zu verderben. — Die unerbittlichen Richter mit dem Beweiſe, daß die Kiſte in deines Vaters Gemächern gefunden, zufrieden, verurteilten ihn zum Tode! — Auf dem Hofe des Fon-

tego wurde er hingerichtet. — Auch du wärst nicht mehr, wenn die treue Margarete dich nicht rettete. — Ich, deines Vaters treuster Freund, nahm dich auf; damit du dich der Signorie nicht selbst verraten möchtest, verschwieg man dir deines Vaters Namen. — Aber nun, nun, Anton Dalbirger, nun ist es Zeit, nun ergreife die Waffen und räche an den Häuptern der Signorie den schmählichen Tod deines Vaters." Antonio, vom Geist der Rache beseelt, gelobte den Verschwornen Treue und unbezwingbaren Mut. — Es ist bekannt, daß der Schimpf, den Bertuccio Nenolo von dem über die Seerüstungen gesetzten Dandulo, der ihm bei einem Streit ins Gesicht schlug, erfahren, ihn bewog, mit dem ehrgeizigen Schwiegersohn sich wider die Signorie zu verschwören. Beide, Nenolo und Bodoeri, wünschten dem alten Falieri den Fürstenmantel, um selbst mit ihm zu steigen. — Man wollte (so war der Plan der Verschwornen) die Nachricht ausbreiten, die genuesische Flotte liege vor den Lagunen. In der Nacht sollte dann die große Glocke auf dem Marcusturm gezogen und die Stadt zu erdichteten Verteidigungen gerufen werden. Auf dieses Zeichen sollten die Verschwornen, deren Anzahl beträchtlich und durch ganz Venedig verbreitet war, den Marcusplatz besetzen, sich der Hauptplätze der Stadt bemächtigen, die Häupter der Signorie ermorden und den Dogen als souveränen Herzog von Venedig ausrufen. Der Himmel wollte aber nicht, daß dieser Mordanschlag gelingen und die Grundverfassung des bedrängten Staats durch den alten von Stolz und Übermut entflammten Falieri in den Staub getreten werden sollte. Die Versammlungen auf der Giudekka in Falieris Hause waren der Wachsamkeit des Rats der Zehen nicht entgangen, aber unmöglich blieb es, etwas Gewisses zu erfahren. Da rührte einen der Verschwornen, einen Pelzhändler aus Pisa, Bentian geheißen, das Gewissen, er wollte seinen Freund und Gevatter, den Nicolao Leoni, der im Rate der Zehen saß, vom Untergange retten. In der Abenddämmerung begab er sich zu ihm und beschwor ihn,

in der Nacht nicht das Haus zu verlassen, es möge auch geschehen, was da wolle. Leoni, von Argwohn ergriffen, hielt den Pelzhändler fest und erfuhr, als er in ihn drang, den ganzen Anschlag. In Gemeinschaft mit Giovanni Gradenigo und Marco Cornaro berief er nun den Rat der Zehen nach St. Salvator, und von hier aus wurden in weniger als drei Stunden Maßregeln ergriffen, die alle Unternehmungen der Verschwornen im ersten Aufglimmen ersticken mußten.

Dem Antonio war es aufgetragen, mit einem Trupp nach dem Marcusturm zu gehen und die Glocken anziehen zu lassen. Sowie er hinkam, fand er den Turm stark besetzt von Arsenaltruppen, die, als er sich nahen wollte, mit Hellebarden auf ihn eindrangen. Von plötzlichem Todesschreck ergriffen, stäubte sein Haufen auseinander, er selbst entwischte in der Dunkelheit der Nacht. Dicht hinter sich hörte er Tritte eines Menschen, der ihm nachsetzte, er fühlte sich ergriffen, schon wollte er den Verfolger niederstoßen, als er bei einem plötzlich aufschimmernden Licht den Pietro erkannte. „Rette dich," rief dieser, „rette dich, Antonio! in meine Gondel, es ist alles verraten — Bodoeri — Renolo — sind in der Gewalt der Signorie — die Tore des herzoglichen Palastes geschlossen — der Doge eingesperrt in sein Gemach — wie ein Verbrecher bewacht von seinen eignen treulosen Trabanten — fort, fort." — Halb sinnlos ließ sich Antonio hineinschleppen in die Gondel. — Dumpfe Stimmen — Klirren der Waffen — einzelne Angstrufe — dann trat mit der tiefsten Finsternis der Nacht lautlose schauerliche Stille ein. Am andern Morgen erblickte der von Todesschrecken zermalmte Pöbel das entsetzliche Schauspiel, das jedes Blut in den Adern gerinnen machte. Der Rat der Zehen hatte noch in derselben Nacht das Todesurteil über die Häupter der Verschwornen, die ergriffen worden, gefällt. Erdrosselt wurden sie auf dem kleinen Platze zur Seite des Palastes von der Galerie herabgelassen, wo der Doge sonst den Feierlichkeiten zuzuschauen pflegte — ach! wo

Antonio vor der holden Annunziata schwebte, wo sie von ihm den Blumenstrauß empfing. — Unter den Leichnamen befanden sich Marino Bodoeri und Bertuccio Nenolo. Zwei Tage nachher wurde der alte Marino Falieri von dem Rate der Zehen verurteilt und auf der sogenannten Riesentreppe des Palastes hingerichtet. —

Wie bewußtlos war Antonio umhergeschlichen, niemand griff ihn an, denn niemand kannte ihn als einen der Verschwornen. Als er des alten Falieri graues Haupt fallen sah, da fuhr er auf wie aus schwerem Todestraum. — Mit dem Schrei des wildesten Entsetzens — mit dem Ausruf: ‚Annunziata!‘ stürzte er in den Palast, durch die Galerieen. — Niemand hielt ihn auf, die Trabanten starrten ihn an, wie betäubt von dem Fürchterlichen, das sich soeben zugetragen. Die Alte hinkte ihm entgegen, laut jammernd und klagend, sie ergriff seine Hand, noch einige Schritte, und er trat mit ihr in Annunziatas Gemach. Da lag die Arme entseelt auf den Polstern. Antonio stürzte hin zu ihr, er bedeckte ihre Hände mit glühenden Küssen, er rief die Geliebte mit den süßesten, zärtlichsten Namen. Da schlug sie die holden Himmelsaugen langsam auf, sie sah Antonio — erst war es, als müsse sie sich auf ihn besinnen, doch plötzlich raffte sie sich auf, umschlang ihn mit beiden Armen, drückte ihn an ihre Brust — benetzte ihn mit heißen Tränen — küßte seine Wangen — seine Lippen. „Antonio — mein Antonio — ich liebe dich unaussprechlich — ja, es gibt noch einen Himmel auf Erden! — Was ist des Vaters — des Oheims — des Gatten Tod gegen die Seligkeit deiner Liebe — o laß uns fliehen — von dieser blutigen Mordstätte!“ — So rief Annunziata, zerrissen von dem bittersten Schmerz und der glühendsten Liebe. Unter tausend Küssen, unter tausend Tränen schwuren sich die Liebenden ewige Treue, sie vergaßen die furchtbaren Ereignisse der schrecklichsten Tage, den Blick von der Erde abgewandt schauten sie auf in den Himmel, den ihnen der Geist der Liebe erschlossen. Die Alte riet, nach Chiozza

zu fliehen, Antonio wollte dann zu Lande in umgekehrter Richtung weiter herauf nach seinem Vaterlande. Freund Pietro verschaffte ihm eine kleine Barke, die an der Brücke bei der hintern Seite des Palastes angelegt wurde. Eingehüllt in tiefe Schleier schlich Annunziata, als es Nacht worden, mit dem Geliebten, von der alten Margareta, die in der Kapuze reiche Juwelenkästchen trug, begleitet, über die Treppen hinab. Unbemerkt kamen sie an die Brücke, stiegen sie hinein in die Barke. Antonio ergriff das Ruder, und fort ging es in schneller, rüstiger Fahrt. Wie ein fröhlicher Liebesbote tanzte der helle Mondesschimmer auf den Wellen vor ihnen her. Sie waren auf hoher See. Da begann es seltsam zu pfeifen und zu sausen in hoher Luft — finstere Schatten kamen gezogen und hingen sich wie dunkle Schleier über das leuchtende Antlitz des Mondes. Der tanzende Schimmer, der fröhliche Liebesbote, sank herab in die schwarze Tiefe voll dumpfer Donner. Der Sturm erhob sich und jagte die düstern zusammengeballten Wolken mit zornigem Toben vor sich her. Hoch auf und nieder flog die Barke. „O hilf, o Herr des Himmels!" schrie die Alte. Antonio, des Ruders nicht mehr mächtig, umschlang die holde Annunziata, die, von seinen glühenden Küssen erweckt, ihn mit der Inbrunst der seligsten Liebe an ihren Busen drückte. „O mein Antonio!" — „o meine Annunziata!" So riefen sie, des Sturms nicht achtend, der immer entsetzlicher tobte und brauste. Da streckte das Meer, die eifersüchtige Witwe des enthaupteten Falieri, die schäumenden Wellen wie Riesenarme empor, erfaßte die Liebenden und riß sie samt der Alten hinab in den bodenlosen Abgrund! —

Als der Mann im Mantel auf diese Weise seine Erzählung geendet hatte, sprang er schnell auf und verließ mit starken raschen Schritten das Zimmer. Die Freunde sahen ihm stillschweigend und ganz verwundert nach, dann traten sie aufs neue vor das Gemälde. Der alte Doge schmunzelte sie wieder an in törichtem Prunk und faselnder Eitelkeit, aber als sie nun der Dogaressa

recht ins Antlitz schauten, da gewahrten sie wohl, wie die Schatten eines unbekannten, nur geahnten Schmerzes auf der Lilienstirn lagen, wie sehnsüchtige Liebesträume unter den dunklen Wimpern hervorleuchteten und um die süßen Lippen schwebten. Aus dem fernen Meer, aus den duftigen Wolken, die San Marco einhüllten, schien die feindliche Macht Tod und Verderben zu drohen. Die tiefere Bedeutung des anmutigen Bildes ging ihnen klar auf, aber auch alle Wehmut der Liebesgeschichte Antonios und Annunziatas kehrte, sooft sie das Bild auch noch anblicken mochten, wieder und erfüllte ihr innerstes Gemüt mit süßen Schauern.

Die Freunde lobten die Erzählung und waren einstimmig im Urteil, daß Ottmar die wahre Geschichte des ehrsüchtigen unglücklichen Dogen Marino Falieri auf echt serapiontische Weise benutzt habe.

„Ottmar", sprach Lothar, „ließ es sich aber sauer werden, als er die Erzählung schrieb. Denn außerdem, daß ihn das hübsche Bild unseres wackern Kolbe zu dem Ganzen begeistert, lag Le Brets Geschichte von Venedig immer aufgeschlagen auf dem Tische, und das ganze Zimmer hatte er mit pittoresken Ansichten von den Straßen und Plätzen Venedigs geschmückt, die er Gott weiß wo überall aufgetrieben. Deshalb ist die Erzählung so individuell lokal geworden, wie sie sein mußte."

Die Mitternachtsstunde hatte geschlagen, die Freunde schieden in der frohesten Stimmung.

Vierter Abschnitt

Vinzenz und Sylvester hatten sich eingefunden. Lothar hielt ihnen eine lange Rede, worin er auf höchst ergötzliche Weise sehr weitläuftig die Pflichten eines würdigen Serapions-Bruders entwickelte: „Und nun", schloß er, „versprecht mir, teure würdige Novizen, mittelst feierlichen Handschlags der Regel des heiligen Serapion treu zu sein, d. h. euer ganzes Bestreben dahin zu richten, bei den Versammlungen des schönen Bundes euch so geistreich, lebendig, gemütlich, anregbar und witzig zu zeigen, als es nur in euern Kräften steht."

„Ich," nahm Vinzenz das Wort, „ich für mein Teil verspreche das mit voller Seele. Ich will meine ganze Habe an Geist und Gemüt zur Bundeskasse tragen, aus der ihr mich dann ernähren, ja ordentlicherweise mästen könnt. Ich will jedesmal, wenn ich bei euch einzutreten gedenke, wie man im Sprüchwort sagt, vorher meinem Affen reichlichen Zucker darbieten, damit er Lust bekomme zu allerlei zierlichen Kapriolen. Und da euer Schutzpatron allen Ruhm, alle Ehre erworben durch geziemlichen Wahnsinn, will ich mich vorzüglich bemühn, ihm nachzueifern, so daß es dem Bunde nie an lobenswerter Tollheit fehlen soll. Ich kann, verlangst du es, mein würdiger Lothar, wünscht ihr es, meine geschätztesten Serapions-Brüder, mit den saubersten fixen Ideen wechseln. Ich kann mir wie der Professor Titel einbilden, römischer Kaiser, oder wie der Pater Sgambari, Kardinal zu sein. Ich kann wie jene Frau des Trallianus glauben, das Weltall ruhe auf meinem linken Daumen oder meine Nase sei

von Glas und leuchte in den schönsten Farben prismatisch hinauf an Wand und Decke, oder mich wie der kleine Schotte Donald Monro für einen Spiegel halten und alle Blicke, Grimassen, Posituren dessen nachmachen, der mir ins Gesicht schaut. Ja, ich kann überzeugt sein, meine Anima sensitiva habe mir, wie dem Chevalier D'Epernay, den Kopf kahl geschoren, und ich flöße euch nur Respekt ein durch die wenigen Haare, die ich noch auf den Zähnen behalten. — Ihr werdet als würdige Serapions-Brüder all diesen Wahnsinn zu ehren wissen! — Tut das, Leute! und verfallt nicht etwa darauf, mich kurieren und gar Mittel anwenden zu wollen nach der Methode des Börhave, des Merkurialis, des Antius von Amyda, des Friedrich Kraft, des Herrn Richter, welche sämtlich sattsames Prügeln anraten und sanftes Maulschellieren. Und doch wirken Prügel wohltätig auf Verstand und Herz und beleben den Körper zu den wichtigsten Funktionen. — Was wäre aus uns geworden, hätten wir eine einzige Vokabel in den Kopf gebracht in Quinta ohne nützliches Prügeln? — Ja! ich gedenke noch, daß, wie ich in meinem zwölften Jahre Werthers Leiden gelesen hatte, ich mich stracks in ein dreißigjähriges Fräulein verliebte und mich totschießen wollte. Mein Vater heilte glücklich die zu große Reizbarkeit meines Herzens nach Rhases und Valuscus de Taranta, welche eine gute Tracht Schläge auf den H— als ein kräftiges Mittel wider die Liebe empfehlen. Zu gleicher Zeit weinte der Alte heiße Vatertränen vor Freude über die Entdeckung, daß sein Söhnlein wirklich kein Esel sei, denn dieses Tier wird nach bekannter Erfahrung desto verliebter, je mehr und besser man es prügelt! — Und was den Körper anlangt und dessen Funktionen! — O ruft euch doch nur jenen venusinischen Prinzen ins Gedächtnis, dessen Campanella erwähnt! — Der gute Fürst konnte nicht anders zu Stuhle gehn, als wenn er vorher von einem dazu ausdrücklich besoldeten Mann erklecklich abgeprügelt worden!" —

„O aller Fabulanten ergötzlichster Fabulant," rief Theodor,

„du ganzes Geschwornengericht des skurrilen Spaßes, wie lustig verführst du deine Kapriolen und Kurbetten! Aber tue das immerhin. — Blitze hinein, sollte es manchmal zu still und dunkel unter uns werden, mit den absonderlichsten Redensarten und belebe vorzüglich unsern Sylvester, der nach seiner gewöhnlichen Art und Weise bis jetzt noch kein einziges Wort gesprochen."

„Überhaupt", sprach Ottmar, „habe ich mich kaum überzeugen können, daß es wirklich Sylvester ist, der dort auf dem Stuhle sitzt und uns so freundlich anlächelt. Denn ganz unmöglich scheint es mir, daß er so bald seinen ländlichen Aufenthalt verlassen konnte, dessen Vorzüge vor unserer Stadt er so hoch pries, und ich denke immer, am Ende ist es nur ein hübscher Spuk, und Sylvester verschwindet uns plötzlich vor unsern sehenden Augen in den zierlichen Dampfwolken, die er aus dem Zigarro bläst!" —

„Gott behüte und bewahre," rief Sylvester lachend, „glaubst du denn, daß ich friedlicher ruhiger Mann mich umgesetzt habe in einen Hexenkerl, der ehrliche Leute neckt mit seiner werten Person? Glaubst du, daß ich die mindeste Anlage habe zu einem Philadelphia oder Swedenborg? — Beklagst du dich, Theodor, über meine Wortkargheit, so wisse, daß ich gerade heute mit Bedacht den Atem spare, weil ich nichts Geringeres im Sinn trage, als euch eine ziemlich lange Erzählung vorzulesen, zu der mich ein sehr hübsches Bild unseres wackern Karl Kolbe entzündete, und die ich während meines ländlichen Aufenthalts niederschrieb. — Wunderst du dich darüber, Ottmar, daß ich, unerachtet ich die Muße des Landlebens so hoch stelle, doch wieder hieherkam, so bedenke, daß, ist auch das ewige rastlose Gewühl, die leere Geschäftigkeit der großen Stadt meinem ganzen innern Wesen zuwider, ich doch auch dagegen, will ich als Dichter und Schriftsteller bestehen, mancher Anregung bedarf, die ich nur hier finde. Jene Erzählung, die ich für gut halte, wäre nimmermehr entstanden, hätte ich nicht Kolbes Bild auf der Kunstausstellung geschaut, und hätte ich nachher mich nicht der Muße des Landlebens hingegeben."

„Sylveſter hat recht," nahm Lothar das Wort, „wenn er als Schauſpiel-, als Romandichter die Anregungen in dem bunten Gewühl der großen Stadt ſucht und dann dem Geiſt ruhige Muße gönnt, das zu ſchaffen, wozu er angeregt worden. Jenes Bild konnte Sylveſter auch auf dem Lande ſchauen, aber nicht die lebendigen Perſonen, die ſich darumher bewegten und in die hinein jene gemalten Perſonen des Bildes traten. Dichter jener Art dürfen ſich nicht zurückziehen in die Einſamkeit, ſie müſſen in der Welt leben, in der bunteſten Welt, um ſchauen und auffaſſen zu können ihre unendlich mannigfachen Erſcheinungen!" —

„Ha!" rief Vinzenz, „wie jauchzt der Herr von Jaques im Shakeſpeare, als er den Monſieur Probſtein im Walde gefunden? — ‚Ein Narr, ein Narr! — Ich traf 'nen Narren im Walde, 'nen ſcheckigen Narrn — o jämmerliche Welt.' So jauchze ich: ‚Ein Poet! — ein Poet! — ich traf einen Poeten!' — Der taumelte zu hoher Mittagszeit aus dem dritten Weinhauſe, ſchaute hinauf mit den trunkfeuchten Augen zur Sonne, rief begeiſtert: ‚O ſüßes mildes Mondenlicht, wie fallen deine Strahlen in mein Innres hinein und erleuchten ſattſam die ganze Welt, die ich darin hege und pflege! — Wandle vor mir her, wackres Geſtirn, damit ich nach dem Ort hinſteure, wo mir Lebenserfahrung, Menſchenkenntnis zuſtrömt in Fülle zum nützlichen Gebrauch — Charakter! — lebendige Zeichnung ohne Studien nicht möglich — Herrliches Getränk, vortrefflicher Eilfer, der die Herzen erſchließt und die Fantaſie entzündet! — Ja, er lebt in mir, der dort in jenem Zimmer Salami genießt. Es iſt ein großer hagrer Mann, trägt einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, engliſche Stiefel, ſchnupft Tabak aus einer ſchwarzlackierten Doſe, ſpricht geläufig Deutſch und iſt daher unerachtet jener Stiefel und der italieniſchen Wurſt ein deutſcher herrlicher lebensvoller Charakter für meinen neueſten Roman! — Aber, mehr Menſchenkenntnis — mehr Charaktere!' — Und damit lief mein Poet mit günſtigem Winde ein in die Bucht des vierten Weinhauſes!" —

„Schweige," rief Lothar, „schweige, du Olivarius Textdreher! — So nenne ich dich, weil du mir in der Tat meinen ganzen Text verdrehst! — Ich weiß recht gut, was du mit deinem trunknen Poeten, der Lebenserfahrung in den Weinhäusern sammelt, und mit seinem Mann im blauen Frack meinst, und mag über dieses Thema gar nichts mehr sagen. Aber ganz andere Leute glauben ebenfalls, daß sie, haben sie die Persönlichkeit dieses, jenes unbedeutenden Subjekts, das ihnen in den Weg kam, genau abgeschrieben, ins Leben greifende Charaktere aufstellten. Mit dem besonderen Zopf, den dieser, jener alte Mann trägt, mit der Farbe, in die sich dieses, jenes Mädchen kleidet, ist es noch gar nicht getan. Es gehört ein eigner Sinn, ein durchdringender Blick dazu, die Gestalten des Lebens in ihrer tieferen Eigentümlichkeit zu erschauen, und auch mit diesem Erschauen ist es noch nicht getan. All die aufgefaßten Bilder, wie sie im ewigen bunten Wechsel sich ihm zeigten, bringt der Geist, der in dem wahren Dichter wohnt, erst auf die Kapelle, und wie aus dem Niederschlag des chemischen Prozesses gehen als Substrat die Gestalten hervor, die der Welt, dem Leben in seiner ganzen Extension angehören. Das sind die wunderbaren Personen, die ohne Rücksicht auf Ort, auf Zeit ein jeder kennt, mit denen ein jeder befreundet ist, die fort und fort unter uns lebendig wandeln! — Darf ich wohl des herrlichen Sancho Pansa, des Falstaff erwähnen? — Und weil du, Vinzenz, gerade vom blauen Frack sprachst, es ist wohl ein eigen Ding, daß die Gestalt, die der wahre Dichter auf jene Weise schuf, sich von selbst ganz artig und ihrem Charakter gemäß kleidet." — „Ei," sprach Ottmar, „das ist im Leben auch nicht anders. Gewiß haben wir alle bei irgendeiner besondern Erscheinung, die uns in den Weg trat, sehr lebhaft gefühlt, daß der Mann vermöge seines ganzen Wesens nun ganz unmöglich eine andere Mütze, einen andern Hut, einen anderen Rock tragen dürfe, als wie er ihn eben trägt. Daß dies geschieht, ist eben nicht so wunderbar, als daß wir es erkennen."

„Liegt," unterbrach Cyprian den Freund, „liegt es denn aber nicht bloß in unserer Erkenntnis, daß es geschieht?" – „Oh Spitzfündigkeit ohnegleichen," rief Vinzenz. „Und," sprach Sylvester mit lebhafterem Ton, als es sonst seine Art war, „und alles, was Lothar behauptet, ist doch so wahr, so recht aus meiner Seele genommen. – Vergeßt aber nicht, daß nächst unserm erquicklichen Zusammensein ich auch auf dem Lande einen Genuß entbehre, der mein ganzes Wesen, es ganz und gar durchdringend, hoch erhebt. Ich meine nichts anders als die mannigfachen musikalischen Produktionen, die Aufführungen der herrlichsten Meisterwerke des Gesanges. Erst heute hat mich Beethovens Messe, die, wie ihr wißt, in der katholischen Kirche aufgeführt wurde, wahrlich im höchsten Sinn des Worts ergriffen."

„Und das", sprach Cyprian mürrisch, „verwundert mich nur deshalb nicht, weil dir, Sylvester, die Entbehrung dergleichen Dinge im bessern Licht erscheinen läßt. Dem Hungrigen schmeckt die geringere Kost. Denn, aufrichtig gesagt, Beethoven hat in seinem Hochamt eine gar hübsche, auch wohl geniale Musik geliefert, aber nur durchaus kein Hochamt. – Wo ist der strenge Kirchenstil geblieben!" –

„Ich weiß es schon," nahm Theodor das Wort, „du Cyprian! statuierst nur die alten Tonsetzer, erschrickst in der Kirchen-Partitur vor allen schwarzen Noten und treibst die Strenge gegen alles Neuere bis zur Ungerechtigkeit."

„Wahr ist es indessen," sprach Lothar, „daß in Beethovens Messe mir vieles zu jubilierend, zu irdisch jauchzend klingt. Überhaupt möcht' ich wissen, worin die völlige miteinander kontrastierende Verschiedenheit des Geistes liegt, in dem die Meister die einzelnen Sätze des Hochamts komponiert haben?"

„Ei," rief Sylvester, „das ist es auch, was mir so oft als unerklärlich aufgefallen ist. Man sollte meinen, daß z. B. die Worte: Benedictus qui venit in nomine domini nur auf

gleiche fromme ruhige Weise gesetzt werden könnten, und doch weiß ich nicht allein, daß diese Worte von den größten Meistern in ganz verschiedenem Charakter komponiert worden sind, sondern auch daß, von den verschiedensten Empfindungen durchdrungen, ich niemals die Komposition dieses, jenes großen Mannes als verfehlt zu verwerfen vermochte. — Theodor könnte uns hierüber aufklären."

„Das wollte ich wohl," sprach Theodor, „so gut ich's vermag, aber ich müßte euch eine kleine Abhandlung vortragen, die mit ihrem Ernst sonderbar abstechen würde gegen die lustige Weise, in der heute unsere Versammlung begann."

„Ist es", erwiderte Ottmar, „ist es denn nicht eben recht serapionsmäßig, daß Ernst und Scherz wechsele? Sprich dich daher nur getrost aus, Theodor, über einen Gegenstand, der uns alle, nehme ich etwa unsern Vinzenz aus, der nichts von der Musik versteht, höchlich interessiert. — Ich bitte auch den neuen Serapions-Bruder Vinzenz, daß er den skurrilen Spaß, der ihm eben auf den Lippen schwebt, verschlucke und unsern Redner nicht unterbreche!" —

„O Serapion!" seufzte Vinzenz mit aufwärts gerichtetem Blick; Theodor begann aber ohne weiteres in folgender Art:

„Das Gebet, die Andacht, regt gewiß das Gemüt nach seiner eigentümlich in ihm herrschenden oder auch augenblicklichen Stimmung, wie sie von physischem oder psychischem Wohlsein oder von ebensolchem Leiden erzeugt wird, auf. Bald ist daher die Andacht innere Zerknirschung bis zur Selbstverachtung und Schmach, Hinsinken in den Staub vor dem vernichtenden Blitzstrahl des dem Sünder zürnenden Herrn der Welten, bald kräftige Erhebung zu dem Unendlichen, kindliches Vertrauen auf die göttliche Gnade, Vorgefühl der verheißenen Seligkeit. Die Worte des Hochamts geben in einem Zyklus nur den Anlaß, höchstens den Leitfaden der Erbauung, und in jeder Stimmung werden sie den richtigen Anklang in der Seele erwecken. Im Kyrie wird

die Barmherzigkeit Gottes angerufen; das Gloria preiset seine Allmacht und Herrlichkeit, das Credo spricht den Glauben aus, auf den die fromme Seele fest bauet, und nachdem im Sanktus und Benediktus die Heiligkeit Gottes erhoben und Segen denen verheißen worden, die voll Vertraun sich ihm nahen, wird im Agnus und im Dona noch zum Mittler gefleht, daß er Beruhigung und seinen Frieden schenke der frommen glaubenden, hoffenden Seele. Schon dieser Allgemeinheit wegen, die der tieferen Beziehung, der inneren Bedeutung, welche ein jeder nach seiner individuellen Gemütsstimmung hineinlegt, nicht vorgreift, schmiegt sich der Text der mannigfaltigsten musikalischen Behandlung an, und eben deshalb gibt es so ganz in Charakter und Haltung voneinander abweichende Kyrie, Gloria u. s. w. Man vergleiche nur z. B. die beiden Kyrie in den Messen aus E-Dur und D-Moll von Joseph Haydn und ebenso seine Benediktus. — Schon hieraus folgt, daß der Komponist, der, wie es stets sein sollte, von wahrer Andacht begeistert zur Komposition eines Hochamts schreitet, die individuelle religiöse Stimmung seines Gemüts, der sich jedes Wort willig schmiegt, vorherrschen und sich durch das Miserere, Gloria, Qui tollis u. s. w. nicht zum bunten Gemisch des herzzerschneidendsten Jammers der zerknirschten Seele mit jubilierendem Geklingel verleiten lassen wird. Alle Arbeiten dieser letzten Art, wie sie in neuerer Zeit auf höchst frivole Weise *gemacht* wurden, sind Mißgeburten von einem unreinen Gemüt erzeugt, die ich ebenso lebhaft verwerfe als Cyprian. Aber hohe Bewundrung zolle ich den herrlichen Kirchen-Kompositionen Michael und Joseph Haydns, Hasses, Naumanns u. a., ohne der alten Werke der frommen italienischen Meister (Leo, Durante, Benevoli, Perti u. a.) zu vergessen, deren hohe würdige Einfachheit, deren wunderbare Kunst, ohne bunte Ausweichungen eingreifend ins Innerste zu modulieren, in neuerer und neuester Zeit ganz verloren gegangen zu sein scheint Daß, ohne an dem ursprünglichen reinen Kirchenstil schon deshalb festhalten zu wollen

weil das Heilige den bunten Schmuck irdischer Spitzfündigkeiten verschmäht, auch schon jene einfache Musik in der Kirche musikalisch mehr wirkt, ist nicht zu bezweifeln, da die Töne, je schneller sie aufeinander folgen, desto mehr im hohen Gewölbe verhallen und das Ganze undeutlich und unverständlich machen. Daher zum Teil die große Wirkung des Chorals in der Kirche. Mit dir, Cyprian, räume ich auch den erhabenen Kirchengesängen aus der älteren Zeit schon ihres wahrhaft heiligen, immer festgehaltenen Stils halber den Vorzug vor der neueren Kirchenmusik unbedingt ein, indessen bin ich doch der Meinung, daß man mit dem Reichtum, den die Musik, was hauptsächlich die Anwendung der Instrumente betrifft, in neuerer Zeit erworben, in der Kirche zwar nicht prunkenden Staat treiben dürfe, ihn doch aber auf edle, würdige Weise anwenden könne. Das gewagte Gleichnis, daß die ältere Kirchenmusik der Italiener sich zu der neueren deutschen verhalte wie die Peterskirche zum Straßburger Münster, möchte ziemlich treffend sein. Die grandiosen Verhältnisse jenes Baues erheben das Gemüt, indem sie kommensurabel bleiben; aber mit einer seltsamen inneren Beunruhigung staunt der Beschauer den Münster an, der sich in den kühnsten Windungen, in den sonderbarsten Verschlingungen bunter fantastischer Figuren und Zieraten hoch in die Lüfte erhebt. Allein selbst diese Unruhe regt ein das Unbekannte, das Wunderbare ahnendes Gefühl auf, und der Geist überläßt sich willig dem Traume, in dem er das Überirdische, das Unendliche zu erkennen glaubt. Nun! und eben dies ist ja der Eindruck des Rein-Romantischen, wie es in Mozarts, in Haydns Kompositionen lebt und webt. — Daß es jetzt einem Komponisten nicht so leicht gelingen wird, in jenem hohen einfachen Stil der alten Italiener einen Kirchen-Gesang zu setzen, ist leicht zu erklären. Nicht daran denken will ich, daß der wahrhafte fromme Glaube, der jenen Meistern die Kraft gab, das Heiligste in hohen würdigen Tönen zu verkünden, wohl selten in dem Gemüt des Künstlers aus der neuesten Zeit wohnen

dürfte, ich will nur des Unvermögens, das der Mangel des wahren Genies herbeiführt, und dann ebenso des Mangels an Selbstverleugnung erwähnen. Regt nicht in der höchsten Einfachheit der tiefe Genius seine kräftigsten Schwingen? Wer aber läßt auch nicht gern den Reichtum, der ihm zu Gebote steht, vor aller Augen glänzen und ist zufrieden mit dem Beifall des einzelnen Kenners, dem auch ohne Prunk das Gediegene das Liebste oder vielmehr das einzig Liebe ist? Dadurch, daß man anfing, sich überall derselben Mittel des Ausdrucks zu bedienen, ist es nun beinahe dahin gekommen, daß es gar keinen Stil mehr gibt. In der komischen Oper hört man oft feierliche, gravitätisch daherschreitende Sätze, in der ernsten Oper tändelnde Liedchen und in der Kirche Oratorien und Ämter nach Opernzuschnitt. Aber es gehört auch eine seltene Tiefe des Geistes, ein hoher Genius dazu, selbst bei der Anwendung des figuriertesten Gesanges, des ganzen Reichtums der Instrumente ernst und würdevoll, kurz kirchenmäßig zu bleiben. Mozart, so galant er in seinen beiden bekannteren Messen aus C-Dur ist, hat im Requiem jene Aufgabe herrlich gelöst: es ist dies in Wahrheit eine romantisch heilige Musik, aus dem Innersten des Meisters hervorgegangen. Wie vortrefflich auch Haydn in manchem seiner Ämter von dem Heiligsten und Erhabensten in herrlichen Tönen redet, darf ich wohl nicht erst sagen, obgleich man ihm mit Recht hier und da manche Spielerei vorwerfen mag. — Sowie ich nur vernahm, Beethoven habe ein Amt gesetzt, ehe ich eine Note davon gehört oder gelesen hatte, vermutete ich gleich, daß, was Stil und Haltung betrifft, der Meister sich den alten Joseph zum Vorbilde nehmen würde. Und doch fand ich mich getäuscht in Ansehung dessen, wie Beethoven die Worte des Hochamts aufgefaßt hat. Beethovens Genius bewegt sonst gern die Hebel des Schauers, des Entsetzens. So, dachte ich, würde auch die Anschauung des Überirdischen sein Gemüt mit innerem Schauer erfüllen und er dies Gefühl in Tönen aussprechen. Im Gegenteil hat aber das

ganze Amt den Ausdruck eines kindlich heitern Gemüts, das, auf seine Reinheit bauend, gläubig der Gnade Gottes vertraut und zu ihm fleht wie zu dem Vater, der das Beste seiner Kinder will und ihre Bitten erhört. Nächst diesem allgemeinen Charakter der Komposition ist die innere Struktur sowie die verständige Instrumentierung, wenn man nur einmal von der Tendenz, wie ich sie erst hinsichts des in der Kirche anzuwendenden musikalischen Reichtums aufstellte, ausgeht, ganz des genialen Meisters würdig."

„Aber eben diese Tendenz", nahm Cyprian das Wort, „ist nach meiner Überzeugung ganz verkehrt und kann zur ruchlosen Entheiligung des Höchsten führen. — Laß mich es sagen, wie ich über Kirchenmusik denke, und du wirst finden, daß ich wenigstens mit mir selbst darüber ganz im reinen bin. — Keine Kunst, glaube ich, geht so ganz und gar aus der inneren Vergeistigung des Menschen hervor, keine Kunst bedarf nur einzig rein geistiger ätherischer Mittel als die Musik. Die Ahnung des Höchsten und Heiligsten, der geistigen Macht, die den Lebensfunken in der ganzen Natur entzündet, spricht sich hörbar aus im Ton, und so wird Musik, Gesang der Ausdruck der höchsten Fülle des Daseins — Schöpferlob! — Ihrem innern eigentümlichen Wesen nach ist daher die Musik religiöser Kultus und ihr Ursprung einzig und allein in der Religion, in der Kirche zu suchen und zu finden. Immer reicher und mächtiger ins Leben tretend schüttete sie ihre unerschöpflichen Schätze aus über den Menschen, und auch das Profane durfte sich dann wie mit kindischer Lust in dem Glanz putzen, mit dem sie nun das Leben selbst in all seinen kleinen und kleinlichen irdischen Beziehungen durchstrahlte. Aber selbst das Profane erschien in diesem Schmuck wie sich sehnend nach dem göttlichen höheren Reich und strebend, einzutreten in seine Erscheinungen. — Eben dieses ihres eigentümlichen Wesens halber konnte die Musik nicht das Eigentum der antiken Welt sein, wo alles auf sinnliche Verleiblichung ausging, sondern mußte dem modernen Zeitalter angehören. Die beiden

einander entgegengesetzten Pole des Heidentums und des Christentums sind in der Kunst die Plastik und die Musik. Das Christentum vernichtete jene und schuf diese sowie die ihr zunächst stehende Malerei. In der Malerei kannten die Alten weder Perspektive noch Kolorit, in der Musik weder Melodie noch Harmonie. Melodie nehme ich im höhern Sinn als Ausdruck des inneren Affekts, ohne Rücksicht auf Worte und ihren rhythmischen Verhalt. Aber es ist nicht diese Mangelhaftigkeit, die etwa nur die geringere Stufe, auf der damals Musik und Malerei standen, bezeichnet, sondern, wie in unfruchtbarem Boden ruhend, nicht entfalten konnte sich der Keim dieser Künste, der im Christentum herrlich aufging und Blüten und Früchte trug in üppiger Fülle. Beide Künste, Musik und Malerei, behaupteten in der antiken Welt nur scheinbar ihren Platz: sie wurden von der Gewalt der Plastik erdrückt, oder vielmehr in den gewaltigen Massen der Plastik konnten sie keine Gestalt gewinnen; beide Künste waren nicht im mindesten das, was wir jetzt Malerei und Musik nennen, sowie die Plastik durch die jeder Verleiblichung entgegenstrebende Tendenz der christlichen Welt, gleichsam zum Geistigen verflüchtigt, aus dem körperlichen Leben entwich. Aber selbst der erste Keim der heutigen Musik, in dem das heilige, nur der christlichen Welt auflösbare Geheimnis verschlossen, konnte schon der antiken Welt nur nach seiner eigentümlichsten Bestimmung, d. h. zum religiösen Kultus, dienen. Denn nichts anders als dieser waren ja selbst in der frühsten Zeit ihre Dramen, welche Fest-Darstellungen der Leiden und Freuden eines Gottes enthielten. Die Deklamation wurde von Instrumentisten unterstützt, und schon dieses beweiset, daß die Musik der Alten rein rhythmisch war, wenn sich nicht auch anderweitig dartun ließe, daß, wie ich schon vorhin sagte, Melodie und Harmonie, die beiden Angeln, in denen sich unsere Musik bewegt, der antiken Welt unbekannt blieben. Mag es daher sein, daß Ambrosius und später Gregor um das Jahr fünfhundertund-

einundneunzig antike Hymnen den christlichen Hymnen zum Grunde legten, und daß wir die Spuren jenes bloß rhythmischen Gesanges noch in dem sogenannten Canto Fermo, in den Antiphonien antreffen: so heißt das doch nichts anders, als daß sie den Keim, der ihnen überkommen, benutzten, und es bleibt gewiß, daß das tiefere Beachten jener antiken Musik nur für den forschenden Antiquar Interesse haben kann, den ausübenden praktischen Komponisten ging aber die heiligste Tiefe seiner herrlichen echt christlichen Kunst erst da auf, als in Italien das Christentum in seiner höchsten Glorie strahlte und die hohen Meister in der Weihe göttlicher Begeisterung das heiligste Geheimnis der Religion in herrlichen, nie gehörten Tönen verkündeten. — Merkwürdig ist es, daß bald nachher, als Guido von Arezzo tiefer in die Geheimnisse der Tonkunst eingedrungen, diese den Unverständigen ein Gegenstand mathematischer Spekulationen und so ihr eigentümliches inneres Wesen, als es kaum begonnen sich zu entfalten, verkannt wurde. Die wunderbaren Laute der Geistersprache waren erwacht und hallten hin über die Erde; schon war es gelungen, sie festzubannen, die Hieroglyphe des Tons in seiner melodischen und harmonischen Verkettung war gefunden. Ich meine die Musikschrift der Noten. Aber nun galt die Bezeichnung für das Bezeichnete selbst; die Meister vertieften sich in harmonische Künsteleien, und auf diese Weise hätte die Musik, zur spekulativen Wissenschaft entstellt, aufhören müssen, Musik zu sein. Der Kultus wurde, als endlich jene Künsteleien aufs Höchste gestiegen waren, durch das, was sie ihm als Musik aufdrang, entweiht, und doch war dem von der heiligen Kunst durchdrungenen Gemüt nur die Musik wahrer Kultus. So konnte es also nur ein kurzer Kampf sein, der mit dem glorreichen Siege der ewigen Wahrheit über das Unwahre endete. Ausgesöhnt mit der Kunst wurde der Papst Marcellus der Zweite, der im Begriff stand, alle Musik aus den Kirchen zu verbannen, so aber dem Kultus den herrlichsten Glanz zu rauben, als der hohe Meister Palestrina ihm die heiligen

Wunder der Tonkunst in ihrem eigentümlichsten Wesen erschloß. Auf immer wurde nun die Musik der eigentlichste Kultus der katholischen Kirche, und so war damals die tiefste Erkenntnis jenes innern Wesens der Tonkunst in dem frommen Gemüt der Meister aufgegangen, und in wahrhaftiger heiliger Begeisterung strömten aus ihrem Innern ihre unsterblichen unnachahmlichen Gesänge. Du weißt, Theodor, daß die sechsstimmige Messe, die Palestrina damals (es war ja wohl im Jahr 1555?) komponierte, um dem erzürnten Papst wahre Musik hören zu lassen, unter dem Namen Missa Papae Marcelli sehr bekannt geworden ist. Mit Palestrina hob unstreitig die herrlichste Periode der Kirchenmusik, mithin der Musik überhaupt, an, die sich beinahe zweihundert Jahre bei immer zunehmendem Reichtum in ihrer frommen Würde und Kraft erhielt, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß schon in dem ersten Jahrhundert nach Palestrina jene hohe unnachahmliche Einfachheit und Würde sich in eine gewisse Eleganz verlor, um die sich die Komponisten bemühten. Welch ein Meister ist Palestrina! — Ohne allen Schmuck, ohne melodischen Schwung folgen in seinen Werken meistens vollkommen konsonierende Akkorde aufeinander, von deren Stärke und Kühnheit das Gemüt mit unnennbarer Gewalt ergriffen und zum Höchsten erhoben wird. — Die Liebe, der Einklang alles Geistigen in der Natur, wie er dem Christen verheißen, spricht sich aus im Akkord, der daher auch erst im Christentum zum Leben erwachte, und so wird der Akkord, die Harmonie, Bild und Ausdruck der Geistergemeinschaft, der Vereinigung mit dem Ewigen, dem Idealen, das über uns thront und doch uns einschließt. Am reinsten, heiligsten, kirchlichsten muß daher die Musik sein, welche nur als Ausdruck jener Liebe aus dem Innern aufgeht, alles Weltliche nicht beachtend und verschmähend. So sind aber Palestrinas einfache, würdevolle Werke, die, in der höchsten Kraft der Frömmigkeit und Liebe empfangen, das Göttliche verkünden mit Macht und Herrlichkeit. Auf seine Musik paßt eigentlich das, womit

die Italiener das Werk manches, gegen ihn seichten, ärmlichen Komponisten bezeichneten; es ist wahrhafte Musik aus der andern Welt — Musica del' altro mondo.

Die Folge konsonierender, vollkommener Dreiklänge ist uns jetzt in unserer Verweichlichung so fremd geworden, daß mancher, dessen Gemüt dem Heiligen ganz verschlossen, darin nur die Unbehülflichkeit der technischen Struktur erblickt. Indessen auch selbst von jeder höheren Ansicht abgesehen, nur das beachtend, was man im Kreise des Gemeinen Wirkung zu nennen pflegt, liegt es am Tage, daß, wie du schon erst bemerktest, Theodor! in der Kirche, in dem großen weithallenden Gebäude, gerade alles Verschmelzen durch Übergänge, durch kleine Zwischennoten die Kraft des Gesanges bricht. In Palestrinas Musik trifft jeder Akkord den Zuhörer mit der ganzen Gewalt, und die künstlichsten Modulationen werden nie so wie eben jene kühnen, gewaltigen, wie blendende Strahlen hereinbrechenden Akkorde auf das Gemüt zu wirken vermögen. Palestrina ist einfach, wahrhaft, kindlich fromm, stark und mächtig, echt christlich in seinen Werken wie in der Malerei Pietro von Cortona und unser Albrecht Dürer. Sein Komponieren war Religions-Übung. Doch will ich auch nicht der hohen Meister Caldara, Bernabei, Scarlatti, Marcello, Lotti, Porpora, Bernardo, Leo, Valotti u. a. vergessen, die alle sich einfach, würdig und kräftig erhielten. — Lebhaft geht in diesem Augenblick die Erinnerung an die siebenstimmige alla capella gesetzte Messe des Alessandro Scarlatti in mir auf, die du einmal, Theodor, unter deiner Leitung von deinen guten Schülern und Schülerinnen singen ließest. Dies Hochamt ist ein Muster des wahren mächtigen Kirchenstils, unerachtet es schon den melodischen Schwung, den die Musik zu der Zeit (1705) gewonnen, in sich hat."

„Und", sprach Theodor, „des mächtigen Händel, des unnachahmlichen Hasse, des tiefsinnigen Sebastian Bach gedenkst du gar nicht?"

„Ei," erwiderte Cyprian, „diese rechne ich eben noch ganz zu der heiligen Schar, deren Inneres die Kraft des Glaubens stärkte und der Liebe. Eben diese Kraft schuf die Begeisterung, in der sie in Gemeinschaft traten mit dem Höheren und entflammt wurden zu den Werken, die nicht weltlicher Absicht dienen, sondern nur Lob und Preis der Religion, des höchsten Wesens, sein sollten. Daher tragen jene Werke das Gepräge der Wahrhaftigkeit, und kein ängstliches Streben nach sogenannter Wirkung, keine gesuchte Spielerei und Nachäffung entweiht das rein vom Himmel Empfangene, daher kommt nichts vor von den sogenannten frappierenden Modulationen, von den bunten Figuren, von den weichlichen Melodien, von dem kraftlosen verwirrenden Geräusch der Instrumente, das den Zuhörer betäuben soll, damit er die innere Leere nicht bemerke, und daher wird nur von den Werken dieser Meister und der wenigen, die noch in neuerer Zeit treue Diener der von der Erde verschwundenen Kirche blieben, das fromme Gemüt wahrhaft erhoben und erbaut. Ich will auch hier des herrlichen Meisters Fasch gedenken, der der alten frommen Zeit angehört, und dessen tiefsinnige Werke nach seinem Tode von der leichtsinnigen Menge so wenig beachtet wurden, daß die Herausgabe seiner sechzehnstimmigen Messe aus Mangel an Unterstützung nicht einmal zustande kam." —

„Sehr unrecht tust du mir, Theodor! wenn du glaubst, daß mein Sinn verschlossen ist für die neuere Musik. Haydn, Mozart, Beethoven entfalteten in der Tat eine neue Kunst, deren Keim sich wohl eben erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zeigte. Daß der Leichtsinn, der Unverstand mit dem erworbenen Reichtum übel haushaltete, daß endlich Falschmünzer ihrem Rauschgolde das Ansehen der Gediegenheit geben wollten, war nicht die Schuld jener Meister, in denen sich der Geist herrlich offenbarte. Wahr ist es, daß beinahe in eben dem Grade, als die Instrumental-Musik stieg, der Gesang vernachlässigt wurde, und daß mit dieser Vernachlässigung jenes völlige

Ausgehn der guten Chöre, das von mancher kirchlichen Einrichtung (Aufhebung der Klöster u. s. w.) herrührte, gleichen Schritt hielt; daß es unmöglich ist, jetzt zu Palestrinas Einfachheit und Größe zurückzukehren, bleibt ausgemacht, inwiefern aber der neu erworbene Reichtum ohne Ostentation in die Kirche getragen werden darf, das fragt sich noch. — Nun! — immer weiter fort und fort treibt der waltende Weltgeist; nie kehren die verschwundenen Gestalten, so wie sie sich in der Lust des Lebens bewegten, wieder: aber ewig, unvergänglich ist das Wahrhaftige, und eine wunderbare Geistergemeinschaft schmiegt ihr geheimnisvolles Band um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Noch leben geistig die alten hohen Meister; nicht verklungen sind ihre Gesänge: nur nicht vernommen wurden sie im brausenden, tosenden Geräusch des ausgelassenen wilden Treibens, das über uns einbrach. Mag die Zeit der Erfüllung unseres Hoffens nicht mehr fern sein, mag ein frommes Leben in Friede und Freudigkeit beginnen und die Musik frei und kräftig ihre Seraphsschwingen regen, um aufs neue den Flug zu dem Jenseits zu beginnen, das ihre Heimat ist, und von welchem Trost und Heil in die unruhvolle Brust des Menschen hinabstrahlt!" —

Cyprian sprach die letzten Worte mit einer Salbung, die deutlich erkennen ließ, daß alles wahrhaft aus seinem Innern strömte. Von seiner Rede tief ergriffen, schwiegen die Freunde einige Augenblicke, dann begann Sylvester: „In der Tat, ohne Musiker zu sein, wie ihr, Theodor und Cyprian, es seid, habe ich doch alles, was ihr über Beethovens Messe und über Kirchenmusik überhaupt gesagt, sehr gut verstanden. So wie du, Cyprian, aber klagst, daß es beinahe gar keinen eigentlichen Kirchen-Komponisten mehr gibt, so möcht' ich behaupten, daß jetzt schwer ein Dichter zu finden sein möchte, der einen würdigen Kirchentext schreibt."

„Sehr wahr," nahm Theodor das Wort, „und eben der deutsche Text, den man der Beethovenschen Messe untergelegt hat, beweiset dieses nur zu sehr. Die drei Hauptteile des Hochamts

sind bekanntlich das Kyrie, das Credo und das Sanktus. Zwischen dem ersten und zweiten tritt das Graduale (meistens eine Kirchensymphonie), zwischen dem zweiten und dritten das Offertorium (gewöhnlich als Kirchen-Arie behandelt) ein."

„So ist, wahrscheinlich um der herrlichen Musik auch in protestantischen Kirchen, ja wohl sogar in Konzertsälen Eingang zu verschaffen, auch in der deutschen Bearbeitung das Ganze in drei Hymnen geteilt. Was aber die Worte betrifft, so mußten sie, um den Sinn, die Bedeutung des Ganzen nicht zu verletzen, so einfach als möglich und zwar am besten und kräftigsten rein biblisch sein. Händel ließ bekanntlich dem Bischof, der sich erbot, ihm den Text zum Messias zu dichten, sagen, ob die Eminenz denn sich getraue, bessere Worte zu ersinnen, als er, Händel, sie in der Bibel finde. Richtiger wurde nie die wahre Tendenz der Kirchentexte ausgesprochen. Was ist in der Beethovenschen Messe aus dem einfachen Kyrie eleison, Christe eleison geworden? — da heißt es:

Tief im Staub anbeten wir
Dich den ew'gen Weltenherrscher,
Dich den Allgewaltigen.
Wer kann dich nennen, wer dich fassen?
Unendlicher! — Ach unermessen,
Unnennbar ist deine Macht!
Wir stammeln nur mit Kindeslallen
Den Namen Gott! —"

„Das ist", rief Sylvester, „modern, gesucht, preziös und weitschweifig zu gleicher Zeit. Überhaupt muß ich bekennen, daß mir das innere Wesen der alten lateinischen Hymnen ganz unerreichbar scheint, und daß mir selbst die Übersetzungen, die vortreffliche Dichter versucht haben, keineswegs gnügen. Die treuste Übersetzung klingt oft wenigstens wunderlich wie z. B. Ave maris stella: Meerstern, ich dich grüße!" —

„Ebendaher", sprach Theodor, „würd' ich mich nie entschließen

können, hab' ich es im Sinn, Kirchenmusik zu setzen, von jenen alten Hymnen abzulassen."

„Aber nun," rief Vinzenz, indem er vom Stuhle aufsprang, „nun verbanne ich, ein zweiter ergrimmter Papst Marcellus, alles fernere Gespräch über Musik aus der Kapelle des heiligen Serapion! — Ihr habt beide sehr schön gesprochen, du sowohl, Theodor, als du, Cyprian; aber dabei laßt es bewenden; kehren wir zur alten Ordnung zurück, auf die eben ich als Neuling ganz erstaunlich halte!" —

„Vinzenz", nahm Lothar das Wort, „hat recht. Für musikalische Laien waren eure Abhandlungen eben nicht ganz genießbar, und daher ist es gut, daß wir sie abbrechen. Sylvester soll uns nun die Erzählung vorlesen, die er uns mitgebracht."

Die Freunde stimmten ein in Lothars Begehren, und Sylvester begann ohne weiteres in folgender Art.

Meister Martin, der Küfner, und seine Gesellen

Wohl mag dir auch, geliebter Leser! das Herz aufgehen in ahnungsvoller Wehmut, wenn du über eine Stätte wandelst, wo die herrlichen Denkmäler altdeutscher Kunst wie beredte Zeugen den Glanz, den frommen Fleiß, die Wahrhaftigkeit einer schönen vergangenen Zeit verkünden. Ist es nicht so, als träteſt du in ein verlassenes Haus? — Noch liegt aufgeschlagen auf dem Tische das fromme Buch, in dem der Hausvater gelesen, noch ist das reiche bunte Gewebe aufgehängt, das die Hausfrau gefertigt; allerlei köstliche Gaben des Kunstfleißes, an Ehrentagen beschert, stehen umher in saubern Schränken. Es ist, als werde nun gleich einer von den Hausgenossen eintreten und mit treuherziger Gastlichkeit dich empfangen. Aber vergebens warteſt du auf die, welche das ewig rollende Rad der Zeit fortriß, du magst dich denn überlassen dem süßen Traum, der dir die alten Meister zu-

führt, die zu dir reden fromm und kräftig, daß es dir recht durch Mark und Bein dringt. Und nun verstehst du erst den tiefen Sinn ihrer Werke, denn du lebst in ihrer Zeit und hast die Zeit begriffen, welche Meister und Werk erzeugen konnte. Doch ach! geschieht es nicht, daß die holde Traumgestalt eben, als du sie zu umpfangen gedachtest mit liebenden Armen, auf lichten Morgenwolken scheu entflieht vor dem polternden Treiben des Tages und du, brennende Tränen im Auge, dem immer mehr verbleichenden Schimmer nachschauest? — So erwachst du auch plötzlich, hart berührt von dem um dich wogenden Leben, aus dem schönen Traum, und nichts bleibt dir zurück als die tiefe Sehnsucht, welche mit süßen Schauern deine Brust durchbebt.

Solche Empfindungen erfüllten den, der für dich, geliebter Leser! diese Blätter schreibt, jedesmal, wenn ihn sein Weg durch die weltberühmte Stadt Nürnberg führte. Bald vor dem wundervollen Bau des Brunnens am Markte verweilend, bald das Grabmal in St. Sebald, das Sakramenthäuslein in St. Laurenz, bald auf der Burg, auf dem Rathause Albrecht Dürers tiefsinnige Meisterwerke betrachtend, gab er sich ganz hin der süßen Träumerei, die ihn mitten in alle Herrlichkeit der alten Reichsstadt versetzte. Er gedachte jener treuherzigen Verse des Paters Rosenblüth:

O Nürnberg, du edler Fleck,
Deiner Ehren Bolz steckt am Zweck,
Den hat die Weisheit daran geschossen,
Die Wahrheit ist in dir entsprossen.

Manches Bild des tüchtigen Bürgerlebens zu jener Zeit, wo Kunst und Handwerk sich in wackerm Treiben die Hände boten, stieg hell empor und prägte sich ein dem Gemüt mit besonderer Lust und Heiterkeit. Laß es dir nun gefallen, geliebter Leser! daß eins dieser Bilder vor dir aufgestellt werde. Vielleicht magst du es mit Behaglichkeit, ja wohl mit gemütlichem Lächeln anschauen, vielleicht wirst du selbst heimisch in Meister Martins Hause und verweilst gern bei seinen Kufen und Kannen. Nun! —

dann geschähe ja das wirklich, was der Schreiber dieser Blätter so recht aus Grund des Herzens wünscht.

Wie Herr Martin zum Kerzenmeister erwählt wurde und sich dafür bedankte.

Am ersten Mai des Jahres eintausendfünfhundertundachtzig hielt die ehrsame Zunft der Böttcher, Küper oder Küfner in der freien Reichsstadt Nürnberg, alter Sitte und Gewohnheit gemäß, ihre feierliche Gewerks-Versammlung. Kurze Zeit vorher war einer der Vorsteher oder sogenannten Kerzenmeister zu Grabe getragen worden, deshalb mußte ein neuer gewählt werden. Die Wahl fiel auf den Meister Martin. In der Tat mochte es beinahe keiner ihm gleich tun an festem und zierlichem Bau der Fässer, keiner verstand sich so wie er auf die Weinwirtschaft im Keller, weshalb er denn die vornehmsten Herren unter seinen Kunden hatte und in dem blühendsten Wohlstande, ja wohl in vollem Reichtum lebte. Deshalb sprach, als Meister Martin gewählt worden, der würdige Ratsherr Jacobus Paumgartner, der der Zunft als Handwerksherr vorstand: „Ihr habt sehr wohl getan, meine Freunde! den Meister Martin zu euerm Vorsteher zu erkiesen, denn in bessern Händen kann sich gar nicht das Amt befinden. Meister Martin ist hochgeachtet von allen, die ihn kennen, ob seiner großen Geschicklichkeit und seiner tiefen Erfahrnis in der Kunst, den edlen Wein zu hegen und zu pflegen. Sein wackrer Fleiß, sein frommes Leben trotz alles Reichtums, den er erworben, mag euch allen zum Vorbilde dienen. So seid denn, mein lieber Meister Martin, vieltausendmal begrüßt als unser würdiger Vorsteher!" Mit diesen Worten stand Paumgartner von seinem Sitze auf und trat einige Schritte vor mit offnen Armen, erwartend, daß Meister Martin ihm entgegenkommen werde. Dieser stemmte denn auch alsbald beide Arme auf die Stuhllehnen und erhob sich langsam und schwerfällig, wie es sein wohlgenährter

Körper nur zulassen wollte. Dann schritt er ebenso langsam hinein in Paumgartners herzliche Umarmung, die er kaum erwiderte. „Nun," sprach Paumgartner darob etwas befremdet, „nun, Meister Martin, ist's Euch etwa nicht recht, daß wir Euch zu unserm Kerzenmeister erwählet?" — Meister Martin warf, wie es seine Gewohnheit war, den Kopf in den Nacken, fingerte mit beiden Händen auf dem dicken Bauche und schaute mit weit aufgerissenen Augen, die Unterlippe vorgekniffen, in der Versammlung umher. Dann fing er, zu Paumgartner gewendet, also an: „Ei, mein lieber würdiger Herr, wie sollt' es mir denn nicht recht sein, daß ich empfange, was mir gebührt. Wer verschmäht es, den Lohn zu nehmen für wackere Arbeit, wer weiset den bösen Schuldner von der Schwelle, der endlich kömmt, das Geld zu zahlen, das er seit langer Zeit geborgt. Ei, ihr lieben Männer," (so wandte sich Martin zu den Meistern, die ringsumher saßen) „ei, ihr lieben Männer, ist's euch denn nun endlich eingefallen, daß ich — ich der Vorsteher unserer ehrbaren Zunft sein muß? — Was verlangt ihr vom Vorsteher? — Soll er der Geschickteste sein im Handwerk? Geht hin und schaut mein zweifudriges Faß ohne Feuer getrieben, mein wackres Meisterstück, an und dann sagt, ob sich einer von euch rühmen darf, was Stärke und Zierlichkeit der Arbeit betrifft, Ähnliches geliefert zu haben. Wollt ihr, daß der Vorsteher Geld und Gut besitze? Kommt in mein Haus, da will ich meine Kisten und Kasten aufschließen, und ihr sollt euch erfreuen an dem Glanz des funkelnden Goldes und Silbers. Soll der Vorsteher geehrt sein von Großen und Niedern? — Fragt doch nur unsere ehrsamen Herren des Rats, fragt Fürsten und Herren rings um unsere gute Stadt Nürnberg her, fragt den hochwürdigen Bischof von Bamberg, fragt, was die alle von dem Meister Martin halten. Nun! — ich denke, ihr sollt nichts Arges vernehmen!" — Dabei klopfte sich Herr Martin recht behaglich auf den dicken Bauch, schmunzelte mit halbgeschlossenen Augen und fuhr dann, da alles schwieg und nur hin und wieder ein bedenkliches Räus-

pern laut wurde, also fort: „Aber ich merk' es, ich weiß es wohl, daß ich mich nun noch schönstens bedanken soll dafür, daß der Herr endlich bei der Wahl eure Köpfe erleuchtet hat. — Nun! — wenn ich den Lohn empfange für die Arbeit, wenn der Schuldner mir das geborgte Geld bezahlt, da schreib' ich wohl unter die Rechnung, unter den Schein: zu Dank bezahlt, Thomas Martin, Küpermeister allhier! — So seid denn alle von Herzen bedankt dafür, daß ihr mir, indem ihr mich zu euerm Vorsteher und Kerzenherrn wählet, eine alte Schuld abtruget. Übrigens verspreche ich euch, daß ich mein Amt mit aller Treue und Frömmigkeit verwalten werde. Der Zunft, jedem von euch, stehe ich, wenn es not tut, bei mit Rat und Tat, wie ich es nur vermag mit allen meinen Kräften. Mir soll es recht anliegen, unser berühmtes Gewerk in vollen Ehren und Würden, wie es jetzt besteht, zu erhalten. Ich lade Euch, mein würdiger Handwerksherr, euch alle, ihr lieben Freunde und Meister, zu einem frohen Mahle auf künftigen Sonntag ein. Da laßt uns frohen Muts bei einem tüchtigen Glase Hochheimer, Johannisberger, oder was ihr sonst an edlen Weinen aus meinem reichen Keller trinken möget, überlegen, was jetzt forderſamst zu tun ist für unser aller Bestes! — Seid nochmals alle herzlichst eingeladen."

Die Gesichter der ehrsamen Meister, die sich bei Martins stolzer Rede merklich verfinstert hatten, heiterten sich nun auf, und dem dumpfen Schweigen folgte ein fröhliches Geplapper, worin vieles von Herrn Martins hohen Verdiensten und seinem auserlesenen Keller vorkam. Alle versprachen, am Sonntag zu erscheinen, und reichten dem neuerwählten Kerzenmeister die Hände, der sie treuherzig schüttelte und auch wohl diesen, jenen Meister ein klein wenig an seinen Bauch drückte, als woll' er ihn umarmen. Man schied fröhlich und guter Dinge.

Was sich darauf weiter in Meister Martins Hause begab.

Es traf sich, daß der Ratsherr Jacobus Paumgartner, um zu seiner Behausung zu gelangen, bei Meister Martins Hause vorübergehen mußte. Als beide, Paumgartner und Martin, nun vor der Türe dieses Hauses standen und Paumgartner weiter fortschreiten wollte, zog Meister Martin sein Mützlein vom Kopf und, sich ehrfurchtsvoll so tief neigend, als er es nur vermochte, sprach er zu dem Ratsherrn: „O, wenn Ihr es doch nicht verschmähen wolltet, in mein schlechtes Haus auf ein Stündchen einzutreten, mein lieber würdiger Herr! — Laßt es Euch gefallen, daß ich mich an Euern weisen Reden ergötze und erbaue." „Ei, lieber Meister Martin," erwiderte Paumgartner lächelnd, „gern mag ich bei Euch verweilen, aber warum nennt Ihr Euer Haus ein schlechtes? ich weiß es ja, daß an Schmuck und köstlicher Gerätschaft es keiner der reichsten Bürger Euch zuvortut! habt Ihr nicht erst vor kurzer Zeit den schönen Bau vollendet, der Euer Haus zur Zierde unserer berühmten Reichsstadt macht, und von der inneren Einrichtung mag ich gar nicht reden, denn deren dürft' sich ja kein Patrizier schämen."

Der alte Paumgartner hatte recht, denn sowie man die hell gebohnte, mit reichem Messingwerk verzierte Tür geöffnet hatte, war der geräumige Flur mit sauber ausgelegtem Fußboden, mit schönen Bildern an den Wänden, mit kunstvoll gearbeiteten Schränken und Stühlen beinahe anzusehen wie ein Prunksaal. Da folgte denn auch jeder gern der Weisung, die alter Sitte gemäß ein Täfelchen, das gleich neben der Türe hing, in den Versen gab:

Wir tretten wil die Stiegen hinein
Dem sollen die Schue fein sauber seyn
Oder vorhero streiffen ab,
Daß man nit drüber zu klagen hab.
Ein Verständiger weiß das vorhin,
Wie er sich halten soll darinn.

Der Tag war heiß, die Luft in den Stuben jetzt, da die Abenddämmerung einbrach, schwül und dunstig, deshalb führte Meister Martin seinen edlen Gast in die geräumige kühle Prangkuchen. So hieß zu jener Zeit der Platz in den Häusern der reichen Bürger, der zwar wie eine Küche eingerichtet, aber nicht zum Gebrauch, sondern nur zur Schau mit allerlei köstlichen Gerätschaften des Hausbedarfs ausgeschmückt war. Kaum eingetreten, rief Meister Martin mit lauter Stimme: „Rosa – Rosa!" – alsbald öffnete sich denn auch die Tür, und Rosa, Meister Martins einzige Tochter, kam hineingegangen. –

Möchtest du, vielgeliebter Leser! in diesem Augenblick doch recht lebhaft dich der Meisterwerke unseres großen Albrecht Dürers erinnern. Möchten dir doch die herrlichen Jungfrauengestalten voll hoher Anmut, voll süßer Milde und Frömmigkeit, wie sie dort zu finden, recht lebendig aufgehen. Denk an den edlen zarten Wuchs, an die schön gewölbte, lilienweiße Stirn, an das Inkarnat, das wie Rosenhauch die Wangen überfliegt, an die feinen kirschrot brennenden Lippen, an das in frommer Sehnsucht hinschauende Auge, von dunkler Wimper halb verhängt wie Mondesstrahl von düsterm Laube – denk an das seidne Haar, in zierlichen Flechten kunstreich aufgenestelt – denk an alle Himmelsschönheit jener Jungfrauen, und du schauest die holde Rosa. Wie vermöchte auch sonst der Erzähler dieser Geschichte dir das liebe Himmelskind zu schildern? – Doch sei es erlaubt, hier noch eines wackern jungen Künstlers zu gedenken, in dessen Brust ein leuchtender Strahl aus jener schönen alten Zeit gedrungen. Es ist der deutsche Maler Cornelius in Rom gemeint. – „Bin weder Fräulein noch schön!" – So wie in Cornelius' Zeichnungen zu Goethes gewaltigem Faust Margarete anzuschauen ist, als sie diese Worte spricht, so mochte auch wohl Rosa anzusehen sein, wenn sie in frommer züchtiger Scheu übermütigen Bewerbungen auszuweichen sich gedrungen fühlte.

Rosa verneigte sich in kindlicher Demut vor Paumgartner, ergriff seine Hand und drückte sie an ihre Lippen. Die blassen Wangen des alten Herrn färbten sich hochrot, und wie der Abendschein im Versinken noch einmal aufflackernd das schwarze Laub plötzlich vergoldet, so blitzte das Feuer längst vergangener Jugend auf in seinen Augen. „Ei," rief er mit heller Stimme, „ei, mein lieber Meister Martin, Ihr seid ein wohlhabender, ein reicher Mann, aber die schönste Himmelsgabe, die Euch der Herr beschert hat, ist doch Eure holde Tochter Rosa. Geht uns alten Herren, wie wir alle im Rat sitzen, das Herz auf, und können wir nicht die blöden Augen wegwenden, wenn wir das liebe Kind schauen, wer mag's denn den jungen Leuten verargen, daß sie versteinert und erstarrt stehen bleiben, wenn sie auf der Straße Eurer Tochter begegnen, daß sie in der Kirche Eure Tochter sehen, aber nicht den geistlichen Herrn, daß sie auf der Allerwiese, oder wo es sonst ein Fest gibt, zum Verdruß aller Mägdlein nur hinter Eurer Tochter her sind mit Seufzern, Liebesblicken und honigsüßen Reden. — Nun, Meister Martin! Ihr möget Euch Euren Eidam wählen unter unsern jungen Patriziern, oder wo Ihr sonst wollet."

Meister Martins Gesicht verzog sich in finstre Falten, er gebot der Tochter, edlen alten Wein herzubringen, und sprach, als sie über und über glühend im Gesicht, den Blick zu Boden gesenkt, fortgegangen, zu dem alten Paumgartner: „Ei, mein lieber Herr, es ist zwar in der Wahrheit, daß mein Kind geschmückt ist mit ausnehmender Schönheit, und daß auch hierin mich der Himmel reich gemacht hat, aber wie mögt Ihr denn davon sprechen in des Mägdleins Gegenwart, und mit dem Eidam Patrizier ist es nun ganz und gar nichts." „Schweigt," erwiderte Paumgartner lachend, „schweigt, Meister Martin, wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über! — glaubt Ihr denn nicht, daß mir auch das träge Blut im alten Herzen zu hüpfen beginnt, wenn ich Rosa sehe, und wenn ich dann treu-

herzig herausſage, was ſie ja ſelbſt recht gut wiſſen muß, daraus wird kein Arges entſtehen."

Roſa brachte den Wein und zwei ſtattliche Trinkgläſer herbei. Martin rückte dagegen den ſchweren, mit wunderlichem Schnitzwerk verzierten Tiſch in die Mitte. Kaum hatten die alten Herren indeſſen Platz genommen, kaum hatte Meiſter Martin die Gläſer vollgeſchenkt, als ſich ein Pferdegetrappel vor dem Hauſe vernehmen ließ. Es war, als hielte ein Reuter an, deſſen Stimme im Flur laut wurde: Roſa eilte hinab und kam bald mit der Nachricht zurück, der alte Junker Heinrich von Spangenberg ſei da und wünſche bei dem Meiſter Martin einzuſprechen. „Nun," rief Martin, „ſo iſt das heute ein ſchöner glücklicher Abend, da mein wackerer älteſter Kundmann bei mir einkehrt. Gewiß neue Beſtellungen, gewiß ſoll ich neu auflagern." – Und damit eilte er, ſo ſchnell als es gehen wollte, dem willkommnen Gaſt entgegen.

Wie Meiſter Martin ſein Handwerk über alle andere erhob.

Der Hochheimer perlte in den ſchmucken geſchliffenen Trinkgläſern und erſchloß den drei Alten Zunge und Herz. Zumal wußte der alte Spangenberg, bei hohen Jahren noch von friſchem Lebensmut durchdrungen, manchen luſtigen Schwank aus froher Jugendzeit aufzutiſchen, ſo daß Meiſter Martins Bauch weiblich wackelte und er vor ausgelaſſenem Lachen ſich ein Mal über das andere die Tränen aus den Augen wiſchen mußte. Auch Herr Paumgartner vergaß mehr als ſonſt den ratsherrlichen Ernſt und tat ſich gütlich mit dem edlen Getränk und dem luſtigen Geſpräch. Als nun aber Roſa wieder eintrat, den ſaubern Handkorb unter dem Arm, aus dem ſie Tiſchzeug langte, blendend weiß wie friſchgefallener Schnee; als ſie, mit häuslicher Geſchäftigkeit hin und her trippelnd, den Tiſch deckte und ihn mit allerlei würzreichen Speiſen beſetzte, als ſie mit holdem Lächeln die Herren

einlud, nun auch nicht zu verschmähen, was in der Eil' bereitet worden, da schwieg Gespräch und Gelächter. Beide, Paumgartner und Spangenberg, wandten die leuchtenden Blicke nicht ab von der lieblichen Jungfrau, und selbst Meister Martin schaute, zurückgelehnt in den Sessel, die Hände zusammengefaltet, ihrem wirtlichen Treiben zu mit behaglichem Lächeln. Rosa wollte sich entfernen, da sprang aber der alte Spangenberg rasch auf wie ein Jüngling, faßte das Mädchen bei beiden Schultern und rief, indem die hellen Tränen ihm aus den Augen rannen, ein Mal über das andere: „Oh, du frommes, holdes Engelskind — du herziges liebes Mägdlein," — dann küßte er sie zwei — dreimal auf die Stirne und kehrte wie in tiefem Sinnen auf seinen Platz zurück. Paumgartner brachte Rosas Gesundheit aus. — „Ja," fing Spangenberg an, als Rosa hinausgegangen, „ja, Meister Martin, der Himmel hat Euch in Eurer Tochter ein Kleinod beschert, das Ihr gar nicht hoch genug schätzen könnet. Sie bringt Euch noch zu hohen Ehren, wer, sei es aus welchem Stande es wolle, möchte nicht Euer Eidam werden." „Seht Ihr wohl," fiel Paumgartner ein, „seht Ihr wohl, Meister Martin, daß der edle Herr von Spangenberg ganz so denkt wie ich? — Ich sehe schon meine liebe Rosa als Patrizierbraut mit dem reichen Perlenschmuck in den schönen blonden Haaren." „Liebe Herren," fing Meister Martin ganz verdrießlich an, „liebe Herren, wie möget Ihr denn nur immer von einer Sache reden, an die ich zurzeit noch gar nicht denke. Meine Rosa hat nun das achtzehnte Jahr erreicht, und solch ein blutjunges Ding darf noch nicht ausschauen nach dem Bräutigam. Wie es sich künftig fügen mag, überlasse ich ganz dem Willen des Herrn, aber so viel ist gewiß, daß weder ein Patrizier noch ein anderer meiner Tochter Hand berühren wird als der Küper, der sich mir als den tüchtigsten, geschicktesten Meister bewährt hat. Vorausgesetzt, daß ihn meine Tochter mag, denn zwingen werde ich mein liebes Kind zu nichts in der Welt, am wenigsten zu einer Heirat, die

ihr nicht anſteht." Spangenberg und Paumgartner ſchauten ſich an, voll Erſtaunen über dieſen ſeltſamen Ausſpruch des Meiſters. Endlich nach einigem Räuſpern fing Spangenberg an: „Alſo aus Euerm Stande heraus ſoll Eure Tochter nicht freien?" „Gott ſoll ſie dafür bewahren," erwiderte Martin. „Aber", fuhr Spangenberg fort, „wenn nun ein junger tüchtiger Meiſter aus einem edlen Handwerk, vielleicht ein Goldſchmied oder gar ein junger wackrer Künſtler, um Eure Roſa freite und ihr ganz ausnehmend gefiele vor allen andern jungen Geſellen, wie dann?" „Zeigt mir," erwiderte Martin, indem er den Kopf in den Nacken warf, „zeigt mir, lieber junger Geſell, würde ich ſprechen, das ſchöne zweifudrige Faß, welches Ihr als Meiſterſtück gebaut habt, und wenn er das nicht könnte, würd' ich freundlich die Tür öffnen und ihn höflichſt bitten, doch ſich anderswo zu verſuchen." „Wenn aber," ſprach Spangenberg weiter, „wenn aber der junge Geſell ſpräche, ſolch einen kleinen Bau kann ich Euch nicht zeigen, aber kommt mit mir auf den Markt, ſchaut jenes ſtattliche Haus, das die ſchlanken Gipfel kühn emporſtreckt in die hohen Lüfte — das iſt mein Meiſterbau." — „Ach, lieber Herr," unterbrach Meiſter Martin ungeduldig Spangenbergs Rede, „ach, lieber Herr, was gebt Ihr Euch denn für Mühe, mich eines andern zu überzeugen. Aus meinem Handwerk ſoll nun einmal mein Eidam ſein, denn mein Handwerk halt' ich für das herrlichſte, was es auf der Welt geben kann. Glaubt Ihr denn, daß es genug iſt, die Bände aufzutreiben auf die Dauben, damit das Faß zuſammenhalte? Ei, iſt es nicht ſchon herrlich und ſchön, daß unſer Handwerk den Verſtand vorausſetzt, wie man die ſchöne Himmelsgabe, den edlen Wein, hegen und pflegen muß, damit er gedeihe und mit aller Kraft und Süßigkeit wie ein wahrer glühender Lebensgeiſt uns durchdringe? Aber dann der Bau der Fäſſer ſelbſt. Müſſen wir, ſoll der Bau gelingen, nicht erſt alles fein abzirkeln und abmeſſen? Wir müſſen Rechenmeiſter und Meßkünſtler ſein, denn wie möchten wir ſonſt Proportion und Gehalt

der Gefäße einsehen. Ei, Herr, mir lacht das Herz im Leibe, wenn ich solch ein tüchtig Faß auf den Endstuhl bringe, nachdem die Stäbe mit dem Klöbeisen und dem Lenkbeil tüchtig bereitet, wenn dann die Gesellen die Schlegel schwingen und klipp, klapp, — klipp, klapp es niederfällt auf die Treiber, hei! das ist lustige Musik. Da steht nun das wohlgeratene Gebäude, und wohl mag ich ein wenig stolz umschauen, wenn ich den Reißer zur Hand nehme und mein Handwerkszeichen, gekannt und geehrt von allen wackern Weinmeistern, in des Fasses Boden einreiße. — Ihr sprachet von Baumeistern, lieber Herr! ei nun, solch ein stattliches Haus ist wohl ein herrliches Werk, aber wär' ich ein Baumeister, ginge ich vor meinem Werke vorüber, und oben vom Erker schaute irgendein unsaubrer Geist, ein nichtsnütziger, schuftiger Geselle, der das Haus erworben, auf mich herab, ich würde mich schämen ins Innerste hinein, mir würde vor lauter Ärger und Verdruß die Lust ankommen, mein eignes Werk zu zerstören. Doch so etwas kann mir nicht geschehen mit meinen Gebäuden. Da drinnen wohnt ein für allemal nur der sauberste Geist auf Erden, der edle Wein. — Gott lobe mir mein Handwerk." „Eure Lobrede", sprach Spangenberg, „war recht tüchtig und wacker gemeint. Es macht Euch Ehre, wenn Ihr Euer Handwerk recht hoch haltet, aber werdet nur nicht ungeduldig, wenn ich Euch noch nicht loslassen kann. Wenn nun doch wirklich ein Patrizier käme und um Eure Tochter anhielte? — Wenn das Leben einem so recht auf den Hals tritt, da gestaltet sich denn wohl manches ganz anders, als wie man es geglaubt." — „Ach," rief Meister Martin ziemlich heftig, „ach, wie könnt' ich denn anders tun, als mich höflich neigen und sprechen: lieber Herr! wäret Ihr ein tüchtiger Küper, aber so —" „Hört weiter," fiel ihm Spangenberg in die Rede, „wenn aber nun gar an einem schönen Tage ein schmucker Junker auf stolzem Pferde, mit glänzendem Gefolge, in prächtigen Kleidern angetan, vor Euerm Hause hielte und begehrte Eure Rosa zur Hausfrau?" „Hei, hei," rief Meister

Martin noch heftiger als vorher, „hei, hei, wie würd' ich hastig, wie ich nur könnte, rennen und die Haustür versperren mit Schlössern und Riegeln — wie würd' ich rufen und schreien: reitet weiter! reitet weiter, gestrenger Herr Junker, solche Rosen wie die meinige blühen nicht für Euch, ei, mein Weinkeller, meine Goldbatzen mögen Euch anstehen, das Mägdlein nehmt Ihr in den Kauf — aber reitet weiter! reitet weiter!" — Der alte Spangenberg erhob sich blutrot im ganzen Gesicht, er stemmte beide Hände auf den Tisch und schaute vor sich nieder. „Nun," fing er nach einer Weile an, „nun noch die letzte Frage, Meister Martin. Wenn der Junker vor Euerm Hause mein eigner Sohn wäre, wenn ich selbst mit ihm vor Euerm Hause hielte, würdet Ihr da auch die Tür verschließen, würdet Ihr da auch glauben, wir wären nur gekommen Eures Weinkellers, Eurer Goldbatzen wegen?" „Mitnichten," erwiderte Meister Martin, „mitnichten, mein lieber gnädiger Herr, ich würde Euch freundlich die Tür öffnen, alles in meinem Hause sollte zu Euerm und Euers Herrn Sohns Befehl sein, aber was meine Rosa betrifft, da würde ich sprechen: möchte es doch der Himmel gefügt haben, daß Euer wackrer Herr Junker ein tüchtiger Küper hätte werden können, keiner auf Erden sollte mir dann solch ein willkommner Eidam sein als er, aber jetzt! — Doch, lieber würdiger Herr, warum neckt und quält Ihr mich denn mit solchen wunderlichen Fragen. — Seht nur, wie unser lustiges Gespräch ganz und gar ein Ende genommen, wie die Gläser gefüllt stehen bleiben. Lassen wir doch den Eidam und Rosas Hochzeit ganz beiseite, ich bringe Euch die Gesundheit Euers Junkers zu, der, wie ich höre, ein schmucker Herr sein soll." Meister Martin ergriff sein Trinkglas, Paumgartner folgte seinem Beispiel, indem er rief: „Alles verfängliche Gespräch soll ein Ende haben und Euer wackrer Junker hoch leben!" — Spangenberg stieß an und sprach dann mit erzwungenem Lächeln: „Ihr könnet denken, daß ich im Scherze zu Euch sprach, denn nur frecher Liebeswahnsinn könnte wohl meinen Sohn, der unter den edelsten Geschlechtern

seine Hausfrau erkiesen darf, dazu treiben, Rang und Geburt nicht achtend, um Eure Tochter zu freien. Aber etwas freundlicher hättet Ihr mir doch antworten können." „Ach, lieber Herr," erwiderte Meister Martin, „auch im Scherz konnt' ich nicht anders reden, als wie ich es tun würde, wenn solch wunderliches Zeug, wie Ihr es fabeltet, wirklich geschähe. Laßt mir übrigens meinen Stolz, denn Ihr selbst müßt mir doch bezeugen, daß ich der tüchtigste Küper bin auf weit und breit, daß ich mich auf den Wein verstehe, daß ich an unseres in Gott ruhenden Kaisers Maximilian tüchtige Weinordnung fest und getreulich halte, daß ich alle Gottlosigkeit als ein frommer Mann verschmähe, daß ich in mein zweifudriges Faß niemals mehr verdampfe als ein Lötlein lautern Schwefels, welches not tut zur Erhaltung, das alles, ihr lieben würdigen Herrn, werdet ihr wohl genüglich kosten an meinem Wein." — Spangenberg versuchte, indem er wieder seinen Platz einnahm, ein heitres Gesicht anzunehmen, und Paumgartner brachte andere Dinge aufs Tapet. Aber wie es geschieht, daß die einmal verstimmten Saiten eines Instruments sich immer wieder verziehn und der Meister sich vergebens müht, die wohltönenden Akkorde, wie sie erst erklangen, aufs neue hervorzurufen, so wollte auch unter den drei Alten nun keine Rede, kein Wort mehr zusammenpassen. Spangenberg rief nach seinen Knechten und verließ ganz mißmutig Meister Martins Haus, in das er fröhlich und guter Dinge getreten.

Die Weissagung der alten Großmutter.

Meister Martin war über das unmutige Scheiden seines alten wackern Kundmanns ein wenig betreten und sprach zu Paumgartner, der eben das letzte Glas ausgetrunken hatte und nun auch scheiden wollte: „Ich weiß doch nun aber gar nicht, was der alte Herr wollte mit seinen Reden und wie er darüber am Ende noch verdrüßlich werden konnte." „Lieber Meister

Martin," begann Paumgartner, „Ihr seid ein tüchtiger frommer Mann, und wohl mag der was halten darauf, was er mit Gottes Hülfe wacker treibt, und was ihm Reichtum und Ehre gebracht hat. Nur darf dies nicht ausarten in prahlerischen Stolz, das streitet gegen allen christlichen Sinn. Schon in der Gewerksversammlung heute war es nicht recht von Euch, daß Ihr Euch selbst über alle übrige Meister setztet: möget Ihr doch wirklich mehr verstehen von Eurer Kunst als die anderen, aber daß Ihr das geradezu ihnen an den Hals werfet, das kann ja nur Ärger und Mißmut erregen. Und nun vollends heute abend! — So verblendet konntet Ihr doch wohl nicht sein, in Spangenbergs Reden etwas anders zu suchen als die scherzhafte Prüfung, wie weit Ihr es wohl treiben würdet mit Euerm starrsinnigen Stolz. Schwer mußte es ja den würdigen Herrn verletzen, als Ihr in der Bewerbung jedes Junkers um Eure Tochter nur niedrige Habsucht finden wolltet. Und noch wäre alles gut gegangen, wenn Ihr eingelenkt hättet, als Spangenberg von seinem Sohne zu reden begann. Wie, wenn Ihr spracht: ‚Ja, mein lieber würdiger Herr, wenn Ihr selbst kämt als Brautwerber mit Euerm Sohne, ja auf solche hohe Ehre wär' ich nimmer gefaßt, da würd' ich wanken in meinen festesten Entschlüssen.' Ja, wenn Ihr so spracht, was wäre dann davon anders die Folge gewesen, als daß der alte Spangenberg, die vorige Unbill ganz vergessend, heiter gelächelt und guter Dinge geworden wie vorher." „Scheltet mich nur," sprach Meister Martin, „scheltet mich nur wacker aus, ich hab' es wohl verdient, aber als der Alte solch abgeschmacktes Zeug redete, es schnürte mir die Kehle zu, ich konnte nicht anders antworten." — „Und dann," fuhr Paumgartner fort, „und dann der tolle Vorsatz selbst, Eure Tochter durchaus nur einem Küper geben zu wollen. Dem Himmel, spracht Ihr, soll Eurer Tochter Schicksal anheimgestellt sein, und doch greift Ihr mit irdischer Blödsinnigkeit dem Ratschluß der ewigen Macht vor, indem Ihr eigensinnig vorher festsetzt,

aus welchem kleinen Kreise Ihr den Eidam nehmen wollt. Das kann Euch und Eure Rosa ins Verderben stürzen. Laßt ab, Meister Martin, laßt ab von solcher unchristlicher kindischer Torheit, laßt die ewige Macht gebieten, die in Eurer Tochter frommes Herz schon den richtigen Ausspruch legen wird." „Ach, mein würdiger Herr," sprach Meister Martin ganz kleinmütig, „nun erst sehe ich ein, wie übel ich daran tat, nicht gleich alles herauszusagen. Ihr meint, nur die Hochschätzung meines Handwerks habe mich zu dem unabänderlichen Entschluß gebracht, Rosa nur an einen Küpermeister zu verheiraten, es ist dem aber nicht so, noch ein anderer, gar wunderbarer geheimnisvoller Grund dazu ist vorhanden. — Ich kann Euch nicht fortlassen, ohne daß Ihr alles erfahren habt, Ihr sollt nicht über Nacht auf mich grollen. Setzt Euch, ich bitte gar herzlich darum, verweilt noch einige Augenblicke. Seht, hier steht noch eine Flasche des ältesten Weins, den der mißmutige Junker verschmäht hat, laßt es Euch noch bei mir gefallen." Paumgartner erstaunte über Meister Martins zutrauliches Eindringen, das sonst gar nicht in seiner Natur lag, es war, als laste dem Mann etwas gar schwer auf dem Herzen, das er los sein wollte. Als nun Paumgartner sich gesetzt und ein Glas Wein getrunken hatte, fing Meister Martin auf folgende Weise an: „Ihr wißt, mein lieber würdiger Herr, daß meine brave Hausfrau, bald nachdem Rosa geboren, an den Folgen des schweren Kindbettes starb. Damals lebte meine uralte Großmutter noch, wenn stocktaub und blind, kaum der Sprache fähig, gelähmt an allen Gliedern, im Bette liegen Tag und Nacht anders leben genannt zu werden verdient. Meine Rosa war getauft worden, und die Amme saß mit dem Kinde in der Stube, wo die Großmutter lag. Mir war es so traurig und, wenn ich das schöne Kind anblickte, so wunderbar freudig und wehmütig zu Sinn, ich war so tief bewegt, daß ich zu jeder Arbeit mich untauglich fühlte und still, in mich gekehrt, neben dem Bett der alten Großmutter stand, die ich glücklich pries,

da ihr schon jetzt aller irdische Schmerz entnommen. Und als ich ihr nun so ins bleiche Antlitz schaue, da fängt sie mit einemmal an, seltsam zu lächeln, es ist, als glätteten sich die verschrumpften Züge aus, als färbten sich die blassen Wangen. — Sie richtet sich empor, sie streckt, wie plötzlich beseelt von wunderbarer Kraft, die gelähmten Arme aus, wie sie es sonst nicht vermochte, sie ruft vernehmlich mit leiser lieblicher Stimme: ‚Rosa — meine liebe Rosa!‘ — Die Amme steht auf und bringt ihr das Kind, das sie in den Armen auf und nieder wiegt. Aber nun, mein würdiger Herr, nun denkt Euch mein Erstaunen, ja meinen Schreck, als die Alte mit heller, kräftiger Stimme ein Lied in der hohen fröhlichen Lobeweis Herrn Hans Berchlers, Gastgebers zum Geist in Straßburg, zu singen beginnt, das also lautet:

Mägdlein zart mit roten Wangen,
Rosa, hör das Gebot,
Magst dich wahren vor Not und Bangen.
Halt im Herzen nur Gott,
Treib keinen Spott,
Heg' kein töricht Verlangen.
Ein glänzend Häuslein wird er bringen,
Würzige Fluten treiben drin,
Blanke Englein gar lustig singen,
Mit frommen Sinn
Horch treuster Minn'
Ha! lieblichem Liebesklingen.
Das Häuslein mit güldnem Prangen,
Der hat's ins Haus getrag'n,
Den wirst du süß umfangen,
Darfst nicht den Vater frag'n,
Ist dein Bräut'gam minniglich.
Ins Haus das Häuslein bringt allwegen
Reichtum, Glück, Heil und Hort,
Jungfräulein! — Augen klar!
Öhrlein auf vor treuem Wort,
Magst wohl hinfort
Blühen in Gottes Segen!

Und als sie dies Lied ausgesungen hat, legt sie das Kind leise und behutsam auf das Deckbette nieder, und die welke zitternde Hand auf seine Stirn gelegt, lispelt sie unverständliche Worte, aber das ganz verklärte Antlitz der Alten zeigt wohl, daß sie Gebete spricht. Nun sinkt sie nieder mit dem Kopfe auf die Bettkissen, und in dem Augenblick, als die Amme das Kind fortträgt, seufzte sie tief auf. Sie ist gestorben!" – „Das ist," sprach Paumgartner, als Meister Martin schwieg, „das ist eine wunderbare Geschichte, aber doch sehe ich gar nicht ein, wie das weissagende Lied der alten Großmutter mit Euerm starrsinnigen Vorsatz, Rosa nur einem Küpermeister geben zu wollen, zusammenhängen kann." „Ach," erwiderte Meister Martin, „was kann denn klarer sein, als daß die Alte in dem letzten Augenblick ihres Lebens, von dem Herrn ganz besonders erleuchtet, mit weissagender Stimme verkündete, wie es mit Rosa, sollte sie glücklich sein, sich fügen müsse. Der Bräutigam, der mit dem blanken Häuslein Reichtum, Glück, Heil und Hort ins Haus bringt: wer kann das anders sein als der tüchtige Küper, der bei mir sein Meisterstück, sein blankes Häuslein, gefertigt hat? In welchem andern Häuslein treiben würzige Fluten als in dem Weinfaß? Und wenn der Wein arbeitet, dann rauscht und summt es wohl auch und plätschert, das sind die lieben Englein, die in den Fluten auf und ab fahren und lustige Liedlein singen. Ja, ja! – keinen andern Bräutigam hat die alte Großmutter gemeint als den Küpermeister, und dabei soll es denn auch bleiben." „Ihr erklärt," sprach Paumgartner, „Ihr erklärt, lieber Meister Martin, die Worte der alten Großmutter nun einmal nach Eurer Weise. Mir will Eure Deutung gar nicht recht zu Sinn, und ich bleibe dabei, daß Ihr alles der Fügung des Himmels und dem Herzen Eurer Tochter, in dem gewiß der richtige Ausspruch verborgen liegt, lediglich überlassen sollt." „Und ich," fiel Martin ungeduldig ein, „ich bleibe dabei, daß mein Eidam nun ein für allemal kein anderer sein soll als ein tüchtiger Küper." Paumgartner wäre

beinahe zornig geworden über Martins Eigensinn, doch hielt er an sich und stand auf vom Sitze, indem er sprach: „Es ist spät geworden, Meister Martin, laßt uns jetzt aufhören mit Trinken und Reden, beides scheint uns nicht mehr dienlich zu sein." — Als sie nun hinaustraten auf den Flur, stand ein junges Weib da mit fünf Knaben, von denen der älteste kaum acht, der jüngste kaum ein halbes Jahr alt sein mochte. Das Weib jammerte und schluchzte. Rosa eilte den Eintretenden entgegen und sprach: „Ach, Gott im Himmel, Valentin ist nun doch gestorben, dort steht sein Weib mit den Kindern." „Was? — Valentin gestorben?" rief Meister Martin ganz bestürzt — „ei, über das Unglück — über das Unglück! — Denkt Euch," wandte er sich dann zu Paumgartner, „denkt Euch, mein würdiger Herr! Valentin war der geschickteste Geselle, den ich in der Arbeit hatte, und dabei fleißig und fromm. Vor einiger Zeit verwundete er sich bei dem Bau eines großen Fasses gefährlich mit dem Lenkbeil, die Wunde wurde schlimmer und schlimmer, er verfiel in ein heftiges Fieber und hat nun gar sterben müssen in seinen blühendsten Jahren." Darauf schritt Meister Martin zu auf das trostlose Weib, die in Tränen gebadet klagte, daß sie nun wohl verderben werde in Not und Elend. „Was," sprach Martin, „was denkt Ihr denn von mir, in meiner Arbeit brachte sich Euer Mann die gefährliche Wunde bei, und ich sollte Euch verlassen in Eurer Not? — Nein, ihr alle gehört fortan zu meinem Hause. Morgen, oder wenn Ihr wollt, begraben wir Euern armen Mann, und dann zieht Ihr mit Euern Knaben auf meinen Meierhof vor dem Frauentor, wo ich meine schöne offne Werkstatt habe und täglich mit meinen Gesellen arbeite. Da könnt Ihr dann meiner Hauswirtschaft vorstehen, und Eure tüchtigen Knaben will ich erziehen, als wären es meine eigenen Söhne. Und daß Ihr's nur wißt, Euern alten Vater nehme ich auch in mein Haus. Das war sonst ein tüchtiger Küpergeselle, als er noch Kraft in den Armen hatte. Nun: wenn er auch nicht mehr Schlegel, Kimmkeule

oder Bandhake regieren oder auf der Fügbank arbeiten kann, so ist er doch wohl noch des Degsels mächtig oder schabt mir mit dem Krummesser die Bände aus. Genug, er soll mit Euch zusammen in meinem Hause aufgenommen sein." Hätte Meister Martin das Weib nicht erfaßt, sie wäre ihm vor Schmerz und tiefer Rührung beinahe entseelt zu Füßen gesunken. Die ältesten Jungen hingen sich an sein Wams, und die beiden jüngsten, die Rosa auf den Arm genommen, streckten die Händchen nach ihm aus, als hätten sie alles verstanden. Der alte Paumgartner sprach lächelnd, indem ihm die hellen Tränen in den Augen standen: „Meister Martin, man kann Euch nicht gram werden," und begab sich dann nach seiner Behausung.

Wie die beiden jungen Gesellen, Friedrich und Reinhold, miteinander bekannt wurden.

Auf einer schönen grasichten, von hohen Bäumen beschatteten Anhöhe lag ein junger Gesell von stattlichem Ansehen, Friedrich geheißen. Die Sonne war schon herabgesunken, und rosige Flammen leuchteten auf aus dem tiefen Himmelsgrunde. Ganz deutlich konnte man in der Ferne die berühmte Reichsstadt Nürnberg sehen, die sich im Tale ausbreitete und ihre stolzen Türme kühn in das Abendrot hinaufstreckte, das sein Gold ausströmte auf ihre Spitzen. Der junge Gesell hatte den Arm gestützt auf das Reisebündel, das neben ihm lag, und schaute mit sehnsuchtsvollen Blicken herab in das Tal. Dann pflückte er einige Blumen, die um ihn her in dem Grase standen, und warf sie in die Lüfte dem Abendrot zu, dann sah er wieder traurig vor sich hin, und heiße Tränen perlten in seinen Augen. Endlich erhob er den Kopf, breitete beide Arme aus, als wolle er eine geliebte Gestalt umfangen, und sang mit heller, gar lieblicher Stimme folgendes Lied:

Schau' ich dich wieder,
O Heimat süß,
Nicht von dir ließ
Mein Herz getreu und bieder.
O rosiges Rot, geh mir auf,
Mag nur schauen Rosen,
Blüh'nde Liebesblüt',
Neig' dem Gemüt
Dich zu mit wonnigem Kosen,
Willst du springen, o schwellende Brust?
Halt dich fest in Schmerz und süßer Lust.
O goldnes Abendrot!
Schöner Strahl sei mein frommer Bot',
Seufzer – Tränen mußt
Treulich zu ihr tragen.
Und stürb' ich nun,
Möchten Röslein dich fragen,
Sprich: — in Lieb' verging sein Herz.

Nachdem Friedrich dies Lied gesungen, zog er aus seinem Reisebündel ein Stücklein Wachs hervor, erwärmte es an seiner Brust und begann eine schöne Rose mit hundert feinen Blättern sauber und kunstvoll auszukneten. Während der Arbeit summte er einzelne Strophen aus dem Liede vor sich hin, das er gesungen, und so ganz in sich selbst vertieft, bemerkte er nicht den hübschen Jüngling, der schon lange hinter ihm stand und emsig seiner Arbeit zuschaute. „Ei, mein Freund," fing nun der Jüngling an, „ei, mein Freund, das ist ein sauberes Stück, was Ihr da formt." Friedrich schaute ganz erschrocken um sich, als er aber dem fremden Jüngling in die dunklen freundlichen Augen sah, war es ihm, als kenne er ihn schon lange; lächelnd erwiderte er: „Ach, lieber Herr, wie möget Ihr nur eine Spielerei beachten, die mir zum Zeitvertreibe dient auf der Reise." „Nun," fuhr der fremde Jüngling fort, „nun, wenn Ihr die so getreulich nach der Natur zart geformte Blume eine Spielerei nennt, so müßt Ihr ein gar wackrer geübter Bildner sein. Ihr ergötzt

mich auf doppelte Art. Erst drang mir Euer Lied, das Ihr nach der zarten Buchstabenweis Martin Häschers so lieblich absanget, recht durch die Brust, und jetzt muß ich Eure Kunstfertigkeit im Formen hoch bewundern. Wo gedenkt Ihr denn noch heute hinzuwandern?" „Das Ziel," erwiderte Friedrich, „das Ziel meiner Reise liegt dort uns vor Augen. Ich will hin nach meiner Heimat, nach der berühmten Reichsstadt Nürnberg. Doch die Sonne ist schon tief hinabgesunken, deshalb will ich unten im Dorfe übernachten, morgen in aller Frühe geht's dann fort, und zu Mittag kann ich in Nürnberg sein." „Ei," rief der Jüngling freudig, „ei, wie sich das so schön trifft, wir haben denselben Weg, auch ich will nach Nürnberg. Mit Euch übernachte ich auch hier im Dorfe, und dann ziehen wir morgen weiter. Nun laßt uns noch eins plaudern." Der Jüngling, Reinhold geheißen, warf sich neben Friedrich ins Gras und fuhr dann fort: „Nicht wahr, ich irre mich nicht, Ihr seid ein tüchtiger Gießkünstler, das merk' ich an der Art zu modellieren, oder Ihr arbeitet in Gold und Silber?" Friedrich sah ganz traurig vor sich nieder und fing dann kleinmütig an: „Ach, lieber Herr, Ihr haltet mich für etwas viel Besseres und Höheres, als ich wirklich bin. Ich will es Euch nur geradehin sagen, daß ich die Küperprofession erlernt habe und nach Nürnberg zu einem bekannten Meister in die Arbeit gehen will. Ihr werdet mich nun wohl verachten, da ich nicht herrliche Bilder zu modellieren und zu gießen vermag, sondern nur Reife um Fässer und Kufen schlage." Reinhold lachte laut auf und rief: „Nun, das ist in der Tat lustig. Ich soll Euch verachten, weil Ihr ein Küper seid, und ich — ich bin ja selbst gar nichts anderes als das." Friedrich blickte ihn starr an, er wußte nicht, was er glauben sollte, denn Reinholds Aufzug paßte freilich zu nichts weniger als zu einem reisenden Küpergesellen. Das Wams von feinem schwarzen Tuch mit gerissenem Samt besetzt, die zierliche Halskrause, das kurze breite Schwert, das Barett mit einer

langen herabhängenden Feder, ließen eher auf einen wohlbegüterten Handelsmann schließen, und doch lag wieder in dem Antlitz, in der ganzen Gestalt des Jünglings ein wunderbares Etwas, das dem Gedanken an den Handelsmann nicht Raum gab. Reinhold merkte Friedrichs Zweifel, er riß sein Reisebündel auf, holte das Küperschurzfell, sein Messerbesteck hervor und rief: „Schau doch her, mein Freund, schau doch nur her! — zweifelst du noch daran, daß ich dein Kamerad bin? — Ich weiß, dir ist mein Anzug befremdlich, aber ich komme von Straßburg, da gehen die Küper stattlich einher wie Edelleute. Freilich hatte ich sonst, gleich dir, auch wohl Lust zu etwas anderm, aber nun geht mir das Küperhandwerk über alles, und ich habe manch schöne Lebenshoffnung darauf gestellt. Geht's dir nicht auch so, Kamerad? — Aber beinahe scheint es mir, als habe sich unversehens ein düstrer Wolkenschatten in dein heiteres Jugendleben hineingehängt, vor dem du nicht fröhlich um dich zu blicken vermagst. Das Lied, das du vorhin sangst, war voll Liebessehnsucht und Schmerz, aber es kamen Klänge darin vor, die wie aus meiner eignen Brust hervorleuchteten, und es ist mir, als wisse ich schon alles, was in dir verschlossen. Um so mehr magst du mir alles vertrauen, werden wir denn nicht ohnedies in Nürnberg wackre Kumpane sein und bleiben?" Reinhold schlang einen Arm um den Friedrich und sah ihm freundlich ins Auge. Darauf sprach Friedrich: „Je mehr ich dich anschaue, frommer Geselle, desto stärker zieht es mich zu dir hin, ich vernehme deutlich die wunderbare Stimme in meinem Innern, die wie ein treues Echo widerklingt vom Ruf des befreundeten Geistes. Ich muß dir alles sagen! — Nicht als ob ich armer Mensch dir wichtige Geheimnisse zu vertrauen hätte, aber weil nur die Brust des treuesten Freundes Raum gibt dem fremden Schmerz und ich in den ersten Augenblicken unsrer jungen Bekanntschaft dich eben für meinen treuesten Freund halte. — Ich bin nun ein Küper worden und darf mich rühmen, mein Handwerk zu verstehen, aber einer andern wohl

schönern Kunst war mein ganzer Sinn zugewandt von Kindheit auf. Ich wollte ein großer Meister im Bildergießen und in der Silberarbeit werden wie Peter Fischer oder der italische Benvenuto Cellini. Mit glühendem Eifer arbeitete ich beim Herrn Johannes Holzschuer, dem berühmten Silberarbeiter in meiner Heimat, der, ohne gerade selbst Bilder zu gießen, mir doch alle Anleitung dazu zu geben wußte. In Herrn Holzschuers Haus kam nicht selten Herr Tobias Martin, der Küpermeister, mit seiner Tochter, der holdseligen Rosa. Ohne daß ich es selbst ahnete, kam ich in Liebe. Ich verließ die Heimat und ging nach Augsburg, um die Bildergießerei recht zu erlernen, aber nun schlugen erst recht die hellen Liebesflammen in meinem Innern auf. Ich sah und hörte nur Rosa; alles Streben, alles Mühen, das mich nicht zu ihrem Besitz führte, ekelte mich an. Den einzigen Weg dazu schlug ich ein. Meister Martin gibt seine Tochter nur dem Küper, der in seinem Hause das tüchtigste Meisterstück macht und übrigens der Tochter wohl ansteht. Ich warf meine Kunst beiseite und erlernte das Küperhandwerk. Ich will hin nach Nürnberg und bei Meister Martin in Arbeit gehen. Aber nun die Heimat vor mir liegt, und Rosas Bild recht in lebendigem Glühen mir vor Augen steht, nun möcht' ich vergehen in Zagen, Angst und Not. Nun seh' ich klar das Törichte meines Beginnens. Weiß ich's denn, ob Rosa mich liebt, ob sie mich jemals lieben wird?" — Reinhold hatte Friedrichs Geschichte mit steigender Aufmerksamkeit angehört. Jetzt stützte er den Kopf auf den Arm, und indem er die flache Hand vor die Augen hielt, fragte er dumpf und düster: „Hat Rosa Euch denn niemals Zeichen der Liebe gegeben?" „Ach," erwiderte Friedrich, „ach, Rosa war, als ich Nürnberg verließ, mehr Kind als Jungfrau. Sie mochte mich zwar gern leiden, sie lächelte mich gar holdselig an, wenn ich in Herrn Holzschuers Garten unermüdlich mit ihr Blumen pflückte und Kränze wand, aber —" „Nun, so ist ja noch gar keine Hoffnung verloren," rief auf einmal Reinhold so heftig und mit solch widrig gellender Stimme, daß

Friedrich sich fast entsetzte. Dabei raffte er sich auf, das Schwert klirrte an seiner Seite, und als er nun hoch aufgerichtet dastand, fielen die tiefen Nachtschatten auf sein verblaßtes Antlitz und verzerrten die milden Züge des Jünglings auf recht häßliche Weise, so daß Friedrich ganz ängstlich rief: „Was ist dir denn nun auf einmal geschehen?" dabei trat er ein paar Schritte zurück und stieß mit dem Fuß an Reinholds Reisebündel. Da rauschte aber ein Saitenklang auf, und Reinhold rief zornig: „Du böser Geselle, zerbrich mir nicht meine Laute." Das Instrument war an dem Reisebündel befestigt, Reinhold schnallte es los und griff stürmisch hinein, als wolle er alle Saiten zersprengen. Bald wurde aber das Spiel sanft und melodisch. „Laß uns," sprach er ganz in dem milden Ton wie zuvor, „laß uns, lieber Bruder, nun hinabgehen in das Dorf. Hier trage ich ein gutes Mittel in den Händen, die bösen Geister zu bannen, die uns etwa in den Weg treten und vorzüglich mir was anhaben könnten." „Ei, lieber Bruder," erwiderte Friedrich, „was sollten uns denn auf unserm Wege böse Geister anhaben. Aber dein Spiel ist gar lieblich, fahr nur damit fort." — Die goldnen Sterne waren hinaufgezogen an des Himmels dunklem Azur. Der Nachtwind strich im dumpfen Gesäusel über die duftenden Wiesen. Lauter murmelten die Bäche, ringsumher rauschten die düstern Bäume des fernen Waldes. Da zogen Friedrich und Reinhold hinab, spielend und singend, und hell und klar wie auf leuchtenden Schwingen wogten die süßen Töne ihrer sehnsüchtigen Lieder durch die Lüfte. Im Nachtlager angekommen, warf Reinhold Laute und Reisebündel schnell ab und drückte Friedrich stürmisch an seine Brust, der auf seinen Wangen die brennenden Tränen fühlte, die Reinhold vergossen.

Wie die beiden jungen Gesellen, Reinhold und Friedrich, in Meister Martins Hause aufgenommen wurden.

Als am andern Morgen Friedrich erwachte, vermißte er den neuerworbnen Freund, der ihm zur Seite sich auf das Stroh-

lager geworfen hatte, und da er auch Laute und Reisebündel nicht mehr sah, so glaubte er nichts anders, als daß Reinhold aus ihm unbekannten Ursachen ihn verlassen und einen andern Weg eingeschlagen habe. Kaum trat Friedrich aber zum Hause heraus, als ihm Reinhold, Reisebündel auf dem Rücken, Laute unterm Arm, ganz anders gekleidet als gestern, entgegentrat. Er hatte die Feder vom Barett genommen, das Schwert abgelegt und statt des zierlichen Wamses mit dem Samtbesatz ein schlichtes Bürgerwams von unscheinbarer Farbe angezogen. „Nun," rief er fröhlich lachend dem verwunderten Freunde entgegen, „nun, Bruder, hältst du mich doch gewiß für deinen wahren Kumpan und wackern Kameraden. — Aber höre, für einen, der in Liebe ist, hast du tüchtig genug geschlafen. Sieh nur, wie hoch schon die Sonne steht. Laß uns nur gleich fortwandern." — Friedrich war still und in sich gekehrt, er antwortete kaum auf Reinholds Fragen, achtete kaum auf seine Scherze. Ganz ausgelassen sprang Reinhold hin und her, jauchzte und schwenkte das Barett in den Lüften. Doch auch er wurde stiller und stiller, je näher sie der Stadt kamen. „Ich kann vor Angst, vor Beklommenheit, vor süßem Weh nicht weiter, laß uns hier unter diesen Bäumen ein wenig ruhen." So sprach Friedrich, als sie schon beinahe das Tor von Nürnberg erreicht hatten, und warf sich ganz erschöpft nieder in das Gras. Reinhold setzte sich zu ihm und fing nach einer Weile an: „Ich muß dir, mein herziger Bruder, gestern abend recht verwunderlich vorgekommen sein. Aber als du mir von deiner Liebe erzähltest, als du so trostlos warst, da ging mir allerlei einfältiges Zeug durch den Kopf, welches mich verwirrte und am Ende hätte toll machen können, vertrieb' nicht dein schöner Gesang und meine Laute die bösen Geister. Heute, als mich der erste Strahl der Morgensonne weckte, war nun vollends, da schon von Abend der schlimme Spuk gewichen, alle Lebenslust in mein Gemüt zurückgekehrt. Ich lief hinaus, und im Gebüsch umher

kreuzend, kamen mir allerlei herrliche Dinge in den Sinn. Wie ich dich so gefunden, wie mein ganzes Gemüt sich dir zugewandt! — Eine anmutige Geschichte, die sich vor einiger Zeit in Italien zutrug, eben als ich dort war, fiel mir ein, ich will sie dir erzählen, da sie recht lebendig zeigt, was wahre Freundschaft vermag. Es begab sich, daß ein edler Fürst, eifriger Freund und Beschützer der schönen Künste, einen sehr hohen Preis ausgesetzt hatte für ein Gemälde, dessen herrlicher, aber gar schwer zu behandelnder Gegenstand genau bestimmt war. Zwei junge Maler, die, durch das engste Freundschaftsband verbunden, zusammen zu arbeiten pflegten, beschlossen, um den Preis zu ringen. Sie teilten sich ihre Entwürfe mit und sprachen viel darüber, wie die Schwierigkeit des Gegenstandes zu überwinden. Der Ältere, im Zeichnen, im Ordnen der Gruppen erfahrner, hatte bald das Bild erfaßt und entworfen und stand nun bei dem Jüngern, der schon im Entwurf ganz verzagt von dem Bilde abgelassen, hätte der Ältere ihn nicht unablässig ermuntert und guten Rat erteilt. Als sie nun zu malen begannen, wußte der Jüngere, ein Meister in der Kunst der Farbe, dagegen dem Ältern manchen Wink zu geben, den dieser mit tüchtigem Erfolg benutzte, so daß der Jüngere nie ein Bild besser gezeichnet, der Ältere nie ein Bild besser gefärbt hatte. Als die Gemälde vollendet waren, fielen sich beide Meister in die Arme, jeder war innig erfreut — entzückt über die Arbeit des andern, jeder dem andern den wacker verdienten Preis zuerkennend. Es begab sich aber, daß der Jüngere den Preis erhielt, da rief er ganz beschämt: ‚O wie konnte ich denn den Preis erringen, was ist mein Verdienst gegen das meines Freundes, wie hätte ich denn nur ohne seinen Rat, ohne seinen wackern Beistand etwas Tüchtiges hervorbringen können?‘ Da sprach aber der Ältere: ‚Und hast du mir denn nicht auch beigestanden mit tüchtigem Rat? mein Gemälde ist wohl auch nichts Schlechtes, aber du hast den Preis davongetragen, wie sich's

gebührt. Nach gleichem Ziel zu streben, wacker und offen, das ist recht Freundes Sache, der Lorbeer, den der Sieger erhält, ehrt auch den Besiegten; ich liebe dich nun noch mehr, da du so tapfer gerungen und mit deinem Siege mir auch Ruhm und Ehre gebracht hast.' — Nicht wahr, Friedrich, der Maler hatte recht? — Wacker, ohne allen tückischen Hinterhalt um gleichen Preis ringen, sollte das wahre Freunde nicht noch mehr, recht aus der Tiefe des Herzens einigen, statt sie zu entzweien? sollte in edlen Gemütern wohl kleinlicher Neid oder gar hämischer Haß Raum finden können?" „Niemals," erwiderte Friedrich, „gewiß niemals. Wir sind nun recht liebende Brüder geworden, in kurzer Zeit fertigen wir beide wohl das Nürnberger Meisterstück, ein tüchtiges zweifudriges Faß, ohne Feuer getrieben, aber der Himmel mag mich davor bewahren, daß ich auch nur den kleinsten Neid spüren sollte, wenn das deinige, lieber Bruder Reinhold, besser gerät als das meinige." „Ha, ha, ha," lachte Reinhold laut auf, „geh mir mit deinem Meisterstück, das wirst du schon fertigen, zur Lust aller tüchtigen Küper. Und daß du's nur weißt, was das Berechnen der Größe, der Proportion, das Abzirkeln der hübschen Rundung betrifft, da findest du an mir deinen Mann. Und auch in Ansehung des Holzes kannst du dich auf mich verlassen. Stabholz von im Winter gefällten Steineichen, ohne Wurmstich, ohne weiße oder rote Streifen, ohne Flammen, das suchen wir aus, du kannst meinem Auge trauen. Ich steh' dir in allem bei mit Rat und Tat. Und darum soll mein Meisterstück nicht geringer ausfallen." „Aber, du Herr im Himmelsthrone," unterbrach hier Friedrich den Freund, „was schwatzen wir denn davon, wer das beste Meisterstück machen soll? — Sind wir denn im Streit deshalb? — Das beste Meisterstück — um Rosa zu verdienen! — Wie kommen wir denn darauf? — mir schwindelt's im Kopfe." — „Ei, Bruder," rief Reinhold immer noch lachend, „an Rosa war ja gar nicht gedacht. Du bist ein Träumer. Komm nur,

daß wir endlich die Stadt erreichen. Friedrich raffte sich auf und wanderte ganz verwirrten Sinnes weiter. Als sie im Wirtshause sich wuschen und abstäubten, sprach Reinhold zu Friedrich: „Eigentlich weiß ich für mein Teil gar nicht, bei welchem Meister ich in Arbeit gehen soll, es fehlt mir hier an aller Bekanntschaft, und da dächt' ich, du nähmst mich nur gleich mit zum Meister Martin, lieber Bruder! Vielleicht gelingt es mir, bei ihm anzukommen." „Du nimmst mir", erwiderte Friedrich, „eine schwere Last vom Herzen, denn, wenn du bei mir bleibst, wird es mir leichter werden, meine Angst, meine Beklommenheit zu besiegen." So schritten nun beide junge Gesellen rüstig fort nach dem Hause des berühmten Küpers, Meister Martin. — Es war gerade der Sonntag, an dem Meister Martin seinen Kerzenmeister-Schmaus gab, und hohe Mittagszeit. So kam es, daß, als Reinhold und Friedrich in Martins Haus hineintraten, ihnen Gläsergeklirr und das verwirrte Getöse einer lustigen Tischgesellschaft entgegenklang. „Ach," sprach Friedrich ganz kleinmütig, „da sind wir wohl zur unrechten Stunde gekommen." „Ich denke," erwiderte Reinhold, „gerade zur rechten, denn beim frohen Mahl ist Meister Martin gewiß guter Dinge und aufgelegt, unsere Wünsche zu erfüllen." Bald trat auch Meister Martin, dem sie hatten sich ankündigen lassen, in festlichen Kleidern angetan, mit nicht geringer Glut auf Nas und Wange heraus auf den Flur. Sowie er Friedrich gewahrte, rief er laut: „Sieh da, Friedrich! guter Junge, bist du wieder heimgekommen? — Das ist brav! — Und hast dich auch zu dem hochherrlichen Küperhandwerk gewandt! — Zwar zieht Herr Holzschuer, wenn von dir die Rede ist, verdammte Gesichter und meint, an dir sei nun gar ein großer Künstler verdorben, und du hättest wohl solche hübsche Bildlein und Geländer gießen können, wie sie in St. Sebald und an Fuggers Hause zu Augsburg zu sehen, aber das ist nur dummes Gewäsche, du hast recht getan, dich zu dem Rechten zu wenden. Sei mir vieltausendmal willkommen."

Und damit faßte ihn Herr Martin bei den Schultern und drückte ihn an sich, wie er es zu tun pflegte, in herzlicher Freude. Friedrich lebte ganz auf bei Meister Martins freundlichem Empfang, alle Beklommenheit war von ihm gewichen, und er trug frei und unverzagt dem Meister nicht allein sein Anliegen vor, sondern empfahl auch Reinhold zur Aufnahme. „Nun," sprach Meister Martin, „nun in der Tat, zu gelegnerer Zeit hättet ihr gar nicht kommen können als eben jetzt, da sich die Arbeit häuft und es mir an Arbeitern gebricht. Seid mir beide herzlich willkommen. Legt nur eure Reisebündel ab und tretet hinein, die Mahlzeit ist zwar beinahe geendet, aber ihr könnt doch noch Platz nehmen an der Tafel, und Rosa soll für euch noch sorgen." Damit ging Herr Martin mit den beiden Gesellen hinein. Da saßen denn nun die ehrsamen Meister, obenan der würdige Handwerksherr Jacobus Paumgartner, mit glühenden Gesichtern. Der Nachtisch war eben aufgetragen, und ein edlerer Wein perlte in den großen Trinkgläsern. Es war an dem, daß jeder Meister mit lauter Stimme von etwas anderm sprach und doch alle meinten sich zu verstehen, und daß bald dieser oder jener laut auflachte, er wußte nicht warum. Aber wie nun der Meister Martin, beide Jünglinge an der Hand, laut verkündete, daß soeben sich ganz erwünscht die beiden, mit guten Handwerkszeugnissen versehenen Gesellen bei ihm eingefunden hätten, wurde alles still, und jeder betrachtete die schmucken Leute mit behaglichem Wohlgefallen. Reinhold schaute mit hellen Augen beinahe stolz umher, aber Friedrich schlug die Augen nieder und drehte das Barett in den Händen. Meister Martin wies den Jünglingen Plätze an dem untersten Ende der Tafel an, aber das waren wohl gerade die herrlichsten, die es nur gab, denn alsbald erschien Rosa, setzte sich zwischen beiden und bediente sie sorglich mit köstlichen Speisen und edlem Getränk. – Die holde Rosa, in hoher Anmut, in vollem Liebreiz prangend, zwischen den beiden bildschönen Jünglingen, mitten unter den alten bärtigen

Meistern – das war gar lieblich anzuschauen, man mußte an ein leuchtendes Morgenwölklein denken, das einzeln am düstern Himmel heraufgezogen, oder es mochten auch wohl schöne Frühlingsblumen sein, die ihre glänzenden Häupter aus trübem, farblosen Grase erhoben. Friedrich vermochte vor lauter Wonne und Seligkeit kaum zu atmen, nur verstohlen blickte er dann und wann nach der, die sein ganzes Gemüt erfüllte: er starrte vor sich hin auf den Teller – wie wär' es ihm möglich gewesen, nur einen Bissen herunterzubringen. Reinhold dagegen wandte die Augen, aus denen funkelnde Blitze strahlten, nicht ab von der lieblichen Jungfrau. Er fing an, von seinen weiten Reisen zu erzählen auf solch wunderbare Art, wie es Rosa noch niemals gehört hatte. Es war ihr, als wenn alles, wovon Reinhold nur sprach, lebendig aufginge in tausend stets wechselnden Gestalten. Sie war ganz Aug', ganz Ohr, sie wußte nicht, wie ihr geschah, wenn Reinhold in vollem Feuer der Rede ihre Hand ergriff und sie an seine Brust drückte. „Aber," brach Reinhold plötzlich ab, „aber, Friedrich, was sitzest du da stumm und starr. Ist dir die Rede vergangen? Komm! – laß uns anstoßen auf das Wohl der lieben holden Jungfrau, die uns so gastlich bewirtet." Friedrich ergriff mit zitternder Hand das große Trinkglas, das Reinhold bis an den Rand gefüllt hatte, und das er (Reinhold ließ nicht nach) bis auf den letzten Tropfen leeren mußte. „Nun soll unser brave Meister leben," rief Reinhold, schenkte wieder ein, und abermals mußte Friedrich das Glas austrinken. Da fuhren die Feuergeister des Weins durch sein Inneres und regten das stockende Blut an, daß es siegend in allen Pulsen und Adern hüpfte. „Ach, mir ist so unbeschreiblich wohl," lispelte er, indem glühende Röte in sein Antlitz stieg, „ach, so gut ist es mir ja auch noch nicht geworden." Rosa, die seine Worte wohl ganz anders deuten mochte, lächelte ihn an mit unbeschreiblicher Milde. Da sprach Friedrich, befreit von aller Bangigkeit: „Liebe Rosa, Ihr möget Euch meiner wohl gar nicht mehr erinnern?" „Ei, lieber Friedrich," erwiderte Rosa

mit niedergeschlagenen Augen, „ei, wie wär's denn möglich, daß ich Euch vergessen haben sollte in so kurzer Zeit. Bei dem alten Herrn Holzschuer — damals war ich zwar noch ein Kind, aber Ihr verschmähtet es nicht, mit mir zu spielen, und wußtet immer was Hübsches, was Artiges aufs Tapet zu bringen. Und das kleine allerliebste Körblein von feinem Silberdraht, das ihr mir damals zu Weihnachten schenktet, das habe ich noch und verwahre es sorglich als ein teures Andenken." Tränen glänzten in den Augen des wonnetrunknen Jünglings, er wollte sprechen, aber nur wie ein tiefer Seufzer entquollen der Brust die Worte: „O Rosa — liebe, liebe — Rosa!" — „Immer," fuhr Rosa fort, „immer hab' ich recht herzlich gewünscht, Euch wiederzusehen, aber daß Ihr zum Küperhandwerk übergehen würdet, das hab' ich nimmermehr geglaubt. Ach, wenn ich an die schönen Sachen denke, die Ihr damals bei dem Meister Holzschuer verfertigtet, es ist doch schade, daß Ihr nicht bei Eurer Kunst geblieben seid." „Ach, Rosa," sprach Friedrich, „nur um Euretwillen wurde ich ja untreu meiner lieben Kunst." — Kaum waren diese Worte heraus, als Friedrich hätte in die Erde sinken mögen vor Angst und Scham! — Das unbesonnenste Geständnis war auf seine Lippen gekommen. Rosa, wie alles ahnend, wandte das Gesicht von ihm weg, er rang vergebens nach Worten. Da schlug Herr Paumgartner mit dem Messer hart auf den Tisch und verkündete der Gesellschaft, daß Herr Vollrad, ein würdiger Meistersinger, ein Lied anstimmen werde. Herr Vollrad stand denn auch alsbald auf, räusperte sich und sang solch ein schönes Lied in der güldnen Tonweis Hanns Vogelgesangs, daß allen das Herz vor Freuden hüpfte und selbst Friedrich sich wieder erholte von seiner schlimmen Bedrängnis. Nachdem Herr Vollrad noch mehrere schöne Lieder in andern herrlichen Weisen, als da ist: der süße Ton, die Krummzinkenweis, die geblümte Paradiesweis, die frisch Pomeranzenweis u. a. gesungen, sprach er, daß, wenn jemand an der Tafel was von der holdseligen Kunst der Meistersinger verstehe, er nun auch ein Lied anstimmen möge. Da stand Reinhold auf

und ſprach, wenn es ihm erlaubt ſei, ſich auf italiſche Weiſe mit der Laute zu begleiten, ſo wolle er wohl auch ein Lied anſtimmen und dabei die deutſche Weis ganz beibehalten. Er holte, als niemand etwas dagegen hatte, ſein Inſtrument herbei und hub, nachdem er in gar lieblichen Klängen präludiert hatte, folgendes Lied an:

Wo ſteht das Brünnelein,
Was ſprudelt würzigen Wein?
Im tiefen Grund,
Da kunt
Ihr fröhlich ſchau'n
Sein lieblich golden Rinnen,
Das ſchöne Brünnelein,
Drin ſprudelt goldner Wein,
Wer hat's gemacht,
Bedacht
Mit hoher Kunſt
Und wackrem Fleiß daneben?
Das luſt'ge Brünnelein
Mit hoher Kunſt gar fein,
Allein
Tät es der Küper machen.
Erglüht von edlem Wein,
Im Herzen Liebe rein,
Jung Küpers Art,
Gar zart
Iſt das in allen Sachen.

Das Lied gefiel allen über die Maßen wohl, aber keinem ſo ſehr als dem Meiſter Martin, dem die Augen vor Freude und Entzücken glänzten. Ohne auf Vollrad zu achten, der beinahe zu viel von der ſtumpfen Schoßweis Hans Müllers ſprach, die der Geſelle gut genug getroffen — ohne auf ihn zu achten, ſtand Meiſter Martin auf von ſeinem Sitze und ſchrie, indem er ſein Paßglas in die Höhe hob: „Komm her — du wackrer Küper und Meiſterſinger — komm her, mit mir, mit deinem Meiſter Martin, ſollſt du dies Glas leeren!" Reinhold mußte tun, wie

ihm geboten. Als er zu ſeinem Platz zurückkehrte, raunte er dem tiefſinnigen Friedrich ins Ohr: „Nun mußt du ſingen — ſing das Lied von geſtern abend.“ „Biſt du raſend,“ erwiderte Friedrich ganz erzürnt. Da ſprach Reinhold mit lauter Stimme zur Geſellſchaft: „Ihr ehrbaren Herren und Meiſter! hier mein lieber Bruder Friedrich iſt noch viel ſchönerer Lieder mächtig und hat eine viel lieblichere Stimme als ich, aber die Kehle iſt ihm verſtaubt von der Reiſe, und da wird er ein andermal ſeine Lieder in den herrlichſten Weiſen euch auftiſchen!“ — Nun fielen alle mit Lobeserhebungen über Friedrich her, als ob er ſchon geſungen hätte. Manche Meiſter meinten ſogar endlich, daß ſeine Stimme in der Tat doch lieblicher ſei als die des Geſellen Reinhold, ſo wie Herr Vollrad, nachdem er noch ein volles Glas geleert hatte, überzeugt war, daß Friedrich doch die deutſchen ſchönen Weiſen beſſer treffe als Reinhold, der gar zu viel Italiſches an ſich habe. Aber Meiſter Martin warf den Kopf in den Nacken, ſchlug ſich auf den runden Bauch, daß es klatſchte, und rief: „Das ſind nun meine Geſellen — meine ſag' ich, des Küpermeiſters Tobias Martin zu Nürnberg Geſellen!“ — Und alle Meiſter nickten mit den Häuptern und ſprachen, die letzten Tropfen aus den hohen Trinkgläſern nippend: „Ja, ja! — Eure, des Meiſter Martins brave, wackre Geſellen!“ — Man begab ſich endlich zur Ruhe. Reinhold und Friedrich, jedem wies Meiſter Martin eine ſchmucke helle Kammer in ſeinem Hauſe an.

Wie der dritte Geſell zum Meiſter Martin ins Haus kam, und was ſich darauf weiter begab.

Als die beiden Geſellen, Reinhold und Friedrich, einige Wochen hindurch in Meiſter Martins Werkſtatt gearbeitet hatten, bemerkte dieſer, daß, was Meſſung mit Lineal und Zirkel, Berechnung und richtiges Augenmaß betraf, Reinhold wohl ſeinesgleichen ſuchte, doch anders war es bei der Arbeit auf der Fügbank, mit dem

Lenkbeil oder mit dem Schlegel. Da ermattete Reinhold sehr bald, und das Werk förderte nicht, er mochte sich mühen, wie er wollte. Friedrich dagegen hobelte und hämmerte frisch darauf los, ohne sonderlich zu ermüden. Was sie aber miteinander gemein hatten, war ein sittiges Betragen, in das vorzüglich auf Reinholds Anlaß viel unbefangne Heiterkeit und gemütliche Lust kam. Dazu schonten sie in voller Arbeit, zumal wenn die holde Rosa zugegen war, nicht ihre Kehlen, sondern sangen mit ihren lieblichen Stimmen, die gar anmutig zusammengingen, manches herrliche Lied. Und wollte dann auch Friedrich, indem er hinüberschielte nach Rosen, in den schwermütigen Ton verfallen, so stimmte Reinhold sogleich ein Spottlied an, das er ersonnen und das anfing: „Das Faß ist nicht die Zither, die Zither nicht das Faß"; so daß der alte Herr Martin oft den Degsel, den er schon zum Schlage erhoben, wieder sinken ließ und sich den wackelnden Bauch hielt vor innigem Lachen. Überhaupt hatten die beiden Gesellen, vorzüglich aber Reinhold, sich ganz in Martins Gunst festgenistet, und wohl konnte man bemerken, daß Rosa auch manchen Vorwand suchte, um öfter und länger in der Werkstatt zu verweilen, als sonst wohl geschehen sein mochte.

Eines Tages trat Herr Martin ganz nachdenklich in seine offne Werkstatt vor dem Tore hinein, wo Sommer über gearbeitet wurde. Eben setzten Reinhold und Friedrich ein kleines Faß auf. Da stellte sich Meister Martin vor sie hin mit übereinander geschlagenen Armen und sprach: „Ich kann euch gar nicht sagen, ihr lieben Gesellen, wie sehr ich mit euch zufrieden bin, aber nun komme ich doch in große Verlegenheit. Vom Rhein her schreiben sie, daß das heurige Jahr, was den Weinbau betrifft, gesegneter sein werde, als je eins gewesen. Ein weiser Mann hat gesagt, der Komet, der am Himmel heraufgezogen, befruchte mit seinen wunderbaren Strahlen die Erde, so daß sie aus den tiefsten Schachten alle Glut, die die edlen Metalle kocht, herausströmen und ausdunsten werde in die

durstigen Reben, die in üppigem Gedeihen Traub' auf Traube hervorarbeiten und das flüssige Feuer, von dem sie getränkt, hineinsprudeln würden in das Gewächs. Erst nach beinahe dreihundert Jahren werde solch günstige Konstellation wieder eintreten. — Da wird's nun Arbeit geben die Hülle und die Fülle. Und dazu kommt noch, daß auch der hochwürdige Herr Bischof von Bamberg an mich geschrieben und ein großes Faß bei mir bestellt hat. Damit können wir nicht fertig werden, und es tut not, daß ich mich noch nach einem tüchtigen Gesellen umschaue. Nun möcht' ich aber auch nicht gleich diesen oder jenen von der Straße unter uns aufnehmen, und doch brennt mir das Feuer auf den Nägeln. Wenn ihr einen wackern Gesellen irgendwo wißt, den ihr unter euch leiden möchtet, so sagt's nur, ich schaff' ihn her, und sollt' es mir auch ein gut Stück Geld kosten." Kaum hatte Meister Martin dies gesprochen, als ein junger Mensch von hohem kräftigen Bau mit starker Stimme hinein rief: „He da! ist das hier Meister Martins Werkstatt?" „Freilich," erwiderte Meister Martin, indem er auf den jungen Gesellen losschritt, „freilich ist sie das, aber Ihr braucht gar nicht so mörderlich hinein zu schreien und hinein zu tappen, so kommt man nicht zu den Leuten." „Ha, ha, ha," lachte der junge Gesell, „Ihr seid wohl Meister Martin selbst, denn so mit dem dicken Bauche, mit dem stattlichen Unterkinn, mit den blinzelnden Augen, mit der roten Nase, gerade so ist er mir beschrieben worden. Seid mir schön gegrüßt, Meister Martin." „Nun was wollt Ihr denn vom Meister Martin," fragte dieser ganz unmutig. „Ich bin," antwortete der junge Mensch, „ich bin ein Küpergesell und wollte nur fragen, ob ich bei Euch in Arbeit kommen könnte." Meister Martin trat vor Verwunderung, daß gerade in dem Augenblick, als er gesonnen war, einen Gesellen zu suchen, sich einer meldete, ein paar Schritte zurück und maß den jungen Menschen vom Kopf bis zum Fuße. Der schaute ihn aber keck an mit blitzenden Augen. Als nun Meister Martin

die breite Bruſt, den ſtarken Gliederbau, die kräftigen Fäuſte des jungen Menſchen bemerkte, dachte er bei ſich ſelbſt, gerade ſolch einen tüchtigen Kerl brauche ich ja, und fragte ihn ſogleich nach den Handwerkszeugniſſen. „Die hab' ich nicht zur Hand," erwiderte der junge Menſch, „aber ich werde ſie beſchaffen in kurzer Zeit und geb' Euch jetzt mein Ehrenwort, daß ich treu und redlich arbeiten will, das muß Euch gnügen." Und damit, ohne Meiſter Martins Antwort abzuwarten, ſchritt der junge Geſell zur Werkſtatt hinein, warf Barett und Reiſebündel ab, zog das Wams herunter, band das Schurzfell vor und ſprach: „Sagt nur gleich an, Meiſter Martin, was ich jetzt arbeiten ſoll." Meiſter Martin, ganz verdutzt über des fremden Jünglings keckes Betragen, mußte ſich einen Augenblick beſinnen, dann ſprach er: „Nun, Geſelle, beweiſet einmal gleich, daß Ihr ein tüchtiger Küper ſeid, nehmt den Gargelkamm zur Hand und fertigt an dem Faß, das dort auf dem Endſtuhl liegt, die Kröſe. Der fremde Geſell vollführte das, was ihm geheißen, mit beſonderer Stärke, Schnelle und Geſchicklichkeit und rief dann, indem er hell auflachte: „Nun, Meiſter Martin, zweifelt Ihr noch daran, daß ich ein tüchtiger Küper bin? — Aber," fuhr er fort, indem er in der Werkſtatt auf und ab gehend mit den Blicken Handwerkszeug und Holzvorrat muſterte, „aber habt Ihr auch tüchtiges Gerät und — was iſt denn das für ein Schlegelchen dort, damit ſpielen wohl Eure Kinder? — und das Lenkbeilchen, hei! das iſt wohl für die Lehrburſchen?" — Und damit ſchwang er den großen ſchweren Schlegel, den Reinhold gar nicht regieren konnte, und mit dem Friedrich nur mühſam hantierte, das wuchtige Lenkbeil, mit dem Meiſter Martin ſelbſt arbeitete, hoch in den Lüften. Dann rollte er ein paar große Fäſſer wie leichte Bälle beiſeite und ergriff eine von den dicken, noch nicht ausgearbeiteten Dauben. „Ei," rief er, „ei, Meiſter, das iſt gutes Eichenſtabholz, das muß ſpringen wie Glas!" Und damit ſchlug er die Daube gegen den Schleifſtein, daß ſie mit lautem Schall glatt ab in zwei Stücke zerbrach. „O

wollt Ihr doch," sprach Meister Martin, „wollt Ihr doch, lieber Gesell, nicht etwa jenes zweifudrige Faß herausschmeißen oder gar die ganze Werkstatt zusammenschlagen. Zum Schlegel könnt Ihr ja den Balken dort brauchen, und damit Ihr auch ein Lenkbeil nach Eurem Sinn bekommt, will ich Euch das drei Ellen lange Rolandsschwert vom Rathause herunterholen." „Das wär' mir nun eben recht," rief der junge Mensch, indem ihm die Augen funkelten, aber sogleich schlug er den Blick nieder und sprach mit gesenkter Stimme: „Ich dachte nur, lieber Meister, daß Ihr zu Eurer großen Arbeit recht starke Gesellen nötig hättet, und da bin ich wohl mit meiner Leibeskraft etwas zu vorlaut, zu prahlerisch gewesen. Nehmt mich aber immerhin in Arbeit, ich will wacker schaffen, was Ihr von mir begehrt." Meister Martin sah dem Jüngling ins Gesicht und mußte sich gestehen, daß ihm wohl nie edlere und dabei grundehrlichere Züge vorgekommen. Ja, es war ihm, als rege sich bei dem Anblick des Jünglings die dunkle Erinnerung irgendeines Mannes auf, den er schon seit langer Zeit geliebt und hochverehrt, doch konnte er diese Erinnerung nicht ins klare bringen, wiewohl er deshalb des Jünglings Verlangen auf der Stelle erfüllte und ihm nur aufgab, sich nächstens durch glaubhafte Atteste zum Handwerk gehörig auszuweisen. Reinhold und Friedrich waren indessen mit dem Aufsetzen des Fasses fertig geworden und trieben nun die ersten Bände auf. Dabei pflegten sie immer ein Lied anzustimmen und taten es nun auch, indem sie ein feines Lied in der Stieglitzweis Adam Puschmanns begannen. Da schrie aber Conrad (so war der neue Gesell geheißen) von der Fügbank, an die ihn Meister Martin gestellt, herüber: „Ei, was ist denn das für ein Quinkelieren? Kommt es mir doch vor, als wenn die Mäuse pfeifen hier in der Werkstatt. Wollt ihr was singen, so singt so, daß es einem das Herz erfrischt und Lust macht zur Arbeit. Solches mag ich auch wohl bisweilen tun." Und damit begann er ein tolles Jagdlied mit Hallo und Hussa! und dabei

ahmte er das Gebell der Hundekoppeln, die gellenden Rufe der Jäger mit solch durchdringender, schmetternder Stimme nach, daß die großen Fässer widerklangen und die ganze Werkstatt erdröhnte. Meister Martin verhielt sich mit beiden Händen die Ohren, und der Frau Marthe (Valentins Witwe) Knaben, die in der Werkstatt spielten, verkrochen sich furchtsam unters Stabholz. In dem Augenblick trat Rosa hinein, verwundert, erschrocken über das fürchterliche Geschrei, was gar nicht Singen zu nennen. Sowie Conrad Rosa gewahrte, schwieg er augenblicklich, stand von der Fügbank auf und nahte sich ihr, sie mit dem edelsten Anstande grüßend. Dann sprach er mit sanfter Stimme, leuchtendes Feuer in den hellen braunen Augen: „Mein holdes Fräulein, welch ein süßer Rosenschimmer ging denn auf in dieser schlechten Arbeitshütte, als Ihr eintratet, o wäre ich Euer doch nur früher ansichtig geworden, nicht Eure zarten Ohren hätt' ich beleidigt mit meinem wilden Jagdliede! – O," (so rief er, sich zu Meister Martin und den andern Gesellen wendend) „o hört doch nur auf mit euerm abscheulichen Geklapper! – Solange euch das liebe Fräulein ihres Anblicks würdigt, mögen Schlegel und Treiber ruhn. Nur *ihre* süße Stimme wollen wir hören und mit gebeugtem Haupt erlauschen, was *sie* gebietet uns demütigen Knechten." Reinhold und Friedrich schauten sich ganz verwundert an, aber Meister Martin lachte hell auf und rief: „Nun, Conrad! – nun ist's klar, daß Ihr der allernärrischte Kauz seid, der jemals ein Schurzfell vorgebunden. Erst kommt Ihr her und wollt mir wie ein ungeschlachter Riese alles zerschmeißen, dann brüllt Ihr dermaßen, daß uns allen die Ohren gellen, und zum würdigen Schluß aller Tollheit seht Ihr mein Töchterlein Rosa für ein Edelfräulein an und gebärdet Euch wie ein verliebter Junker!" „Eure holde Tochter," erwiderte Conrad gelassen, „Eure holde Tochter kenne ich gar wohl, lieber Meister Martin, aber ich sage Euch, daß sie das hochherrlichste Fräulein ist, das auf Erden wandelt, und mag der Himmel verleihen, daß sie den edelsten Junker würdige, in

treuer, ritterlicher Liebe ihr Paladin zu sein." Meister Martin hielt sich die Seiten, er wollte ersticken, bis er dem Lachen Luft gab durch Krächzen und Hüsteln. Kaum der Sprache mächtig, stotterte er dann: „Gut — sehr gut, mein allerliebster Junge, magst du meine Rosa immerhin für ein hochadlig Fräulein halten, ich gönn' es dir — aber dem unbeschadet — sei so gut und gehe fein zurück an deine Fügbank!" Conrad blieb eingewurzelt stehen mit niedergeschlagenem Blick, rieb sich die Stirn, sprach leise: „Es ist ja wahr," und tat dann, wie ihm geheißen. Rosa setzte sich, wie sie immer in der Werkstatt zu tun pflegte, auf ein klein Fäßlein, das Reinhold sorglich abgestäubt und Friedrich herbeigeschoben hatte. Beide fingen, Meister Martin gebot es ihnen, nun aufs neue das schöne Lied an, in dem sie der wilde Conrad unterbrochen, der nun, still und ganz in sich versunken, an der Fügbank fortarbeitete.

Als das Lied geendet, sprach Meister Martin: „Euch hat der Himmel eine schöne Gabe verliehn, ihr lieben Gesellen! — ihr glaubt gar nicht, wie hoch ich die holdselige Singekunst achte. Wollt' ich doch auch einmal ein Meistersinger werden, aber das ging nun ganz und gar nicht, ich mochte es auch anstellen, wie ich wollte. Mit aller meiner Mühe erntete ich nur Hohn und Spott ein. Beim Freisingen machte ich bald falsche Anhänge, bald Klebsilben, bald ein falsch Gebänd, bald falsche Blumen, oder verfiel ganz und gar in falsche Melodei. — Nun, ihr werdet es besser machen, und es wird heißen, was der Meister nicht vermag, das tun doch seine Gesellen. Künftigen Sonntag ist zur gewöhnlichen Zeit nach der Mittagspredigt ein Meistersingen in der St. Katharinenkirche, da könnet ihr beide, Reinhold und Friedrich, Lob und Ehre erlangen mit eurer schönen Kunst, denn vor dem Hauptsingen wird ein Freisingen gehalten, woran ihr sowie jeder Fremde, der der Singekunst mächtig, ungehindert teilnehmen könnet. Nun, Gesell Conrad" (so rief Meister Martin herüber zur Fügbank), „nun, Gesell Conrad, möcht' Ihr nicht

auch den Singstuhl besteigen und Euer schönes Jagdlied anstimmen?" „Spottet nicht," erwiderte Conrad, ohne aufzublicken, „spottet nicht, lieber Meister! jedes an seinem Platze. Während Ihr Euch an dem Meistersingen erbaut, werde ich auf der Allerwiese meinem Vergnügen nachgehn."

Es kam so, wie Meister Martin wohl vermutet. Reinhold bestieg den Singestuhl und sang Lieder in unterschiedlichen Weisen, die alle Meistersinger erfreuten, wiewohl sie meinten, daß dem Sänger zwar kein Fehler, aber eine gewisse ausländische Art, selbst könnten sie nicht sagen, worin die eigentlich bestehe, vorzuwerfen sei. Bald darauf setzte sich Friedrich auf den Singestuhl, zog sein Barett ab und begann, nachdem er einige Sekunden vor sich hingeschaut, dann aber einen Blick in die Versammlung geworfen, der wie ein glühender Pfeil der holden Rosa in die Brust traf, daß sie tief aufseufzen mußte, ein solches herrliches Lied im zarten Ton Heinrich Frauenlobs, daß alle Meister einmütiglich bekannten, keiner unter ihnen vermöge den jungen Gesellen zu übertreffen.

Als der Abend herangekommen und die Singschule geendigt, begab sich Meister Martin, um den Tag recht zu genießen in heller Fröhlichkeit, mit Rosa nach der Allerwiese. Die beiden Gesellen, Reinhold und Friedrich, durften mitgehen. Rosa schritt in ihrer Mitte. Friedrich, ganz verklärt von dem Lobe der Meister, in seliger Trunkenheit, wagte manches kühne Wort, das Rosa, die Augen verschämt niederschlagend, nicht vernehmen zu wollen schien. Sie wandte sich lieber zu Reinhold, der nach seiner Weise allerlei Lustiges schwatzte und sich nicht scheute, seinen Arm um Rosas Arm zu schlingen. Schon in der Ferne hörten sie das jauchzende Getöse auf der Allerwiese. An den Platz gekommen, wo die Jünglinge sich in allerlei zum Teil ritterlichen Spielen ergötzten, vernahmen sie, wie das Volk einmal über das andere rief: „Gewonnen, gewonnen — er ist's wieder, der Starke! — ja gegen den kommt niemand auf!" — Meister

Martin gewahrte, als er ſich durchs Volk gedrängt hatte, daß alles Lob, alles Jauchzen des Volks niemandem anders galt als ſeinem Geſellen Conrad. Der hatte im Wettrennen, im Fauſtkampf, im Wurfſpießwerfen alle übrige übertroffen. Als Martin herankam, rief Conrad eben: ob es jemand mit ihm aufnehmen wolle im luſtigen Kampfſpiel mit ſtumpfen Schwertern? Mehrere wackre Patrizier-Jünglinge, ſolch ritterlichen Spiels gewohnt, ließen ſich ein auf die Forderung. Nicht lange dauerte es aber, ſo hatte Conrad auch hier ohne alle große Mühe und Anſtrengung ſämtliche Gegner überwunden, ſo daß des Lobpreiſens ſeiner Gewandtheit und Stärke gar kein Ende war.

Die Sonne war herabgeſunken, das Abendrot erlöſchte, und die Dämmerung ſtieg mit Macht herauf. Meiſter Martin, Roſa und die beiden Geſellen hatten ſich an einem plätſchernden Springquell gelagert. Reinhold erzählte viel Herrliches von dem fernen Italien, aber Friedrich ſchaute ſtill und ſelig der holden Roſa in die Augen. Da kam Conrad heran, leiſen zögernden Schrittes, wie mit ſich ſelbſt uneins, ob er ſich zu den andern lagern ſolle oder nicht. Meiſter Martin rief ihm entgegen: „Nun, Conrad, kommt nur immer heran, Ihr habt Euch tapfer gehalten auf der Wieſe, ſo kann ich's wohl leiden an meinen Geſellen, ſo ziemt es ihnen auch. Scheut Euch nicht, Geſelle! Setzt Euch zu uns, ich erlaub' es Euch!" Conrad warf einen durchbohrenden Blick auf den Meiſter, der ihm gnädig zunickte, und ſprach dann mit dumpfer Stimme: „Vor Euch ſcheue ich mich nun ganz und gar nicht, hab' Euch auch noch gar nicht nach der Erlaubnis gefragt, ob ich mich hier lagern darf oder nicht, komme überhaupt auch gar nicht zu Euch. Alle meine Gegner hab' ich in den Sand geſtreckt im luſtigen Ritterſpiel, und da wollt' ich nur das holde Fräulein fragen, ob ſie mir nicht auch wie zum Preis des luſtigen Spiels den ſchönen Strauß verehren wollte, den ſie an der Bruſt trägt." Damit ließ ſich Conrad vor Roſa auf ein Knie nieder, ſchaute mit ſeinen klaren braunen

Augen ihr recht ehrlich ins Antlitz und bat: „Gebt mir immer den schönen Strauß als Siegespreis, holde Rosa, Ihr dürft mir das nun durchaus nicht abschlagen.“ Rosa nestelte auch gleich den Strauß los und gab ihn Conrad, indem sie lachend sprach: „Ei, ich weiß ja wohl, daß einem solchen tapfern Ritter, wie Ihr seid, solch ein Ehrenzeichen von einer Dame gebührt, und so nehmt immerhin meine welkgewordenen Blumen.“ Conrad küßte den ihm dargebotenen Strauß und steckte ihn dann an sein Barett, aber Meister Martin rief, indem er aufstand: „Nun seht mir einer die tollen Possen! – Doch laßt uns nach Hause wandeln, die Nacht bricht ein.“ Herr Martin schritt vorauf, Conrad ergriff mit sittigem, zierlichem Anstande Rosas Arm, Reinhold und Friedrich schritten ganz unmutig hinterher. Die Leute, denen sie begegneten, blieben stehn und schauten ihnen nach, indem sie sprachen: „Ei, seht nur, seht, das ist der reiche Küper Thomas Martin mit seinem holden Töchterlein und seinen wackern Gesellen. Das nenn' ich mir hübsche Leute!“ –

Wie Frau Marthe mit Rosa von den drei Gesellen sprach. Conrads Streit mit dem Meister Martin.

Junge Mägdlein pflegen wohl alle Lust des Festtages erst am andern Morgen sich so recht durch Sinn und Gemüt gehen zu lassen, und diese Nachfeier dünkt ihnen dann beinahe noch schöner als das Fest selbst. So saß auch die holde Rosa am andern Morgen einsam in ihrem Gemach und ließ, die gefalteten Hände auf dem Schoß, das Köpfchen sinnend vor sich hingeneigt, Spindel und Nähterei ruhen. Wohl mocht' es sein, daß sie bald Reinholds und Friedrichs Lieder hörte, bald den gewandten Conrad sah, wie er seine Gegner besiegte, wie er sich von ihr den Preis des Siegers holte, denn bald summte sie ein paar Zeilen irgendeines Liedleins, bald lispelte sie: „Meinen Strauß wollt Ihr?“ und dann leuchtete höheres Rot auf ihren Wangen,

schimmerten Blitze durch die niedergesenkten Wimpern, stahlen sich leise Seufzer fort aus der innersten Brust. Da trat Frau Marthe hinein, und Rosa freute sich nun, recht umständlich erzählen zu können, wie alles sich in der St. Katharinenkirche und auf der Allerwiese begeben. Als Rosa geendet, sprach Frau Marthe lächelnd: „Nun, liebe Rosa, nun werdet Ihr wohl bald unter drei schmucken Freiern wählen können." „Um Gott," fuhr Rosa auf, ganz erschrocken und blutrot im Gesicht bis unter die Augen, „um Gott, Frau Marthe, wie meint Ihr denn das? — ich! — drei Freier?" — „Tut nur nicht so," sprach Frau Marthe weiter, „tut nur nicht so, liebe Rosa, als ob Ihr gar nichts wissen, nichts ahnen könntet. Man müßte ja wahrhaftig gar keine Augen haben, man müßte ganz verblendet sein, sollte man nicht schauen, daß unsere Gesellen Reinhold, Friedrich und Conrad, ja daß alle drei in der heftigsten Liebe zu Euch sind." „Was bildet Ihr Euch ein, Frau Marthe," lispelte Rosa, indem sie die Hand vor die Augen hielt. „Ei," fuhr Frau Marthe fort, indem sie sich vor Rosa hinsetzte und sie mit einem Arm umschlang, „ei, du holdes, verschämtes Kind, die Hände weg, schau mir recht fest in die Augen und dann leugne, daß du es längst gut gemerkt hast, wie die Gesellen dich in Herz und Sinn tragen, leugne das! — Siehst du wohl, daß du das nicht kannst? — nun, es wär' auch wirklich wunderbar, wenn eines Mägdleins Augen nicht so was gleich erschauen sollten. Wie die Blicke von der Arbeit weg dir zufliegen, wie ein rascherer Takt alles belebt, wenn du in die Werkstatt trittst. Wie Reinhold und Friedrich ihre schönsten Lieder anstimmen, wie selbst der wilde Conrad fromm und freundlich wird, wie jeder sich müht, dir zu nahen, wie flammendes Feuer aufflackert im Antlitz dessen, den du eines holden Blicks, eines freundlichen Worts würdigst! Ei, mein Töchterchen, ist es denn nicht schön, daß solche schmucke Leute um dich buhlen? — Ob du überhaupt einen und wen von den dreien du wählen wirst, das kann ich in der Tat gar nicht sagen,

denn freundlich und gut bist du gegen alle, wiewohl ich — doch still, still davon. Kämst du nun zu mir und sprächst: ratet mir, Frau Marthe, wem von diesen Jünglingen, die sich um mich mühen, soll ich Herz und Hand zuwenden, da würd' ich denn freilich antworten: spricht dein Herz nicht ganz laut und vernehmlich: der ist es, dann laß sie nur alle drei laufen. Sonst aber gefällt mir Reinhold sehr wohl, auch Friedrich, auch Conrad, und dann hab' ich gegen alle drei auch manches einzuwenden. — Ja, in der Tat, liebe Rosa, wenn ich die jungen Gesellen so tapfer arbeiten sehe, gedenke ich immer meines lieben armen Valentins, und da muß ich doch sagen, so wenig er vielleicht noch bessere Arbeit schaffen mochte, so war doch in allem, was er förderte, solch ein ganz anderer Schwung, eine andere Manier. Man merkte, daß er bei dem Dinge war mit ganzer Seele, aber bei den jungen Gesellen ist es mir immer, als täten sie nur so und hätten ganz andere Sachen im Kopfe als ihre Arbeit, ja als sei diese nur eine Bürde, die sie freiwillig sich aufgelastet und nun mit wackerm Mute trügen. Mit Friedrich kann ich mich nun am besten vertragen, das ist ein gar treues, herziges Gemüt. Es ist, als gehöre der am mehrsten zu uns, ich verstehe alles, was er spricht, und daß er Euch so still, mit aller Schüchternheit eines frommen Kindes liebt, daß er kaum wagt, Euch anzublicken, daß er errötet, sowie Ihr ein Wort mit ihm redet, das ist's, was ich so sehr an dem lieben Jungen rühme." Es war, als trete eine Träne in Rosas Auge, als Frau Marthe dies sagte. Sie stand auf und sprach, zum Fenster gewendet: „Friedrich ist mir auch recht lieb, aber daß du mir ja nicht den Reinhold verachtest." „Wie könnte ich denn das," erwiderte Frau Marthe, „Reinhold ist nun offenbar der schönste von allen. Was für Augen! Nein, wenn er einen so durch und durch blitzt mit den leuchtenden Blicken, man kann es gar nicht ertragen! — Aber dabei ist in seinem ganzen Wesen so etwas Verwunderliches, das mir ordentlich Schauer erregt und mich von ihm zurückschreckt.

Ich denke, Herrn Martin müßte, wenn Reinhold in ſeiner Werkſtatt arbeitet und er ihn dieſes, jenes fördern heißt, ſo zumute ſein, wie mir es ſein würde, wenn jemand in meine Küche ein von Gold und Edelſteinen funkelndes Gerät hingeſtellt hätte, und das ſolle ich nun brauchen wie gewöhnliches, ſchlechtes Hausgerät, da ich denn doch gar nicht wagen möchte, es nur anzurühren. Er erzählt und ſpricht und ſpricht, und das alles klingt wie ſüße Muſik, und man wird ganz hingeriſſen davon, aber wenn ich nun ernſtlich daran denke, was er geſprochen, ſo hab' ich am Ende kein Wörtlein davon verſtanden. Und wenn er denn auch wohl einmal nach unſerer Weiſe ſcherzt und ich denke, nun iſt er denn doch ſo wie wir, ſo ſieht er mit einem Mal ſo vornehm darein, daß ich ordentlich erſchrecke. Und dabei kann ich gar nicht ſagen, daß ſein Anſehn der Art gliche, wie mancher Junker, mancher Patrizier ſich bläht, nein, es iſt etwas ganz anderes. Mit einem Wort, es kommt mir, Gott weiß es, ſo vor, als habe er Umgang mit höheren Geiſtern, als gehöre er überhaupt einer andern Welt an. Conrad iſt ein wilder, übermütiger Geſelle und hat dabei in ſeinem ganzen Weſen auch ganz etwas verdammt Vornehmes, was zum Schurzfell nicht recht paſſen will. Und dabei tut er ſo, als wenn nur er allein zu gebieten hätte und die andern ihm gehorchen müßten. Hat er es doch in der kurzen Zeit ſeines Hierſeins dahin gebracht, daß Meiſter Martin, von Conrads ſchallender Stimme angedonnert, ſich ſeinem Willen fügt. Aber dabei iſt Conrad wieder ſo gutmütig und grundehrlich, daß man ihm gar nicht gram werden kann. Vielmehr muß ich ſagen, daß er mir trotz ſeiner Wildheit beinahe lieber iſt als Reinhold, denn zwar ſpricht er auch oft gewaltig hoch, aber man verſteht's doch recht gut. Ich wette, der iſt einmal, mag er ſich auch ſtellen wie er will, ein Kriegsmann geweſen. Deshalb verſteht er ſich noch ſo gut auf die Waffen und hat ſogar was vom Ritterweſen angenommen, das ihm gar nicht übel ſteht. — Nun ſagt mir nur ganz unverhohlen,

liebe Rosa, wer von den drei Gesellen Euch am besten gefällt?" „Fragt," erwiderte Rosa, „fragt mich nicht so verfänglich, liebe Frau Marthe. Doch so viel ist gewiß, daß es mir mit Reinhold gar nicht so geht wie Euch. Zwar ist es richtig, daß er ganz anderer Art ist als seinesgleichen, daß mir bei seinen Gesprächen zumute wird, als tue sich mir plötzlich ein schöner Garten auf voll herrlicher glänzender Blumen, Blüten und Früchte, wie sie auf Erden gar nicht zu finden, aber ich schaue gern hinein. Seit Reinhold hier ist, kommen mir auch manche Dinge ganz anders vor, und manches, was sonst trübe und gestaltlos in meiner Seele lag, ist nun so hell und klar geworden, daß ich es ganz deutlich zu erkennen vermag." Frau Marthe stand auf, und im Davongehen Rosen mit dem Finger drohend, sprach sie: „Ei, ei, Rosa, also wird wohl Reinhold dein Auserwählter sein. Das hatte ich nicht vermutet, nicht geahnet!" „Ich bitte Euch," erwiderte Rosa, sie zur Türe geleitend, „ich bitte Euch, liebe Frau Marthe, vermutet, ahnet gar nichts, sondern überlasset alles den kommenden Tagen. Was die bringen, ist Fügung des Himmels, der sich jeder schicken muß in Frömmigkeit und Demut." — In Meister Martins Werkstatt war es indessen sehr lebhaft worden. Um alles Bestellte fördern zu können, hatte er noch Handlanger und Lehrburschen angenommen, und nun wurde gehämmert und gepocht, daß man es weit und breit hören konnte. Reinhold war mit der Messung des großen Fasses, das für den Bischof von Bamberg gebaut werden sollte, fertig worden und hatte es mit Friedrich und Conrad so geschickt aufgesetzt, daß dem Meister Martin das Herz im Leibe lachte und er ein Mal über das andere rief: „Das nenn' ich mir ein Stück Arbeit, das wird ein Fäßlein, wie ich noch keines gefertigt, mein Meisterstück ausgenommen." — Da standen nun die drei Gesellen und trieben die Bände auf die gefügten Dauben, daß alles vom lauten Getöse der Schlegel widerhallte. Der alte Valentin schabte emsig mit dem Krummesser, und Frau Marthe, die beiden kleinsten Kinder

auf dem Schoße, saß dicht hinter Conrad, während die andern muntern Buben schreiend und lärmend sich mit den Reifen herumtummelten und jagten. Das gab eine lustige Wirtschaft, so daß man kaum den alten Herrn Johannes Holzschuer bemerkte, der zur Werkstatt hineintrat. Meister Martin schritt ihm entgegen und fragte höflich nach seinem Begehren. „Ei," erwiderte Holzschuer, „ich wollte einmal meinen lieben Friedrich wiederschauen, der dort so wacker arbeitet. Aber dann, lieber Meister Martin, tut in meinem Weinkeller ein tüchtiges Faß not, um dessen Fertigung ich Euch bitten wollte. — Seht nur, dort wird ja eben solch ein Faß errichtet, wie ich es brauche, das könnt Ihr mir ja überlassen, Ihr dürft mir nur den Preis sagen." Reinhold, der ermüdet einige Minuten in der Werkstatt geruht hatte und nun wieder zum Gerüst heraufsteigen wollte, hörte Holzschuers Worte und sprach, den Kopf nach ihm wendend: „Ei, lieber Herr Holzschuer, die Lust nach unserm Fäßlein laßt Euch nur vergehen, das arbeiten wir für den hochwürdigen Herrn Bischof von Bamberg!" — Meister Martin, die Arme über den Rücken zusammengeschlagen, den linken Fuß vorgesetzt, den Kopf in den Nacken geworfen, blinzelte nach dem Faß hin und sprach dann mit stolzem Ton: „Mein lieber Meister, schon an dem ausgesuchten Holz, an der Sauberkeit der Arbeit hättet Ihr bemerken können, daß solch ein Meisterstück nur dem fürstlichen Keller ziemt. Mein Geselle Reinhold hat richtig gesprochen, nach solchem Werk laßt Euch die Lust vergehn, wenn die Weinlese vorüber, werd' ich Euch ein tüchtiges schlichtes Fäßlein fertigen lassen, wie es sich für Euern Keller schickt." Der alte Holzschuer, aufgebracht über Meister Martins Stolz, meinte dagegen, daß seine Goldstücke gerade so viel wögen als die des Bischofs von Bamberg, und daß er anderswo auch wohl für sein bares Geld gute Arbeit zu bekommen hoffe. Meister Martin, überwallt von Zorn, hielt mühsam an sich, er durfte den alten, vom Rat, von allen Bürgern hoch verehrten Herrn Holzschuer wohl nicht beleidigen. Aber in dem

Augenblick schlug Conrad immer gewaltiger mit dem Schlegel zu, daß alles dröhnte und krachte, da sprudelte Meister Martin den innern Zorn aus und schrie mit heftiger Stimme: „Conrad — du Tölpel, was schlägst du so blind und toll zu, willst du mir das Faß zerschlagen?" „Ho, ho," rief Conrad, indem er mit trotzigem Blick sich umschaute nach dem Meister; „ho, ho, du komisches Meisterlein, warum denn nicht?" Und damit schlug er so entsetzlich auf das Faß los, daß klirrend der stärkste Band des Fasses sprang und den Reinhold hinabwarf vom schmalen Brette des Gerüstes, während man am hohlen Nachklange wohl vernahm, daß auch eine Daube gesprungen sein müßte. Übermannt von Zorn und Wut sprang Meister Martin hinzu, riß dem Valentin den Stab, an dem er schabte, aus der Hand und versetzte, laut schreiend: „Verfluchter Hund!" dem Conrad einen tüchtigen Schlag über den Rücken. Sowie Conrad den Schlag fühlte, drehte er sich rasch um und stand da einen Augenblick wie sinnlos, dann aber flammten die Augen vor wilder Wut, er knirschte mit den Zähnen, er heulte: „Geschlagen?" Dann war er mit einem Sprunge herab vom Gerüst, hatte schnell das auf dem Boden liegende Lenkbeil ergriffen und führte einen gewaltigen Schlag gegen den Meister, der ihm den Kopf gespalten haben würde, hätte Friedrich nicht den Meister beiseite gerissen, so daß das Beil nur den Arm streifte, aus dem aber das Blut sogleich hinausströmte. Martin, dick und unbeholfen wie er war, verlor das Gleichgewicht und stürzte über die Fügbank, wo eben der Lehrbursche arbeitete, nieder zur Erde. Alles warf sich nun dem wütenden Conrad entgegen, der das blutige Lenkbeil in den Lüften schwang und mit entsetzlicher Stimme heulte und kreischte: „Zur Hölle muß er fahren — zur Hölle!" Mit Riesenkraft schleuderte er alle von sich, er holte aus zum zweiten Schlage, der ohne Zweifel dem armen Meister, der auf dem Boden keuchte und stöhnte, das Garaus gemacht haben würde, da erschien aber, vor Schrecken bleich wie der Tod, Rosa in der Türe der Werk-

statt. Sowie Conrad Rosa gewahrte, blieb er mit dem hochgeschwungnen Beil stehen, wie zur toten Bildsäule erstarrt. Dann warf er das Beil weit von sich, schlug die beiden Hände zusammen vor der Brust, rief mit einer Stimme, die jedem durch das Innerste drang: „O du gerechter Gott im Himmel, was habe ich denn getan!“ und stürzte aus der Werkstatt heraus ins Freie. Niemand gedachte, ihn zu verfolgen.

Nun wurde der arme Meister Martin mit vieler Mühe aufgerichtet, es fand sich indessen gleich, daß das Beil nur ins dicke Fleisch des Arms gedrungen und die Wunde durchaus nicht bedeutend zu nennen war. Den alten Herrn Holzschuer, den Martin im Fall niedergerissen, zog man nun auch unter den Holzspänen hervor und beruhigte so viel möglich der Frau Marthe Kinder, die unaufhörlich um den guten Vater Martin schrien und heulten. Der war ganz verblüfft und meinte, hätte der Teufel von bösem Gesellen nur nicht das schöne Faß verdorben, aus der Wunde mache er sich nicht so viel.

Man brachte Tragsessel herbei für die alten Herren, denn auch Holzschuer hatte sich im Fall ziemlich zerschlagen. Er schmälte auf ein Handwerk, dem solche Mordinstrumente zu Gebote ständen, und beschwor Friedrich, je eher desto lieber sich wieder zu der schönen Bildgießerei, zu den edlen Metallen zu wenden.

Friedrich und mit ihm Reinhold, den der Reif hart getroffen, und der sich an allen Gliedern wie gelähmt fühlte, schlichen, als schon tiefe Dämmerung den Himmel umzog, unmutig nach der Stadt zurück. Da hörten sie hinter einer Hecke ein leises Ächzen und Seufzen. Sie blieben stehen, und es erhob sich alsbald eine lange Gestalt vom Boden, die sie augenblicklich für Conrad erkannten und scheu zurückprallten. „Ach, ihr lieben Gesellen,“ rief Conrad mit weinerlicher Stimme, „entsetzet euch doch nur nicht so sehr vor mir! — ihr haltet mich für einen teuflischen Mordhund! — ach, ich bin es ja nicht, ich bin es ja nicht — ich konnte nicht anders! ich mußte den dicken Meister totschlagen, eigent-

lich müßt' ich mit euch gehen und es noch tun, wie es nur möglich wäre! — Aber nein — nein, es ist alles aus, ihr seht mich nicht wieder! — grüßt die holde Rosa, die ich so über die Maßen liebe! — sagt ihr, daß ich ihre Blumen zeitlebens auf dem Herzen tragen, mich damit schmücken werde, wenn ich — doch sie wird vielleicht künftig von mir hören! — lebt wohl, lebt wohl, ihr meine lieben wackern Gesellen!" — Damit rannte Conrad unaufhaltsam fort über das Feld.

Reinhold sprach: „Es ist was Besonderes mit diesem Jüngling, wir können seine Tat gar nicht abwägen oder abmessen nach gewöhnlichem Maßstab. Vielleicht erschließt sich künftig das Geheimnis, das auf seiner Brust lastete."

Reinhold verläßt Meister Martins Haus.

So lustig es sonst in Meister Martins Werkstatt herging, so traurig war es jetzt geworden. Reinhold, zur Arbeit unfähig, blieb in seiner Kammer eingeschlossen; Martin, den wunden Arm in der Binde, schimpfte und schmälte unaufhörlich auf den Ungeschick des bösen fremden Gesellen. Rosa, selbst Frau Marthe mit ihren Knaben scheuten den Tummelplatz des tollen Beginnens, und so tönte dumpf und hohl, wie im einsamen Walde zur Winterszeit der Holzschlag, Friedrichs Arbeit, der nun das große Faß allein mühsam genug fördern mußte.

Tiefe Traurigkeit erfüllte bald Friedrichs ganzes Gemüt, denn nun glaubte er deutlich zu gewahren, was er längst gefürchtet. Er trug keinen Zweifel, daß Rosa Reinhold liebe. Nicht allein, daß alle Freundlichkeit, manches süße Wort schon sonst Reinhold allein zugewendet wurde, so war es jetzt ja schon Beweises genug, daß Rosa, da Reinhold nicht hinaus konnte zur Werkstatt, ebenfalls nicht mehr daran dachte, herauszugehen, und lieber im Hause blieb, wohl gar, um den Geliebten recht sorglich zu hegen und zu pflegen. Sonntags, als alles lustig hinauszog, als Meister Martin von seiner

Wunde ziemlich genesen, ihn einlud, mit ihm und Rosa nach der Allerwiese zu wandeln, da lief er, die Einladung ablehnend, ganz vernichtet von Schmerz und banger Liebesnot einsam heraus nach dem Dorfe, nach dem Hügel, wo er zuerst mit Reinhold zusammengetroffen. Er warf sich nieder in das hohe blumichte Gras, und als er gedachte, wie der schöne Hoffnungsstern, der ihm vorgeleuchtet auf seinem ganzen Wege nach der Heimat, nun am Ziel plötzlich in tiefer Nacht verschwunden, wie nun sein ganzes Beginnen dem trostlosen Mühen des Träumers gleiche, der die sehnsüchtigen Arme ausstrecke nach leeren Luftgebilden, da stürzten ihm die Tränen aus den Augen und herab auf die Blumen, die ihre kleinen Häupter neigten, wie klagend um des jungen Gesellen herbes Leid. Selbst wußte Friedrich nicht, wie es geschah, daß die tiefen Seufzer, die der gedrückten Brust entquollen, zu Worten, zu Tönen wurden. Er sang folgendes Lied:

Wo bist du hin
Mein Hoffnungsstern?
Ach, mir so fern,
Bist mit süßem Prangen
Andern aufgegangen!
Erhebt euch, rauschende Abendwinde,
Schlagt an die Brust,
Weckt alle tötende Lust,
Allen Todesschmerz,
Daß das Herz,
Getränkt von blut'gen Tränen
Brech' in trostlosem Sehnen.
Was lispelt ihr so linde
So traulich ihr dunklen Bäume?
Was blickt ihr goldne Himmelssäume
So freundlich hinab?
Zeigt mir mein Grab!
Das ist mein Hoffnungshafen,
Werd' unten ruhig schlafen.

Wie es sich denn wohl begibt, daß die tiefste Traurigkeit, findet sie nur Tränen und Worte, sich auflöst in mildes schmerz-

liches Weh, ja daß dann wohl ein linder Hoffnungsschimmer durch die Seele leuchtet, so fühlte sich auch Friedrich, als er das Lied gesungen, wunderbar gestärkt und aufgerichtet. Die Abendwinde, die dunklen Bäume, die er im Liede angerufen, rauschten und lispelten wie mit tröstenden Stimmen, und wie süße Träume von ferner Herrlichkeit, von fernem Glück zogen goldne Streifen herauf am düstern Himmel. Friedrich erhob sich und stieg den Hügel herab nach dem Dorfe zu. Da war es, als schritte Reinhold wie damals, als er ihn zuerst gefunden, neben ihm her. Alle Worte, die Reinhold gesprochen, kamen ihm wieder in den Sinn. Als er nun aber der Erzählung Reinholds von dem Wettkampf der beiden befreundeten Maler gedachte, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Es war ja ganz gewiß, daß Reinhold Rosa schon früher gesehen und geliebt haben mußte. Nur diese Liebe trieb ihn nach Nürnberg in Meister Martins Haus, und mit dem Wettstreit der beiden Maler meinte er nichts anders als beider, Reinholds und Friedrichs, Bewerbung um die schöne Rosa. — Friedrich hörte aufs neue die Worte, die Reinhold damals sprach: wacker ohne allen tückischen Hinterhalt um gleichen Preis ringen, muß wahre Freunde recht aus der Tiefe des Herzens einigen, statt sie zu entzweien, in edlen Gemütern kann niemals kleinlicher Neid, hämischer Haß stattfinden. — „Ja," rief Friedrich laut, „ja, du Herzensfreund, an dich selbst will ich mich wenden ohne allen Rückhalt, du selbst sollst mir es sagen, ob jede Hoffnung für mich verschwunden ist." — Es war schon hoher Morgen, als Friedrich an Reinholds Kammer klopfte. Da alles still drinnen blieb, drückte er die Tür, die nicht wie sonst verschlossen war, auf und trat hinein. Aber in demselben Augenblick erstarrte er auch zur Bildsäule. Rosa in vollem Glanz aller Anmut, alles Liebreizes, ein herrliches lebensgroßes Bild, stand vor ihm aufgerichtet auf der Staffelei, wunderbar beleuchtet von den Strahlen der Morgensonne. Der auf den Tisch geworfene Malerstock, die nassen Farben auf der Palette zeigten, daß eben

an dem Bilde gemalt worden. „O Rosa — Rosa — o du Herr des Himmels," seufzte Friedrich, da klopfte ihm Reinhold, der hinter ihm hineingetreten, auf die Schulter und fragte lächelnd: „Nun, Friedrich, was sagst du zu meinem Bilde." Da drückte ihn Friedrich an seine Brust und rief: „O du herrlicher Mensch — du hoher Künstler! ja, nun ist mir alles klar! du, du hast den Preis gewonnen, um den zu ringen ich Armster keck genug war! — was bin ich denn gegen dich, was ist meine Kunst gegen die deinige? — Ach, ich trug auch wohl manches im Sinn! — lache mich nur nicht aus, lieber Reinhold! — sieh, ich dachte, wie herrlich müßt' es sein, Rosas liebliche Gestalt zu formen und zu gießen im feinsten Silber, aber das ist ja ein kindisches Beginnen, doch du! — du! — wie sie so hold, so in süßem Prangen aller Schönheit dich anlächelt! — ach, Reinhold — Reinhold, du überglücklicher Mensch! — ja, wie du damals es aussprachst, so begibt es sich nun wirklich! wir haben beide gerungen, du hast gesiegt, du mußtest siegen, aber ich bleibe dein mit ganzer Seele. Doch verlassen muß ich das Haus, die Heimat, ich kann es ja nicht ertragen, ich müßte ja vergehen, wenn ich nun Rosa wiedersehen sollte. Verzeih das mir, mein lieber, lieber hochherrlicher Freund. Noch heute — in diesem Augenblick fliehe ich fort — fort in die weite Welt, wohin mein Liebesgram, mein trostloses Elend mich treibt!" — Damit wollte Friedrich zur Stube hinaus, aber Reinhold hielt ihn fest, indem er sanft sprach: „Du sollst nicht von hinnen, denn ganz anders, wie du meinst, kann sich alles noch fügen. Es ist nun an der Zeit, daß ich dir alles sage, was ich bis jetzt verschwieg. Daß ich kein Küper, sondern ein Maler bin, wirst du nun wohl wissen und, wie ich hoffe, an dem Bilde gewahren, daß ich mich nicht zu den geringen Künstlern rechnen darf. In früher Jugend bin ich nach Italien gezogen, dem Lande der Kunst, dort gelang es mir, daß hohe Meister sich meiner annahmen und den Funken, der in mir glühte, nährten mit lebendigem Feuer. So kam es, daß ich mich bald aufschwang,

daß meine Bilder berühmt wurden in ganz Italien und der mächtige Herzog von Florenz mich an seinen Hof zog. Damals wollte ich nichts wissen von deutscher Kunst und schwatzte, ohne eure Bilder gesehen zu haben, viel von der Trockenheit, von der schlechten Zeichnung, von der Härte eurer Dürer, eurer Cranache. Da brachte aber einst ein Bilderhändler ein Madonnenbildchen von dem alten Albrecht in die Galerie des Herzogs, welches auf wunderbare Weise mein Innerstes durchdrang, so daß ich meinen Sinn ganz abwandte von der Üppigkeit der italischen Bilder und zur Stunde beschloß, in dem heimatlichen Deutschland selbst die Meisterwerke zu schauen, auf die nun mein ganzes Trachten ging. Ich kam hieher nach Nürnberg, und als ich Rosa erblickte, war es mir, als wandle jene Maria, die so wunderbar in mein Inneres geleuchtet, leibhaftig auf Erden. Mir ging es so wie dir, lieber Friedrich, mein ganzes Wesen loderte auf in hellen Liebesflammen. Nur Rosa schaute, dachte ich, alles übrige war aus meinem Sinn verschwunden und selbst die Kunst mir nur deshalb was wert, weil ich hundertmal immer wieder und wieder Rosa zeichnen, malen konnte. Ich gedachte, mich der Jungfrau zu nahen nach kecker italischer Weise, all mein Mühen deshalb blieb aber vergebens. Es gab kein Mittel, sich in Meister Martins Hause bekannt zu machen auf unverfängliche Weise. Ich gedachte endlich geradezu mich um Rosa als Freier zu bewerben, da vernahm ich, daß Meister Martin beschlossen, seine Tochter nur einem tüchtigen Küpermeister zu geben. Da faßte ich den abenteuerlichen Entschluß, in Straßburg das Küperhandwerk zu erlernen und mich dann in Meister Martins Werkstatt zu begeben. Das übrige überließ ich der Fügung des Himmels. Wie ich meinen Entschluß ausgeführt, weißt du, aber erfahren mußt du noch, daß Meister Martin mir vor einigen Tagen gesagt hat: ich würd' ein tüchtiger Küper werden und solle ihm als Eidam recht lieb und wert sein, denn er merke wohl, daß ich mich um Rosas Gunst bemühe und sie mich gern habe." „Kann es denn wohl anders

sein," rief Friedrich in heftigem Schmerz, „ja, ja, dein wird Rosa werden, wie konnte auch ich Armster auf solch ein Glück nur hoffen." „Du vergissest," sprach Reinhold weiter, „du vergissest, mein Bruder, daß Rosa selbst noch gar nicht das bestätigt hat, was der schlaue Meister Martin bemerkt haben will. Es ist wahr, daß Rosa sich bis jetzt gar anmutig und freundlich betrug, aber anders verrät sich ein liebend Herz! — Versprich mir, mein Bruder, dich noch drei Tage ruhig zu verhalten und in der Werkstatt zu arbeiten wie sonst. Ich könnte nun schon auch wieder arbeiten, aber seit ich emsiger an diesem Bilde gemalt, ekelt mich das schnöde Handwerk da draußen unbeschreiblich an. Ich kann fürder keinen Schlegel mehr in die Faust nehmen, mag es auch nun kommen, wie es will. Am dritten Tage will ich dir offen sagen, wie es mit mir und Rosa steht. Sollte ich wirklich der Glückliche sein, dem Rosa in Liebe sich zugewandt, so magst du fortziehen und erfahren, daß die Zeit auch die tiefsten Wunden heilt!" — Friedrich versprach, sein Schicksal abzuwarten.

Am dritten Tage (sorglich hatte Friedrich Rosas Anblick vermieden) bebte ihm das Herz vor Furcht und banger Erwartung. Er schlich wie träumend in der Werkstatt umher, und wohl mochte sein Ungeschick dem Meister Martin gerechten Anlaß geben, mürrisch zu schelten, wie es sonst gar nicht seine Art war. Überhaupt schien dem Meister etwas begegnet zu sein, das ihm alle Lust benommen. Er sprach viel von schnöder List und Undankbarkeit, ohne sich deutlicher zu erklären, was er damit meine. Als es endlich Abend geworden und Friedrich zurückging nach der Stadt, kam ihm unfern des Tors ein Reiter entgegen, den er für Reinhold erkannte. Sowie Reinhold Friedrich ansichtig wurde, rief er: „Ha, da treffe ich dich ja, wie ich wollte." Darauf sprang er vom Pferde herab, schlang die Zügel um den Arm und faßte den Freund bei der Hand. „Laß uns," sprach er, „laß uns eine Strecke miteinander fortwandeln. Nun kann ich dir sagen, wie es mit meiner Liebe sich gewandt hat." Friedrich bemerkte, daß

Reinhold dieselben Kleider, die er beim ersten Zusammentreffen trug, angelegt und das Pferd mit einem Mantelsack bepackt hatte. Er sah blaß und verstört aus. „Glück auf," rief Reinhold etwas wild, „Glück auf, Bruderherz, du kannst nun tüchtig loshämmern auf deine Fässer, ich räume dir den Platz, eben hab' ich Abschied genommen von der schönen Rosa und dem würdigen Meister Martin." „Wie," sprach Friedrich, dem es durch alle Glieder fuhr wie ein elektrischer Strahl, „wie, du willst fort, da Martin dich zum Eidam haben will und Rosa dich liebt?" — „Das, lieber Bruder," erwiderte Reinhold, „hat dir deine Eifersucht nur vorgeblendet. Es liegt nun am Tage, daß Rosa mich genommen hätte zum Mann aus lauter Frömmigkeit und Gehorsam, aber kein Funke von Liebe glüht in ihrem eiskalten Herzen. Ha, ha! — ich hätte ein tüchtiger Küper werden können. Wochentags mit den Jungen Bände geschabt und Dauben behobelt, Sonntags mit der ehrbaren Hausfrau nach St. Katharina oder St. Sebald und abends auf die Allerwiese gewandelt, Jahr aus, Jahr ein." — „Spotte nicht," unterbrach Friedrich den laut auflachenden Reinhold, „spotte nicht über das einfache, harmlose Leben des tüchtigen Bürgers. Liebt dich Rosa wirklich nicht, so ist es ja nicht ihre Schuld, du bist aber so zornig, so wild." — „Du hast recht," sprach Reinhold, „es ist auch nur meine dumme Art, daß ich, fühle ich mich verletzt, lärme wie ein verzogenes Kind. Du kannst denken, daß ich mit Rosa von meiner Liebe und von dem guten Willen des Vaters sprach. Da stürzten ihr die Tränen aus den Augen, ihre Hand zitterte in der meinigen. Mit abgewandtem Gesicht lispelte sie: ‚Ich muß mich ja in des Vaters Willen fügen!' ich hatte genug. — Mein seltsamer Ärger muß dich, lieber Friedrich! recht in mein Inneres blicken lassen, du mußt gewahren, daß das Ringen nach Rosas Besitz eine Täuschung war, die mein irrer Sinn sich bereitet. Als ich Rosas Bild vollendet, ward es in meinem Innern ruhig und oft war freilich auf ganz verwunderliche Art mir so zumute, als sei Rosa nun das

Bild, das Bild aber die wirkliche Rosa geworden. Das schnöde Handwerk wurde mir abscheulich, und wie mir das gemeine Leben so recht auf den Hals trat mit Meisterwerden und Heirat, da kam es mir vor, als solle ich ins Gefängnis gesperrt und an den Block festgekettet werden. Wie kann auch nur das Himmelskind, wie ich es im Herzen trage, mein Weib werden? Nein! in ewiger Jugend, Anmut und Schönheit soll sie in Meisterwerken prangen, die mein reger Geist schaffen wird. Ha, wie sehne ich mich darnach! wie konnt' ich auch nur der göttlichen Kunst abtrünnig werden! — bald werd' ich mich wieder baden in deinen glühenden Düften, herrliches Land, du Heimat aller Kunst!" — Die Freunde waren an den Ort gekommen, wo der Weg, den Reinhold zu nehmen gedachte, links sich abschied. „Hier wollen wir uns trennen," rief Reinhold, drückte Friedrich heftig und lange an seine Brust, schwang sich aufs Pferd und jagte davon. Sprachlos starrte ihm Friedrich nach und schlich dann, von den seltsamsten Gefühlen bestürmt, nach Hause.

Wie Friedrich vom Meister Martin aus der Werkstatt fortgejagt wurde.

Andern Tages arbeitete Meister Martin in mürrischem Stillschweigen an dem großen Fasse für den Bischof von Bamberg, und auch Friedrich, der nun erst Reinholds Scheiden recht bitter fühlte, vermochte kein Wort, viel weniger ein Lied herauszubringen. Endlich warf Martin den Schlegel beiseite, schlug die Arme übereinander und sprach mit gesenkter Stimme: „Der Reinhold ist nun auch fort — es war ein vornehmer Maler und hat mich zum Narren gehalten mit seiner Küperei. — Hätt' ich das nur ahnen können, als er mit dir in mein Haus kam und so anstellig tat, wie hätte ich ihm die Tür weisen wollen. Solch ein offnes ehrliches Gesicht und voll Lug und Trug im Innern! — Nun, er ist fort, und nun wirst du mit Treue und Redlichkeit

an mir und am Handwerk halten. Wer weiß, auf welche Weise du mir noch näher trittst. Wenn du ein tüchtiger Meister geworden und Rosa dich mag – nun, du verstehst mich und darfst dich mühen um Rosas Gunst." — Damit nahm er den Schlegel wieder zur Hand und arbeitete emsig weiter. Selbst wußte Friedrich nicht, wie es kam, daß Martins Worte seine Brust zerschnitten, daß eine seltsame Angst in ihm aufstieg und jeden Hoffnungsschimmer verdüsterte. Rosa erschien nach langer Zeit zum erstenmal wieder in der Werkstatt, aber tief in sich gekehrt und, wie Friedrich zu seinem Gram bemerkte, mit rotverweinten Augen. Sie hat um ihn geweint, sie liebt ihn doch wohl, so sprach es in seinem Innern, und er vermochte nicht, den Blick aufzuheben zu der, die er so unaussprechlich liebte.

Das große Faß war fertig geworden, und nun erst wurde Meister Martin, als er das wohlgelungene Stück Arbeit betrachtete, wieder lustig und guter Dinge. „Ja, mein Sohn," sprach er, indem er Friedrich auf die Schulter klopfte, „ja, mein Sohn, es bleibt dabei, gelingt es dir, Rosas Gunst zu erwerben, und fertigst du ein tüchtiges Meisterstück, so wirst du mein Eidam. Und zur edlen Zunft der Meistersinger kannst du dann auch treten und dir große Ehre gewinnen."

Meister Martins Arbeit häufte sich nun über alle Maßen, so daß er zwei Gesellen annehmen mußte, tüchtige Arbeiter, aber rohe Bursche, ganz entartet auf langer Wanderschaft. Statt manches anmutig lustigen Gesprächs hörte man jetzt in Meister Martins Werkstatt gemeine Späße, statt der lieblichen Gesänge Reinholds und Friedrichs häßliche Zotenlieder. Rosa vermied die Werkstatt, so daß Friedrich sie nur selten und flüchtig sah. Wenn er dann in trüber Sehnsucht sie anschaute, wenn er seufzte: „Ach, liebe Rosa, wenn ich doch nur wieder mit Euch reden könnte, wenn Ihr wieder so freundlich wäret, als zu der Zeit, da Reinhold noch bei uns war," da schlug sie verschämt die Augen nieder und lispelte: „Habt Ihr mir denn was zu sagen, lieber Friedrich?" –

Starr, keines Wortes mächtig stand Friedrich dann da, und der schöne Augenblick war schnell entflohn wie ein Blitz, der aufleuchtet im Abendrot und verschwindet, als man ihn kaum gewahrt.

Meister Martin bestand nun darauf, daß Friedrich sein Meisterstück beginnen sollte. Er hatte selbst das schönste reinste Eichenholz ohne die mindesten Adern und Streifen, das schon über fünf Jahre im Holzvorrat gelegen, ausgesucht, und niemand sollte Friedrichen bei der Arbeit zur Hand gehen als der alte Valentin. War indessen dem armen Friedrich durch die Schuld der rohen Gesellen das Handwerk immer mehr und mehr verleidet worden, so schnürte es ihm jetzt die Kehle zu, wenn er daran dachte, daß nun das Meisterstück auf immer über sein Leben entscheiden solle. Jene seltsame Angst, die in ihm aufstieg, als Meister Martin seine treue Anhänglichkeit an das Handwerk rühmte, gestaltete sich nun auf furchtbare Weise immer deutlicher und deutlicher. Er wußte es nun, daß er untergehen werde in Schmach bei einem Handwerk, das seinem von der Kunst ganz erfüllten Gemüt von Grund aus widerstrebte. Reinhold, Rosas Gemälde kam ihm nicht aus dem Sinn. Aber seine Kunst erschien ihm auch wieder in voller Glorie. Oft, wenn das zerreißende Gefühl seines erbärmlichen Treibens ihn während der Arbeit übermannen wollte, rannte er, Krankheit vorschützend, fort und hin nach St. Sebald. Da betrachtete er stundenlang Peter Fischers wundervolles Monument und rief dann wie verzückt: „O Gott im Himmel, solch ein Werk zu denken — auszuführen, gibt es denn auf Erden Herrlicheres noch?“ Und wenn er nun zurückkehren mußte zu seinen Dauben und Bänden und daran dachte, daß nur so Rosa zu erwerben, dann war es, als griffen glühende Krallen hinein in sein blutendes Herz und er müsse trostlos vergehen in der ungeheuern Qual. In Träumen kam oft Reinhold und brachte ihm seltsame Zeichnungen zu künstlicher Bildereiarbeit, in der Rosas Gestalt auf wunderbare Weise, bald

als Blume, bald als Engel mit Flügelein, verflochten war. Aber es fehlte was daran, und er erschaute, daß Reinhold in Rosas Gestaltung das Herz vergessen, welches er nun hinzuzeichnete. Dann war es, als rührten sich alle Blumen und Blätter des Werks, singend und süße Düfte aushauchend, und die edlen Metalle zeigten ihm in funkelndem Spiegel Rosas Bildnis; als strecke er die Arme sehnsüchtig aus nach der Geliebten, als verschwände das Bildnis wie in düstern Nebel und sie selbst, die holde Rosa, drücke ihn voll seligen Verlangens an die liebende Brust. – Tötender und tötender wurde sein Zustand bei der heillosen Böttcherarbeit, da suchte er Trost und Hülfe bei seinem alten Meister Johannes Holzschuer. Der erlaubte, daß Friedrich in seiner Werkstatt ein Werklein beginnen durfte, das er erdacht, und wozu er seit langer Zeit den Lohn des Meister Martin erspart hatte, um das dazu nötige Silber und Gold anschaffen zu können. So geschah es, daß Friedrich, dessen totenbleiches Gesicht das Vorgeben, wie er von einer zehrenden Krankheit befallen, glaublich machte, beinahe gar nicht in der Werkstatt arbeitete und Monate vergingen, ohne daß er sein Meisterstück, das große zweifudrige Faß, nur im mindesten förderte. Meister Martin setzte ihm hart zu, daß er doch wenigstens so viel, als es seine Kräfte erlauben wollten, arbeiten möge, und Friedrich war freilich gezwungen, wieder einmal an den verhaßten Haublock zu gehen und das Lenkbeil zur Hand zu nehmen. Indem er arbeitete, trat Meister Martin hinzu und betrachtete die bearbeiteten Stäbe, da wurde er aber ganz rot im Gesicht und rief: „Was ist das? – Friedrich, welche Arbeit! Hat die Stäbe ein Geselle gelenkt, der Meister werden will, oder ein einfältiger Lehrbursche, der vor drei Tagen in die Werkstatt hineingerochen? – Friedrich, besinne dich, welch ein Teufel ist in dich gefahren und hudelt dich? – mein schönes Eichenholz, das Meisterstück! ei, du ungeschickter, unbesonnener Bursche.“ Überwältigt von allen Qualen der Hölle, die in ihm brannten, konnte Friedrich

nicht länger an sich halten, er warf das Lenkbeil weit von sich und rief: „Meister! — es ist nun alles aus — nein, und wenn es mir das Leben kostet, wenn ich vergehen soll in namenlosem Elend — ich kann nicht mehr — nicht mehr arbeiten im schnöden Handwerk, da es mich hinzieht zu meiner herrlichen Kunst mit unwiderstehlicher Gewalt. Ach, ich liebe Eure Rosa unaussprechlich, wie sonst keiner auf Erden es vermag — nur um ihretwillen habe ich ja hier die gehässige Arbeit getrieben — ich habe sie nun verloren, ich weiß es, ich werde auch bald dem Gram um sie erliegen, aber es ist nicht anders, ich kehre zurück zu meiner herrlichen Kunst, zu meinem würdigen alten Meister Johannes Holzschuer, den ich schändlich verlassen." Meister Martins Augen funkelten wie flammende Kerzen. Kaum der Worte mächtig vor Wut, stotterte er: „Was? — auch du? — Lug und Trug? mich hintergangen — schnödes Handwerk? — Küperei? — fort aus meinen Augen, schändlicher Bursche — fort mit dir!" — Und damit packte Meister Martin den armen Friedrich bei den Schultern und warf ihn zur Werkstatt hinaus. Das Hohngelächter der rohen Gesellen und der Lehrburschen folgte ihm nach. Nur der alte Valentin faltete die Hände, sah gedankenvoll vor sich hin und sprach: „Gemerkt hab' ich wohl, daß der gute Geselle Höheres im Sinn trug als unsre Fässer." Frau Marthe weinte sehr, und ihre Buben schrien und jammerten um Friedrich, der mit ihnen freundlich gespielt und manches gute Stück Backwerk ihnen zugetragen hatte.

Beschluß.

So zornig nun auch Meister Martin auf Reinhold und Friedrich sein mochte, gestehen mußte er doch sich selbst, daß mit ihnen alle Freude, alle Lust aus der Werkstatt gewichen. Von den neuen Gesellen erfuhr er täglich nichts als Ärgernis und Verdruß. Um jede Kleinigkeit mußte er sich kümmern und hatte Mühe und Not,

daß nur die geringste Arbeit gefördert wurde nach seinem Sinn. Ganz erdrückt von den Sorgen des Tages seufzte er dann oft: „Ach, Reinhold, ach, Friedrich, hättet ihr doch mich nicht so schändlich hintergangen, wäret ihr doch nur tüchtige Küper geblieben!" Es kam so weit, daß er oft mit dem Gedanken kämpfte, alle Arbeit gänzlich aufzugeben.

In solch düsterer Stimmung saß er einst am Abend in seinem Hause, als Herr Jacobus Paumgartner und mit ihm Meister Johannes Holzschuer ganz unvermutet eintraten. Er merkte wohl, daß nun von Friedrich die Rede sein würde, und in der Tat lenkte Herr Paumgartner sehr bald das Gespräch auf ihn, und Meister Holzschuer fing denn nun gleich an, den Jüngling auf alle nur mögliche Art zu preisen. Er meinte, gewiß sei es, daß bei solchem Fleiß, bei solchen Gaben Friedrich nicht allein ein trefflicher Goldschmied werden, sondern auch als herrlicher Bildgießer geradezu in Peter Fischers Fußtapfen treten müßte. Nun begann Herr Paumgartner heftig über das unwürdige Betragen zu schelten, das der arme Geselle von Meister Martin erlitten, und beide drangen darauf, daß, wenn Friedrich ein tüchtiger Goldschmied und Bildgießer geworden, er ihm Rosa, falls nämlich diese dem von Liebe ganz durchdrungenen Friedrich hold sei, zur Hausfrau geben solle. Meister Martin ließ beide ausreden, dann zog er sein Käpplein ab und sprach lächelnd: „Ihr lieben Herren nehmt euch des Gesellen wacker an, der mich auf schändliche Weise hintergangen hat. Doch will ich ihm das verzeihen, verlangt indessen nicht, daß ich um seinetwillen meinen festen Entschluß ändere mit Rosa ist es nun einmal ganz und gar nichts." In diesem Augenblick trat Rosa hinein, leichenblaß mit verweinten Augen, und setzte schweigend Trinkgläser und Wein auf den Tisch. „Nun," begann Herr Holzschuer, „nun, so muß ich denn wohl dem armen Friedrich nachgeben, der seine Heimat verlassen will auf immer. Er hat ein schönes Stück Arbeit gemacht bei mir, das will er, wenn Ihr es, lieber Meister, erlaubt, Eurer Rosa verehren zum

Gedächtnis, schaut es nur an.“ Damit holte Meister Holzschuer einen kleinen, überaus künstlich gearbeiteten silbernen Pokal hervor und reichte ihn dem Meister Martin hin, der, großer Freund von köstlicher Gerätschaft, ihn nahm und wohlgefällig von allen Seiten beäugelte. In der Tat konnte man auch kaum herrlichere Silberarbeit sehen als eben dies kleine Gefäß. Zierliche Ranken von Weinblättern und Rosen schlangen sich ringsherum, und aus den Rosen, aus den brechenden Knospen schauten liebliche Engel, so wie inwendig auf dem vergoldeten Boden sich anmutig liebkosende Engel graviert waren. Goß man nun hellen Wein in den Pokal, so war es, als tauchten die Engelein auf und nieder in lieblichem Spiel. „Das Gerät“, sprach Meister Martin, „ist in der Tat gar zierlich gearbeitet, und ich will es behalten, wenn Friedrich in guten Goldstücken den zwiefachen Wert von mir annimmt.“ Dies sprechend füllte Meister Martin den Pokal und setzte ihn an den Mund. In demselben Augenblick öffnete sich leise die Tür, und Friedrich, den tötenden Schmerz ewiger Trennung von dem Liebsten auf Erden im leichenblassen Antlitz, trat in dieselbe. Sowie Rosa ihn gewahrte, schrie sie laut auf mit schneidendem Ton: „O mein liebster Friedrich!“ und stürzte ihm halb entseelt an die Brust. Meister Martin setzte den Pokal ab, und als er Rosa in Friedrichs Armen erblickte, riß er die Augen weit auf, als säh' er Gespenster. Dann nahm er sprachlos den Pokal wieder und schaute hinein. Dann raffte er sich vom Stuhl in die Höhe und rief mit starker Stimme: „Rosa — Rosa, liebst du den Friedrich?“ „Ach,“ lispelte Rosa, „ach, ich kann es ja nicht länger verhehlen, ich liebe ihn wie mein Leben, das Herz wollte mir ja brechen, als Ihr ihn verstießet.“ „So umarme deine Braut, Friedrich — ja, ja deine Braut,“ rief Meister Martin. Paumgartner und Holzschuer schauten sich ganz verwirrt vor Erstaunen an, aber Meister Martin sprach weiter, den Pokal in den Händen: „O du Herr des Himmels, ist denn nicht alles so gekommen, wie die Alte es geweissagt? Ein glänzend Häuslein wird er bringen,

würz'ge Fluten treiben drin, blanke Englein gar lustig singen — das Häuslein mit güldnem Prangen, der hat's ins Haus getrag'n, den wirst du süß umfangen, darfst nicht den Vater frag'n, ist dein Bräut'gam minniglich! — o ich blöder Tor. — Da ist das glänzende Häuslein, die Engel — der Bräut'gam — hei, hei, ihr Herren, nun ist alles gut, alles gut, der Eidam ist gefunden!" —

Wessen Sinn jemals ein böser Traum verwirrte, daß er glaubte, in tiefer schwarzer Grabesnacht zu liegen, und nun erwacht er plötzlich im hellen Frühling voll Duft, Sonnenglanz und Gesang, und die, die ihm die Liebste auf Erden, ist gekommen und hat ihn umschlungen, und er schaut in den Himmel ihres holden Antlitzes, wem das jemals geschah, der begreift es, wie Friedrich zumute war, der faßt seine überschwengliche Seligkeit. Keines Worts mächtig hielt er Rosa fest in seinen Armen, als wolle er sie nimmer lassen, bis sie sich sanft von ihm loswand und ihn hinführte zum Vater. Da rief er: „O mein lieber Meister, ist es denn auch wirklich so? — Rosa gebt Ihr mir zur Hausfrau, und ich darf zurückkehren zu meiner Kunst?" — „Ja, ja," sprach Meister Martin, „glaube es doch nur, kann ich denn anders tun, da du die Weissagung der alten Großmutter erfüllt hast? — Dein Meisterstück bleibt nun liegen." Da lächelte Friedrich, ganz verklärt von Wonne, und sprach: „Nein, lieber Meister, ist es Euch recht, so vollende ich nun mit Lust und Mut mein tüchtiges Faß als meine letzte Küperarbeit und kehre dann zurück zum Schmelzofen." „O du mein guter braver Sohn," rief Meister Martin, dem die Augen funkelten vor Freude, „ja, dein Meisterstück fertige, und dann gibt's Hochzeit."

Friedrich hielt redlich sein Wort, er vollendete das zweifudrige Faß, und alle Meister erklärten, ein schöneres Stück Arbeit sei nicht leicht gefertigt worden, worüber dann Meister Martin gar innig sich freute und überhaupt meinte, einen trefflicheren Eidam hätte ihm die Fügung des Himmels gar nicht zuführen können.

Der Hochzeitstag war endlich herangekommen, Friedrichs Meisterfaß, mit edlem Wein gefüllt und mit Blumen bekränzt, stand auf dem Flur des Hauses aufgerichtet, die Meister des Gewerks, den Ratsherrn Jacobus Paumgartner an der Spitze, fanden sich ein mit ihren Hausfrauen, denen die Meister Goldschmiede folgten. Eben wollte sich der Zug nach der St. Sebalduskirche begeben, wo das Paar getraut werden sollte, als Trompetenschall auf der Straße erklang und vor Martins Hause Pferde wieherten und stampften. Meister Martin eilte an das Erkerfenster. Da hielt vor dem Hause Herr Heinrich von Spangenberg in glänzenden Festkleidern und einige Schritte hinter ihm auf einem mutigen Rosse ein junger hochherrlicher Ritter, das funkelnde Schwert an der Seite, hohe bunte Federn auf dem mit strahlenden Steinen besetzten Barett. Neben dem Ritter erblickte Herr Martin eine wunderschöne Dame, ebenfalls herrlich gekleidet auf einem Zelter, dessen Farbe frisch gefallner Schnee war. Pagen und Diener in bunten glänzenden Röcken bildeten einen Kreis ringsumher. Die Trompeten schwiegen, und der alte Herr von Spangenberg rief herauf: „Hei, hei, Meister Martin, nicht Eures Weinkellers, nicht Eurer Goldbatzen halber komme ich her, nur weil Rosas Hochzeit ist; wollt Ihr mich einlassen, lieber Meister?“ — Meister Martin erinnerte sich wohl seiner Worte, schämte sich ein wenig und eilte herab, den Junker zu empfangen. Der alte Herr stieg vom Pferde und trat grüßend ins Haus. Pagen sprangen herbei, auf deren Armen die Dame herabglitt vom Pferde, der Ritter bot ihr die Hand und folgte dem alten Herrn. Aber sowie Meister Martin den jungen Ritter anblickte, prallte er drei Schritte zurück, schlug die Hände zusammen und rief: „O Herr des Himmels! — Conrad!“ — Der Ritter sprach lächelnd: „Jawohl, lieber Meister, bin ich Euer Geselle Conrad. Verzeiht mir nur die Wunde, die ich Euch beigebracht. Eigentlich, lieber Meister, mußt' ich Euch totschlagen, das werdet Ihr wohl einsehen, aber nun hat sich ja alles ganz anders gefügt.“ Meister Martin er-

widerte ganz verwirrt, es sei doch besser, daß er nicht totgeschlagen worden, aus dem bißchen Ritzen mit dem Lenkbeil habe er sich gar nichts gemacht. Als Martin nun mit den neuen Gästen eintrat in das Zimmer, wo die Brautleute mit den übrigen versammelt waren, geriet alles in ein frohes Erstaunen über die schöne Dame, die der holden Braut so auf ein Haar glich, als sei es ihre Zwillingsschwester. Der Ritter nahte sich mit edlem Anstande der Braut und sprach: „Erlaubt, holde Rosa, daß Conrad Euerm Ehrentag beiwohne. Nicht wahr, Ihr zürnt nicht mehr auf den wilden unbesonnenen Gesellen, der Euch beinahe großes Leid bereitet?" Als nun aber Braut und Bräutigam und der Meister Martin sich ganz verwundert und verwirrt anschauten, rief der alte Herr von Spangenberg: „Nun, nun, ich muß euch wohl aus dem Traum helfen. Das ist mein Sohn Conrad, und hier möget ihr seine liebe Hausfrau, so wie die holde Braut Rosa geheißen, schauen. Erinnert Euch, Meister Martin, unsers Gesprächs. Als ich Euch frug, ob Ihr auch meinem Sohne Eure Rosa verweigern würdet, das hatte wohl einen besonderen Grund. Ganz toll war der Junge in Eure Rosa verliebt, er brachte mich zu dem Entschluß, alle Rücksicht aufzugeben, ich wollte den Freiwerber machen. Als ich ihm aber sagte, wie schnöde Ihr mich abgefertigt, schlich er sich auf ganz unsinnige Weise bei Euch ein als Küper, um Rosas Gunst zu erwerben und sie Euch dann wohl gar zu entführen. Nun! — Ihr habt ihn geheilt mit dem tüchtigen Hiebe übern Rücken! — Habt Dank dafür, zumal er ein edles Fräulein fand, die wohl am Ende die Rosa sein mochte, die eigentlich in seinem Herzen war von Anfang an."

Die Dame hatte unterdessen mit anmutiger Milde die Braut begrüßt und ihr ein reiches Perlenhalsband als Hochzeitsgabe eingehängt. „Sieh, liebe Rosa," sprach sie dann, indem sie einen ganz verdorrten Strauß aus den blühenden Blumen, die an ihrer Brust prangten, hervorholte, „sieh, liebe Rosa, das sind die Blumen, die du einst meinem Conrad gabst als Kampfpreis, getreu hat

er sie bewahrt, bis er mich sah, da wurd' er dir untreu und hat sie mir verehrt, sei deshalb nicht böse!" Rosa, hohes Rot auf den Wangen, verschämt die Augen niederschlagend, sprach: „Ach, edle Frau, wie möget Ihr doch so sprechen, konnte denn wohl der Junker jemals mich armes Mägdlein lieben? Ihr allein wart seine Liebe, und weil ich nun eben auch Rosa heiße und Euch, wie sie hier sagen, etwas ähnlich sehen soll, warb er um mich, doch nur Euch meinend."

Zum zweitenmal wollte sich der Zug in Bewegung setzen, als ein Jüngling eintrat, auf italische Weise ganz in schwarzen gerissenen Samt gekleidet, mit zierlichem Spitzenkragen und reiche goldene Ehrenketten um den Hals gehängt: „O Reinhold, mein Reinhold," schrie Friedrich und stürzte dem Jüngling an die Brust. Auch die Braut und Meister Martin riefen und jauchzten: „Reinhold, unser wackrer Reinhold ist gekommen." „Hab' ich's dir nicht gesagt," sprach Reinhold, die Umarmung feurig erwidernd, „hab' ich's dir nicht gesagt, mein herzlieber Freund, daß sich noch alles gar herrlich für dich fügen könnte? — Laß mich deinen Hochzeitstag mit dir feiern, weit komm' ich deshalb her, und zum ewigen Gedächtnis häng' das Gemälde in deinem Hause auf, das ich für dich gemalt und dir mitgebracht." Damit rief er heraus, und zwei Diener brachten ein großes Bild in einem prächtigen goldnen Rahmen hinein, das den Meister Martin in seiner Werkstatt mit seinen Gesellen Reinhold, Friedrich und Conrad darstellte, wie sie an dem großen Faß arbeiten und die holde Rosa eben hineinschreitet. Alles geriet in Erstaunen über die Wahrheit, über die Farbenpracht des Kunstwerks. „Ei," sprach Friedrich lächelnd, „das ist wohl dein Meisterstück als Küper, das meinige liegt dort unten im Flur, aber bald schaff' ich ein anderes." „Ich weiß alles", erwiderte Reinhold, „und preise dich glücklich. Halt nur fest an deiner Kunst, die auch wohl mehr Hauswesen und dergleichen leiden mag als die meinige." —

Bei dem Hochzeitsmahl saß Friedrich zwischen den beiden

Rosen, ihm gegenüber aber Meister Martin zwischen Conrad und Reinhold. Da füllte Herr Paumgartner Friedrichs Pokal bis an den Rand mit edlem Wein und trank auf das Wohl Meister Martins und seiner wackern Gesellen. Dann ging der Pokal herum, und zuerst der edle Junker Heinrich von Spangenberg, nach ihm aber alle ehrsamen Meister, wie sie zu Tische saßen, leerten ihn auf das Wohl Meister Martins und seiner wackern Gesellen.

Die Freunde waren, als Sylvester geendet, darüber einig, daß die Erzählung des Serapions-Klubs würdig sei, und rühmten vorzüglich den gemütlichen Ton, der darin herrsche.

„Muß ich," sprach Lothar, „muß ich denn immer mäkeln? Aber es ist nicht anders, ich meine, daß der Meister Martin zu sehr seinen Ursprung verrät, nämlich daß er aus einem Bilde entstanden. Sylvester hat, angeregt durch das Gemälde unseres wackeren Kolbe, eine feine Galerie anderer Gemälde aufgestellt, zwar mit lebhaften Farben, aber es bleiben doch nur Bilder, die niemals Situationen in lebendiger Bewegung werden können, wie sie die Erzählung des Drama verlangt. Conrad mit seiner Rosa, sowie Reinhold kommen zuletzt doch nur lediglich hinzu, damit Friedrichs Hochzeittafel recht anmutig und glänzend anzuschauen sein möge. — Überhaupt, was den Conrad betrifft, würd' ich, kennt' ich nicht dein unbefangenes Gemüt, Sylvester, hättest du nicht in deiner ganzen Erzählung dich mit gutem Erfolg bemüht, treu und ehrlich zu bleiben — ja! da würd' ich glauben, du hättest mit deinem Conrad jene wunderlichen Personen ironieren wollen, die, ein Gemisch von Tölpelei, Galanterie, Barbarei und Empfindsamkeit, in manchen von unseren neuen Romanen Hauptrollen spielen. Leute, die sich Ritter nennen, von denen es aber, glaub' ich, ebensowenig jemals ein Urbild gegeben als von jenen Bramarbassen, die sonst Veit Weber und seine Nachfolger alles ohne weiteres kurz und klein schlagen ließen." — „Die Berserker-

Wut," unterbrach Vinzenz den Freund, „hast du, o Sylvester! aber mit vielem Glück eintreten lassen, doch ist und bleibt es unverzeihlich, daß du wirklich einen adligen Rücken mit einem Tonnenreif zerbläuen lässest, ohne daß der abgebläuete Ritter dem schnöden Prügelanten den Kopf spaltet. Nachher hätte er den Verwundeten höflich um Verzeihung bitten oder ihn gar mit einem Arkanum bedienen können, das den Kopf augenblicklich zusammengezogen, woran er nachher merklichen Verstand gespürt! — Der einzige Mann, auf den du dich einigermaßen berufen kannst, ist der berühmte mannhafte Ritter Don Quixote, der seiner Tapferkeit, Großmut, Galanterie unbeschadet ungemein viel Prügel erhielt." —

„Tadelt nur," rief Sylvester lachend, „tadelt nur frisch zu, ich gebe mich ganz in eure Hände, aber daß ihr's nur wißt, Trost finde ich bei den holden Frauen, denen ich meinen Meister Martin mitteilte, und die über die ganze Gestaltung recht inniges Wohlgefallen aussprachen und mich mit Lob überhäuften."

„Solches Lob", sprach Ottmar, „von schönen Lippen ist ganz unwiderstehlich und kann manchen Romantiker zu allerlei absonderlichen Torheiten und geschriebenen tollen Sprüngen verleiten. Doch irr' ich nicht, so versprach Lothar, unseren heutigen Abend mit irgendeinem Erzeugnis seiner fantastischen Träumerei zu beschließen."

„So ist es," erwiderte Lothar. „Erinnert euch, daß ich es unternehmen wollte, für die Kinder meiner Schwester ein zweites Märchen zu schreiben und weniger in fantastischem Übermut zu lururieren, frömmer, kindlicher zu sein als im Nußknacker und Mausekönig. Das Märchen ist fertig, ihr sollt es hören."

Lothar las:

Das fremde Kind

Der Herr von Brakel auf Brakelheim.

Es war einmal ein Edelmann, der hieß Herr Thaddäus von Brakel und wohnte in dem kleinen Dörfchen Brakelheim,

das er von seinem verstorbenen Vater, dem alten Herrn von Brakel, geerbt hatte, und das mithin sein Eigentum war. Die vier Bauern, die außer ihm noch in dem Dörfchen wohnten, nannten ihn den gnädigen Herrn, unerachtet er wie sie mit schlicht ausgekämmten Haaren einherging und nur Sonntags, wenn er mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, Felix und Christlieb geheißen, nach dem benachbarten großen Dorfe zur Kirche fuhr, statt der groben Tuchjacke, die er sonst trug, ein feines grünes Kleid und eine rote Weste mit goldenen Tressen anlegte, welches ihm recht gut stand. Ebendieselben Bauern pflegten auch, fragte man sie: wo komme ich denn hin zum Herrn von Brakel? jedesmal zu antworten: „Nur immer vorwärts durch das Dorf den Hügel herauf, wo die Birken stehen, da ist des gnädigen Herrn sein Schloß!" Nun weiß doch aber jedermann, daß ein Schloß ein großes hohes Gebäude sein muß mit vielen Fenstern und Türen, ja wohl gar mit Türmen und funkelnden Windfahnen, von dem allen war aber auf dem Hügel mit den Birken gar nichts zu spüren, vielmehr stand da nur ein niedriges Häuschen mit wenigen kleinen Fenstern, das man kaum früher, als dicht davor angekommen, erblicken konnte. Geschieht es aber wohl, daß man vor dem hohen Tor eines großen Schlosses plötzlich still steht und, angehaucht von der herausströmenden eiskalten Luft, angestarrt von den toten Augen der seltsamen Steinbilder, die wie grauliche Wächter sich an die Mauer lehnen, alle Lust verliert, hineinzugehen, sondern lieber umkehrt, so war das bei dem kleinen Hause des Herrn Thaddäus von Brakel ganz und gar nicht der Fall. Hatten nämlich schon im Wäldchen die schönen schlanken Birken mit ihren belaubten Ästen wie mit zum Gruß ausgestreckten Armen uns freundlich zugewinkt, hatten sie im frohen Rauschen und Säuseln uns zugewispert: „Willkommen, willkommen unter uns!" so war es denn nun vollends bei dem Hause, als riefen holde Stimmen aus den spiegelhellen Fenstern, ja überall aus dem dunklen dicken Weinlaube, das die Mauern

bis zum Dach herauf bekleidete, süßtönend heraus: „Komm doch nur herein, komm doch nur herein, du lieber müder Wanderer, hier ist es gar hübsch und gastlich!“ Das bestätigten denn auch die Nest hinein, Nest hinaus lustig zwitschernden Schwalben, und der alte stattliche Storch schaute ernst und klug vom Rauchfange herab und sprach: „Ich wohne nun schon manches liebe Jahr hindurch zur Sommerszeit hier, aber ein besseres Logement finde ich nicht auf Erden, und könnte ich nur die mir angeborne Reiselust bezwingen, wär's nur nicht zur Winterszeit hier so kalt und das Holz so teuer, niemals rührt' ich mich von der Stelle.“ — So anmutig und hübsch, wenn auch gleich gar kein Schloß, war das Haus des Herrn von Brakel.

Der vornehme Besuch.

Die Frau von Brakel stand eines Morgens sehr früh auf und buk einen Kuchen, zu dem sie viel mehr Mandeln und Rosinen verbrauchte als selbst zum Osterkuchen, weshalb er auch viel herrlicher geriet als dieser. Währenddessen klopfte und bürstete der Herr von Brakel seinen grünen Rock und seine rote Weste aus, und Felix und Christlieb wurden mit den besten Kleidern angetan, die sie nur besaßen. „Ihr dürft,“ so sprach dann der Herr von Brakel zu den Kindern, „ihr dürft heute nicht herauslaufen in den Wald wie sonst, sondern müßt in der Stube ruhig sitzenbleiben, damit ihr sauber und hübsch ausseht, wenn der gnädige Herr Onkel kommt!“ — Die Sonne war hell und freundlich aufgetaucht aus dem Nebel und strahlte golden hinein in die Fenster, im Wäldchen sauste der Morgenwind, und Fink und Zeisig und Nachtigall jubilierten durcheinander und schmetterten die lustigsten Liedchen. Christlieb saß still und in sich gekehrt am Tische: bald zupfte sie die roten Bandschleifen an ihrem Kleidchen zurecht, bald versuchte sie emsig fortzustricken, welches heute nicht recht gehen wollte. Felix, dem der Papa ein schönes Bilderbuch in die Hände gegeben, schaute über die Bilder hinweg nach dem

schönen Birkenwäldchen, in dem er sonst jeden Morgen ein paar Stunden nach Herzenslust herumspringen durfte. „Ach, draußen ist's so schön," seufzte er in sich hinein, doch als nun vollends der große Hofhund, Sultan geheißen, klaffend und knurrend vor dem Fenster herumsprang, eine Strecke nach dem Walde hinlief, wieder umkehrte und aufs neue knurrte und bellte, als wolle er dem kleinen Felix zurufen: „Kommst du denn nicht heraus in den Wald? was machst du denn in der dumpfigen Stube?" da konnte sich Felix gar nicht lassen vor Ungeduld. „Ach, liebe Mama, laß mich doch nur ein paar Schritte hinausgehen!" So rief er laut, aber die Frau von Brakel erwiderte: „Nein, nein, bleibe nur fein in der Stube. Ich weiß schon, wie es geht, sowie du hinausläufst, muß Christlieb hinterdrein, und dann husch husch durch Busch und Dorn, hinauf auf die Bäume! Und dann kommt ihr zurück, erhitzt und beschmutzt, und der Onkel sagt: was sind das für häßliche Bauernkinder, so dürfen keine Brakels aussehen, weder große noch kleine." Felix klappte voll Ungeduld das Bilderbuch zu und sprach, indem ihm die Tränen in die Augen traten, kleinlaut: „Wenn der gnädige Herr Onkel von häßlichen Bauernkindern redet, so hat er wohl nicht Vollrads Peter oder Hentschels Annliese oder alle unsere Kinder hier im Dorfe gesehen, denn ich wüßte doch nicht, wie es hübschere Kinder geben sollte als diese." „Jawohl," rief Christlieb, wie plötzlich aus einem Traume erwacht, „und ist nicht auch des Schulzen Grete ein hübsches Kind, wiewohl sie lange nicht solche schöne rote Bandschleifen hat als ich?" „Sprecht nicht solch dummes Zeug," rief die Mutter halb erzürnt, „ihr versteht das nicht, wie es der gnädige Onkel meint." — Alle weitere Vorstellungen, wie es grade heute gar zu herrlich im Wäldchen sei, halfen nichts, Felix und Christlieb mußten in der Stube bleiben, und das war um so peinlicher, als der Gastkuchen, der auf dem Tische stand, die süßesten Gerüche verbreitete und doch nicht früher angeschnitten werden durfte, bis der Onkel angekommen. „Ach, wenn er doch nur käme, wenn er doch

nur endlich käme!" so riefen beide Kinder und weinten beinahe vor Ungeduld. Endlich ließ sich ein starkes Pferdegetrappel vernehmen, und eine Kutsche fuhr vor, die so blank und mit goldenen Zieraten reich geschmückt war, daß die Kinder in das größte Erstaunen gerieten, denn sie hatten dergleichen noch gar nicht gesehen. Ein großer hagerer Mann glitt an den Armen des Jägers, der den Kutschenschlag geöffnet, heraus in die Arme des Herrn von Brakel, an dessen Wange er zweimal sanft die seinige legte und leise lispelte: „Bon jour, mein lieber Vetter, nur gar keine Umstände, bitte ich." Unterdessen hatte der Jäger noch eine kleine dicke Dame mit sehr roten Backen und zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, aus der Kutsche zur Erde hinabgleiten lassen, welches er sehr geschickt zu machen wußte, so daß jeder auf die Füße zu stehen kam. Als sie nun alle standen, traten, wie es ihnen von Vater und Mutter eingeschärft worden, Felix und Christlieb hinzu, faßten jeder eine Hand des langen hagern Mannes und sprachen, dieselbe küssend: „Sein Sie uns recht schön willkommen, lieber gnädiger Herr Onkel!" dann machten sie es mit den Händen der kleinen dicken Dame ebenso und sprachen: „Sein Sie uns recht schön willkommen, liebe gnädige Frau Tante!" Dann traten sie zu den Kindern, blieben aber ganz verblüfft stehen, denn solche Kinder hatten sie noch niemals gesehen. Der Knabe trug lange Pumphosen und ein Jäckchen von scharlachrotem Tuch, über und über mit goldenen Schnüren und Tressen besetzt, und einen kleinen blanken Säbel an der Seite, auf dem Kopf aber eine seltsame rote Mütze mit einer weißen Feder, unter der er mit seinem blaßgelben Gesichtchen und den trüben, schläfrigen Augen blöd und scheu hervorkuckte. Das Mädchen hatte zwar ein weißes Kleidchen an wie Christlieb, aber mit erschrecklich viel Bändern und Spitzen, auch waren ihre Haare ganz seltsam in Zöpfe geflochten und spitz in die Höhe heraufgewunden, oben funkelte aber ein blankes Krönchen. Christlieb faßte sich ein Herz und wollte die Kleine bei der Hand nehmen, die zog aber die

Hand schnell zurück und zog solch ein verdrüßliches, weinerliches Gesicht, daß Christlieb ordentlich davor erschrak und von ihr abließ. Felix wollte auch nur des Knaben schönen Säbel ein bißchen näher besehen und faßte darnach, aber der Junge fing an zu schreien: „Mein Säbel, mein Säbel, er will mir den Säbel nehmen," und lief zum hagern Mann, hinter den er sich versteckte. Felix wurde darüber rot im Gesicht und sprach ganz erzürnt: „Ich will dir ja deinen Säbel nicht nehmen – dummer Junge!" Die letzten Worte murmelte er nur so zwischen den Zähnen, aber der Herr von Brakel hatte wohl alles gehört und schien sehr verlegen darüber zu sein, denn er knöpfelte an der Weste hin und her und rief: „Ei Felix!" Die dicke Dame sprach: „Adelgundchen, Herrmann, die Kinder tun euch ja nichts, seid doch nicht so blöde;" der hagere Herr lispelte aber: „Sie werden schon Bekanntschaft machen," ergriff die Frau von Brakel bei der Hand und führte sie ins Haus, ihr folgte Herr von Brakel mit der dicken Dame, an deren Schleppkleid sich Adelgundchen und Herrmann hingen. Christlieb und Felix gingen hinterdrein. „Jetzt wird der Kuchen angeschnitten," flüsterte Felix der Schwester ins Ohr. „Ach ja, ach ja," erwiderte diese voll Freude, „und dann laufen wir auf und davon in den Wald," fuhr Felix fort, „und bekümmern uns um die fremden blöden Dinger nicht," setzte Christlieb hinzu. Felix machte einen Luftsprung, so kamen sie in die Stube. Adelgunde und Herrmann durften keinen Kuchen essen, weil sie, wie die Eltern sagten, das nicht vertragen könnten, sie erhielten dafür jeder einen kleinen Zwieback, den der Jäger aus einer mitgebrachten Schachtel herausnehmen mußte. Felix und Christlieb bissen tapfer in das derbe Stück Kuchen, das die gute Mutter jedem gereicht, und waren guter Dinge.

Wie es weiter bei dem vornehmen Besuche herging.

Der hagere Mann, Cyprianus von Brakel geheißen, war zwar der leibliche Vetter des Herrn Thaddäus von Brakel, in-

dessen weit vornehmer als dieser. Denn außerdem, daß er den Grafen-Titel führte, trug er auch auf jedem Rock, ja sogar auf dem Pudermantel einen großen silbernen Stern. Deshalb hatte, als er schon ein Jahr früher, jedoch ganz allein ohne die dicke Dame, die seine Frau war, und ohne die Kinder, bei dem Herrn Thaddäus von Brakel, seinem Vetter, auf eine Stunde einsprach, Felix ihn auch gefragt: „Hör' mal, gnädiger Herr Onkel, du bist wohl König geworden?" Felix hatte nämlich in seinem Bilderbuche einen abgemalten König, der einen dergleichen Stern auf der Brust trug, und so mußte er wohl glauben, daß der Onkel nun auch König geworden sei, weil er das Zeichen trug. Der Onkel hatte damals sehr über die Frage gelacht und geantwortet: „Nein, mein Söhnchen, König bin ich nicht, aber des Königs treuster Diener und Minister, der über viele Leute regiert. Gehörtest du zu der Gräflich von Brakelschen Linie, so könntest du vielleicht auch künftig solch einen Stern tragen wie ich, aber so bist du freilich nur ein simpler Von, aus dem nicht viel Rechtes werden wird." Felix hatte den Onkel gar nicht verstanden, und Herr Thaddäus von Brakel meinte, das sei auch gar nicht vonnöten. — Jetzt erzählte der Onkel seiner dicken Frau, wie ihn Felix für den König gehalten, da rief sie: „O süße liebe rührende Unschuld!" Und nun mußten beide, Felix und Christlieb, hervor aus dem Winkel, wo sie unter Kichern und Lachen den Kuchen verzehrt hatten. Die Mutter säuberte beiden sogleich den Mund von manchen Kuchenkrumen und Rosinenresten und übergab sie so dem gnädigen Onkel und der gnädigen Tante, die sie unter lauten Ausrufungen: „O süße liebe Natur, o ländliche Unschuld!" küßten und ihnen große Tüten in die Hände drückten. Dem Herrn Thaddäus von Brakel und seiner Frau standen die Tränen in den Augen über die Güte der vornehmen Verwandten. Felix hatte indessen die Tüte geöffnet und Bonbons darin gefunden, auf die er tapfer zubiß, welches ihm Christlieb sogleich nachmachte. „Söhnchen, mein Söhnchen," rief der gnädige Onkel, „so geht das nicht

du verdirbst dir ja die Zähne, du mußt fein so lange an dem Zuckerwerke lutschen, bis es im Munde zergeht." Da lachte aber Felix beinahe laut auf und sprach: „Ei, lieber gnädiger Onkel, glaubst du denn, daß ich ein kleines Wickelkind bin und lutschen muß, weil ich noch keine tüchtige Zähne habe zum Beißen?" Und damit steckte er ein neues Bonbon in den Mund und biß so gewaltig zu, daß es knitterte und knatterte. „O liebliche Naivität," rief die dicke Dame, der Onkel stimmte ein, aber dem Herrn Thaddäus standen die Schweißtropfen auf der Stirne; er war über Felixens Unart ganz beschämt, und die Mutter raunte ihm ins Ohr: „Knirsche nicht so mit den Zähnen, unartiger Junge!" Das machte den armen Felix, der nichts Übles zu tun glaubte, ganz bestürzt, er nahm das noch nicht ganz verzehrte Bonbon langsam aus dem Munde, legte es in die Tüte und reichte diese dem Onkel hin, indem er sprach: „Nimm nur deinen Zucker wieder mit, wenn ich ihn nicht essen soll!" Christlieb, gewohnt in allem Felixens Beispiel zu folgen, tat mit ihrer Tüte dasselbe. Das war dem Herrn Thaddäus zu arg, er brach los: „Ach, mein geehrtester gnädiger Herr Vetter, halten Sie nur dem einfältigen Jungen die Tölpelei zugute, aber freilich auf dem Lande und in so beschränkten Verhältnissen — Ach, wer nur solche gesittete Kinder erziehen könnte wie Sie!" — Der Graf Cyprianus lächelte selbstgefällig und vornehm, indem er auf Herrmann und Adelgunden hinblickte. Die hatten längst ihren Zwieback verzehrt und saßen nun stumm und still auf ihren Stühlen, ohne eine Miene zu verziehen, ohne sich zu rühren und zu regen. Die dicke Dame lächelte ebenfalls, indem sie lispelte: „Ja, lieber Herr Vetter, die Erziehung unserer lieben Kinder liegt uns mehr als alles am Herzen." Sie gab dem Grafen Cyprianus einen Wink, der sich alsbald an Herrmann und Adelgunden wandte und allerlei Fragen an sie richtete, die sie mit der größten Schnelligkeit beantworteten: Da war von vielen Städten, Flüssen und Bergen die Rede, die viele tausend Meilen ins Land hinein liegen sollten und die selt-

samsten Namen trugen. Ebenso wußten beide ganz genau zu beschreiben, wie die Tiere aussähen, die in wilden Gegenden der entferntesten Himmelsstriche wohnen sollten. Dann sprachen sie von fremden Gebüschen, Bäumen und Früchten, als ob sie sie selbst gesehn, ja wohl die Früchte selbst gekostet hätten. Herrmann beschrieb ganz genau, wie es vor dreihundert Jahren in einer großen Schlacht zugegangen, und wußte alle Generale, die dabei zugegen gewesen, mit Namen zu nennen. Zuletzt sprach Adelgunde sogar von den Sternen und behauptete, am Himmel säßen allerlei seltsame Tiere und andere Figuren. Dem Felix wurde dabei ganz angst und bange, er näherte sich der Frau von Brakel und fragte leise ins Ohr: „Ach, Mama! liebe Mama! was ist denn das alles, was die dort schwatzen und plappern?" „Halt's Maul, dummer Junge," raunte ihm die Mutter zu, „das sind die Wissenschaften." Felix verstummte. „Das ist erstaunlich, das ist unerhört! in dem zarten Alter!" so rief der Herr von Brakel einmal über das andere, die Frau von Brakel aber seufzete: „O mein Herr Jemine! o was sind das für Engel! o was soll denn aus unsern Kleinen werden, hier auf dem öden Lande." Als nun der Herr von Brakel in die Klagen der Mutter mit einstimmte, tröstete beide der Graf Cyprianus, indem er versprach, binnen einiger Zeit ihnen einen gelehrten Mann zuzuschicken, der ganz umsonst den Unterricht der Kinder übernehmen werde. Unterdessen war die schöne Kutsche wieder vorgefahren. Der Jäger trat mit zwei großen Schachteln hinein, die nahmen Adelgunde und Herrmann und überreichten sie der Christlieb und dem Felix. „Lieben Sie Spielsachen, mon cher? hier habe ich Ihnen welche mitgebracht von der feinsten Sorte," so sprach Herrmann, sich zierlich verbeugend. Felix hatte die Ohren hängen lassen, er ward traurig, selbst wußte er nicht warum. Er hielt die Schachtel gedankenlos in den Händen und murmelte: „Ich heiße nicht Mon schär, sondern Felix und auch nicht Sie, sondern du." — Der Christlieb war auch das Weinen näher als das Lachen, un-

erachtet aus der Schachtel, die sie von Adelgunden erhalten, die süßesten Düfte strömten wie von allerlei schönen Näschereien. An der Türe sprang und bellte nach seiner Gewohnheit Sultan, Felixens getreuer Freund und Liebling, Herrmann entsetzte sich aber so sehr vor dem Hunde, daß er schnell in die Stube zurücklief und laut zu weinen anfing. „Er tut dir ja nichts," sprach Felix, „er tut dir ja nichts, warum heulst und schreist du so? es ist ja nur ein Hund, und du hast ja schon die schrecklichsten Tiere gesehn? Und wenn er auch auf dich zufahren wollte, du hast ja einen Säbel?" Felixens Zureden half gar nichts, Herrmann schrie immerfort, bis ihn der Jäger auf den Arm nehmen und in die Kutsche tragen mußte. Adelgunde, plötzlich von dem Schmerz des Bruders ergriffen, oder Gott weiß aus welcher andern Ursache, fing ebenfalls an, heftig zu heulen, welches die arme Christlieb so anregte, daß sie auch zu schluchzen und zu weinen begann. Unter diesem Geschrei und Gejammer der drei Kinder fuhr der Graf Cyprianus von Brakel ab von Brakelheim, und so endete der vornehme Besuch.

Die neuen Spielsachen.

Sowie die Kutsche mit dem Grafen Cyprianus von Brakel und seiner Familie den Hügel herabgerollt war, warf der Herr Thaddäus schnell den grünen Rock und die rote Weste ab, und als er ebenso schnell die weite Tuchjacke angezogen und zwei bis dreimal mit dem breiten Kamm die Haare durchfahren hatte, da holte er tief Atem, dehnte sich und rief: „Gott sei gedankt!" Auch die Kinder zogen schnell ihre Sonntagsröckchen aus und fühlten sich froh und leicht. „In den Wald, in den Wald!" rief Felix, indem er seine höchsten Luftsprünge versuchte. „Wollt ihr denn nicht erst sehen, was euch Herrmann und Adelgunde mitgebracht haben?" So sprach die Mutter, und Christlieb, die schon während des Ausziehens die Schachteln mit neugierigen Augen betrachtet hatte, meinte, daß das wohl erst geschehen könne,

nachher sei es ja wohl noch Zeit genug, in den Wald zu laufen. Felix war sehr schwer zu überreden. Er sprach: „Was kann uns denn der alberne pumphosichte Junge mitsamt seiner bebänderten Schwester Großes mitgebracht haben? Was die Wissenschaften betrifft, I nun, die plappert er gut genug weg, aber erst schwatzt er von Löw' und Bär und weiß, wie man die Elefanten fängt, und dann fürchtet er sich vor meinem Sultan, hat einen Säbel an der Seite und heult und schreit und kriecht unter den Tisch. Das mag mir ein schöner Jäger sein!" „Ach, lieber guter Felix, laß uns doch nur ein ganzes kleines bißchen die Schachteln öffnen!" So bat Christlieb, und da ihr Felix alles nur mögliche zu Gefallen tat, so gab er das in den Wald Laufen vor der Hand auf und setzte sich mit Christlieb geduldig an den Tisch, auf dem die Schachteln standen. Sie wurden von der Mutter geöffnet, aber da — Nun, o meine vielgeliebten Leser! Euch allen ist es gewiß schon so gut geworden, zur Zeit des fröhlichen Jahrmarkts oder doch gewiß zu Weihnachten, von den Eltern oder andern lieben Freunden mit allerlei schmucken Sachen reichlich beschenkt zu werden. Denkt euch, wie ihr vor Freude jauchztet, als blanke Soldaten, komische Männchen mit Drehorgeln, schön geputzte Puppen, zierliche Gerätschaften, herrliche bunte Bilderbücher u. a. m. um euch lagen und standen! Solche große Freude wie ihr damals hatten jetzt Felix und Christlieb, denn eine ganz reiche Bescherung der niedlichsten glänzendsten Sachen ging aus den Schachteln hervor, und dabei gab es noch allerlei Naschwerk, so daß die Kinder einmal über das andere die Hände zusammenschlugen und ausriefen: „Ei, wie schön ist das!" Nur eine Tüte mit Bonbons legte Felix mit Verachtung beiseite, und als Christlieb bat, den gläsernen Zucker doch wenigstens nicht zum Fenster heraus zu werfen, wie er es eben tun wollte, ließ er zwar davon ab, öffnete aber die Tüte und warf einige Bonbons dem Sultan hin, der indessen hineingeschwänzelt war. Sultan roch daran und wandte dann unmutig die Schnauze weg. „Siehst du wohl,

Chriſtlieb," rief Felix nun triumphierend, „ſiehſt du wohl, nicht einmal Sultan mag das garſtige Zeug freſſen." Übrigens machte dem Felix von den Spielſachen nichts mehr Freude als ein ſtattlicher Jägersmann, der, wenn man ein kleines Fädchen, das hinten unter ſeiner Jacke hervorragte, anzog, die Büchſe anlegte und in ein Ziel ſchoß, das drei Spannen weit vor ihm angebracht war. Nächſtdem ſchenkte er ſeine Liebe einem kleinen Männchen, das Komplimente zu machen verſtand und auf einer Harfe quinkelierte, wenn man an einer Schraube drehte; vor allen Dingen gefiel ihm aber eine Flinte und ein Hirſchfänger, beides von Holz und überſilbert, ſowie eine ſtattliche Huſaren-Mütze und eine Patrontaſche. Chriſtlieb hatte große Freude an einer ſehr ſchön geputzten Puppe und einem ſaubern vollſtändigen Hausrat. Die Kinder vergaßen Wald und Flur und ergötzten ſich an den Spielſachen bis in den ſpäten Abend hinein. Dann gingen ſie zu Bette.

Was ſich mit den neuen Spielſachen im Walde zutrug.

Tages darauf fingen die Kinder es wieder da an, wo ſie es abends vorher gelaſſen hatten: das heißt, ſie holten die Schachteln herbei, kramten ihre Spielſachen aus und ergötzten ſich daran auf mancherlei Weiſe. Ebenſo wie geſtern ſchien die Sonne hell und freundlich in die Fenſter hinein, wiſperten und liſpelten die vom ſauſenden Morgenwind begrüßten Birken, jubilierten Zeiſig, Fink und Nachtigall in den ſchönſten luſtigſten Liedlein. Da wurd' es dem Felix bei ſeinem Jäger, ſeinem kleinen Männchen, ſeiner Flinte und Patrontaſche ganz enge und wehmütig ums Herz. „Ach," rief er auf einmal, „ach, draußen iſt's doch ſchöner, komm, Chriſtlieb! laß uns in den Wald laufen." Chriſtlieb hatte eben die große Puppe ausgezogen und war im Begriff, ſie wieder anzukleiden, welches ihr viel Vergnügen machte, deshalb wollte ſie nicht heraus, ſondern bat: „Lieber Felix, wollen wir denn nicht noch hier ein bißchen ſpielen?" „Weißt du was, Chriſtlieb," ſprach

Felix, „wir nehmen das Beste von unsern Spielsachen mit hinaus. Ich schnalle meinen Hirschfänger um und hänge das Gewehr über die Schulter, da seh' ich aus wie ein Jäger. Der kleine Jäger und Harfenmännlein können mich begleiten, du, Christlieb, kannst deine große Puppe und das Beste von deinen Gerätschaften mitnehmen. Komm nur, komm!" Christlieb zog hurtig die Puppe vollends an, und nun liefen beide Kinder mit ihren Spielsachen hinaus in den Wald, wo sie sich auf einem schönen grünen Plätzchen lagerten. Sie hatten eine Weile gespielt, und Felix ließ eben das Harfenmännlein sein Stückchen orgeln, als Christlieb anfing: „Weißt du wohl, lieber Felix, daß dein Harfenmann gar nicht hübsch spielt? Hör nur, wie das hier im Walde häßlich klingt, das ewige Ting-Ting-Ping-Ping, die Vögel kucken so neugierig aus den Büschen, ich glaube, sie halten sich ordentlich auf über den albernen Musikanten, der hier zu ihrem Gesange spielen will." Felix drehte stärker und stärker an der Schraube und rief endlich: „Du hast recht, Christlieb! es klingt abscheulich, was der kleine Kerl spielt, was können mir seine Dienerchen helfen — ich schäme mich ordentlich vor dem Finken dort drüben, der mich mit solch schlauen Augen anblinzelt. — Aber der Kerl soll besser spielen — soll besser spielen!" — Und damit drehte Felix so stark an der Schraube, daß Krack-krack — der ganze Kasten in tausend Stücke zerbrach, auf dem das Harfenmännlein stand, und seine Arme zerbröckelt herabfielen. „Oh — Oh!" rief Felix; „Ach, das Harfenmännlein!" rief Christlieb. Felix beschaute einen Augenblick das zerbrochene Spielwerk, sprach dann: „Es war ein dummer alberner Kerl, der schlechtes Zeug aufspielte und Gesichter und Diener machte wie Vetter Pumphose" und warf den Harfenmann weit fort in das tiefste Gebüsch. „Da lob' ich mir meinen Jägersmann," sprach er weiter, „der schießt einmal über das andere ins Ziel." Nun ließ Felix den kleinen Jäger tüchtig exerzieren. Als das eine Weile gedauert, fing Felix an: „Dumm ist's doch, daß der kleine Kerl immer nur nach dem Ziele schießt, welches,

wie Papa sagt, gar keine Sache für einen Jägersmann ist. Der muß im Walde schießen nach Hirschen – Rehen – Hasen und sie treffen im vollen Lauf. – Der Kerl soll nicht mehr nach dem Ziele schießen." Damit brach Felix die Zielscheibe los, die vor dem Jäger angebracht war. „Nun schieß' ins Freie," rief er, aber er mochte an dem Fädchen ziehn, soviel als er wollte, schlaff hingen die Arme des kleinen Jägers herab. Er legte nicht mehr die Büchse an, er schoß nicht mehr los. „Ha ha," rief Felix, „nach dem Ziel, in der Stube, da konntest du schießen, aber im Walde, wo des Jägers Heimat ist, da geht's nicht. Fürchtest dich auch wohl vor Hunden und würdest, wenn einer käme, davonlaufen mitsamt deiner Büchse wie Vetter Pumphose mit seinem Säbel! – Ei, du einfältiger nichtsnutziger Bursche," damit schleuderte Felix den Jäger dem Harfenmännlein nach ins tiefe Gebüsch. „Komm! laß uns ein wenig laufen," sprach er dann zu Christlieb. „Ach ja, lieber Felix," erwiderte diese, „meine hübsche Puppe soll mitlaufen, das wird ein Spaß sein." Nun faßte jeder, Felix und Christlieb, die Puppe an einem Arm, und so ging's fort in vollem Laufe durchs Gebüsch den Hügel herab und fort und fort bis an den mit hohem Schilf umkränzten Teich, der noch zu dem Besitztum des Herrn Thaddäus von Brakel gehörte, und wo er zuweilen wilde Enten zu schießen pflegte. Hier standen die Kinder still, und Felix sprach: „Laß uns ein wenig passen, ich habe ja nun eine Flinte, wer weiß, ob ich nicht im Röhricht eine Ente schießen kann, so gut wie der Vater." In dem Augenblick schrie aber Christlieb laut auf: „Ach, meine Puppe, was ist aus meiner schönen Puppe geworden!" Freilich sah das arme Ding ganz miserabel aus. Weder Christlieb noch Felix hatten im Laufen die Puppe beachtet, und so war es gekommen, daß sie sich an dem Gestripp die Kleider ganz und gar zerrissen, ja beide Beinchen gebrochen hatte. Von dem hübschen Wachsgesichtchen war auch beinahe keine Spur, so zerfetzt und häßlich sah es aus. „Ach, meine

Puppe, meine schöne Puppe!" klagte Christlieb. „Da siehst du nun," sprach Felix, „was für dumme Dinger uns die fremden Kinder mitgebracht haben. Das ist ja eine ungeschickte einfältige Trine, deine Puppe, die nicht einmal mit uns laufen kann, ohne sich gleich alles zu zerreißen und zu zerfetzen — gib sie nur her." Christlieb reichte die verunstaltete Puppe traurig dem Bruder hin und konnte sich eines lauten Schreies: „Ach, ach!" nicht enthalten, als der sie ohne weiteres fortschleuderte in den Teich. „Gräme dich nur nicht," tröstete Felix die Schwester, „gräme dich nur ja nicht um das alberne Ding, schieße ich eine Ente, so sollst du die schönsten Federn bekommen, die sich nur in den bunten Flügeln finden wollen." Es rauschte im Röhricht, da legte stracks Felix seine hölzerne Flinte an, setzte sie aber in demselben Augenblick wieder ab und schaute nachdenklich vor sich hin. „Bin ich nicht auch selbst ein törichter Junge," fing er dann leise an, „gehört denn nicht zum Schießen Pulver und Blei, und habe ich denn beides? — Kann ich denn auch wohl Pulver in eine hölzerne Flinte laden? — Wozu ist überhaupt das dumme hölzerne Ding? — Und der Hirschfänger? — Auch von Holz! — der schneidet und sticht nicht — des Vetters Säbel war gewiß auch von Holz, deshalb mochte er ihn nicht ausziehn, als er sich vor dem Sultan fürchtete. Ich merke schon, Vetter Pumphose hat mich nur zum besten gehabt mit seinen Spielsachen, die was vorstellen wollen und nichtsnützes Zeug sind." Damit schleuderte Felix Flinte, Hirschfänger und zuletzt noch die Patrontasche in den Teich. Christlieb war doch betrübt über den Verlust der Puppe, und auch Felix konnte sich des Unmuts nicht erwehren. So schlichen sie nach Hause, und als die Mutter frug: „Kinder, wo habt ihr eure Spielsachen," erzählte Felix ganz treuherzig, wie schlimm er mit dem Jäger, mit dem Harfenmännlein, mit Flinte, Hirschfänger und Patrontasche, wie schlimm Christlieb mit der Puppe angeführt worden. „Ach," rief die Frau von Brakel halb erzürnt, „ihr einfältigen Kinder, ihr wißt

nur nicht mit den schönen zierlichen Sachen umzugehen." Der Herr Thaddäus von Brakel, der Felixens Erzählung mit sichtbarem Wohlgefallen angehört hatte, sprach aber: „Lasse die Kinder nur gewähren, im Grunde genommen ist's mir recht lieb, daß sie die fremdartigen Spielsachen, die sie nur verwirrten und beängsteten, los sind." Weder die Frau von Brakel noch die Kinder wußten, was der Herr von Brakel mit diesen Worten eigentlich sagen wollte.

Das fremde Kind.

Felix und Christlieb waren in aller Frühe nach dem Walde gelaufen. Die Mutter hatte es ihnen eingeschärft, ja recht bald wiederzukommen, weil sie nun viel mehr in der Stube sitzen und viel mehr schreiben und lesen müßten als sonst, damit sie sich nicht gar zu sehr zu schämen brauchten vor dem Hofmeister, der nun nächstens kommen werde, deshalb sprach Felix: „Laß uns nun das Stündchen über, das wir draußen bleiben dürfen, recht tüchtig springen und laufen!" Sie begannen auch gleich, sich als Hund und Häschen herumzujagen, aber so wie dieses Spiel erregten auch alle übrigen Spiele, die sie anfingen, nach wenigen Sekunden ihnen nur Überdruß und Langeweile. Sie wußten selbst gar nicht, wie es denn nur kam, daß ihnen gerade heute tausend ärgerliches Zeug geschehen mußte. Bald flatterte Felixens Mütze, vom Winde getrieben, ins Gebüsch, bald strauchelte er und fiel auf die Nase im besten Rennen, bald blieb Christlieb mit den Kleidern hängen am Dornstrauch oder stieß sich den Fuß am spitzen Stein, daß sie laut aufschreien mußte. Sie gaben bald alles Spielen auf und schlichen mißmütig durch den Wald. „Wir wollen nur in die Stube kriechen," sprach Felix, warf sich aber, statt weiterzugehen, in den Schatten eines schönen Baums. Christlieb folgte seinem Beispiel. Da saßen die Kinder nun voller Unmut und starrten stumm in den Boden hinein. „Ach," seufzete Christlieb endlich leise, „ach, hätten wir doch noch die schönen

Spielsachen!" – „Die würden," murrte Felix, „die würden uns gar nichts nützen, wir müßten sie doch nur wieder zerbrechen und verderben. Höre, Christlieb! – die Mutter hat doch wohl recht – die Spielsachen waren gut, aber wir wußten nur nicht damit umzugehen, und das kommt daher, weil uns die Wissenschaften fehlen." „Ach, lieber Felix," rief Christlieb, „du hast recht, könnten wir die Wissenschaften so hübsch auswendig wie der blanke Vetter und die geputzte Muhme, ach, da hättest du noch deinen Jäger, dein Harfenmännlein, da läg' meine schöne Puppe nicht im Ententeich! – wir ungeschickten Dinger – ach, wir haben keine Wissenschaften!" und damit fing Christlieb an, jämmerlich zu schluchzen und zu weinen, und Felix stimmte mit ein, und beide Kinder heulten und jammerten, daß es im Walde widertönte: „Wir armen Kinder, wir haben keine Wissenschaften!" Doch plötzlich hielten sie inne und fragten voll Erstaunen: „Siehst du's, Christlieb?" – „Hörst du's, Felix?" – Aus dem tiefsten Schatten des dunkeln Gebüsches, das den Kindern gegenüber lag, blickte ein wundersamer Schein, der wie sanfter Mondesstrahl über die vor Wonne zitternden Blätter gaukelte, und durch das Säuseln des Waldes ging ein süßes Getön, wie wenn der Wind über Harfen hinstreift und im Liebkosen die schlummernden Akkorde weckt. Den Kindern wurde ganz seltsam zumute, aller Gram war von ihnen gewichen, aber die Tränen standen ihnen in den Augen vor süßem, nie gekanntem Weh. So wie lichter und lichter der Schein durch das Gebüsch strahlte, so wie lauter und lauter die wundervollen Töne erklangen, klopfte den Kindern höher das Herz, sie starrten hinein in den Glanz, und ach! sie gewahrten, daß es das von der Sonne hell erleuchtete holde Antlitz des lieblichsten Kindes war, welches ihnen aus dem Gebüsch zulächelte und zuwinkte. „O komm doch nur zu uns – komm doch nur zu uns, du liebes Kind!" so riefen beide, Christlieb und Felix, indem sie aufsprangen und voll unbeschreiblicher Sehnsucht die Hände nach der holden Gestalt ausstreckten. „Ich komme – ich

komme," rief es mit süßer Stimme aus dem Gebüsch, und leicht, wie vom säuselnden Morgenwinde getragen, schwebte das fremde Kind herüber zu Felix und Christlieb.

Wie das fremde Kind mit Felix und Christlieb spielte.

„Ich hab' euch wohl aus der Ferne weinen und klagen gehört," sprach das fremde Kind, „und da hat es mir recht leid um euch getan, was fehlt euch denn, liebe Kinder?" „Ach, wir wußten es selbst nicht recht," erwiderte Felix, „aber nun ist es mir so, als wenn nur du uns gefehlt hättest." — „Das ist wahr," fiel Christlieb ein, „nun du bei uns bist, sind wir wieder froh! Warum bist du aber auch so lange ausgeblieben?" — Beiden Kindern war es in der Tat so, als ob sie schon lange das fremde Kind gekannt und mit ihm gespielt hätten, und als ob ihr Unmut nur daher gerührt hätte, daß der liebe Spielkamerad sich nicht mehr blicken lassen. „Spielsachen", sprach Felix weiter, „haben wir nun freilich gar nicht, denn ich einfältiger Junge habe gestern die schönsten, die Vetter Pumphose mir geschenkt hatte, schändlich verdorben und weggeschmissen, aber spielen wollen wir doch wohl." „Ei, Felix" sprach das fremde Kind, indem es laut auflachte, „ei, wie magst du nur so sprechen. Das Zeug, das du weggeworfen hast, das hat gewiß nicht viel getaugt, du sowie Christlieb, ihr seid ja beide ganz umgeben von dem herrlichsten Spielzeuge, das man nur sehen kann." „Wo denn? — Wo denn?" — riefen Christlieb und Felix. — „Schaut doch um euch," sprach das fremde Kind. — Und Felix und Christlieb gewahrten, wie aus dem dicken Grase, aus dem wolligen Moose allerlei herrliche Blumen wie mit glänzenden Augen hervorguckten, und dazwischen funkelten bunte Steine und krystallne Muscheln, und goldene Käferchen tanzten auf und nieder und summten leise Liedchen. — „Nun wollen wir einen Palast bauen, helft mir hübsch die Steine zusammentragen!" so rief das fremde Kind, indem es, zur Erde gebückt, bunte Steine aufzulesen begann. Christlieb und

Felix halfen, und das fremde Kind wußte so geschickt die Steine zu fügen, daß sich bald hohe Säulen erhoben, die in der Sonne funkelten wie poliertes Metall, und darüber wölbte sich ein luftiges goldenes Dach. — Nun küßte das fremde Kind die Blumen, die aus dem Boden hervorguckten, da rankten sie im süßen Gelispel in die Höhe, und sich in holder Liebe verschlingend, bildeten sie duftende Bogengänge, in denen die Kinder voll Wonne und Entzücken umhersprangen. Das fremde Kind klatschte in die Hände, da sumste das goldene Dach des Palastes — Goldkäferchen hatten es mit ihren Flügeldecken gewölbt — auseinander, und die Säulen zerflossen zum rieselnden Silberbach, an dessen Ufer sich die bunten Blumen lagerten und bald neugierig in seine Wellen guckten, bald ihre Häupter hin und her wiegend auf sein kindisches Plaudern horchten. Nun pflückte das fremde Kind Grashalme und brach kleine Ästchen von den Bäumen, die es hinstreute vor Felix und Christlieb. Aber aus den Grashalmen wurden bald die schönsten Puppen, die man nur sehen konnte, und aus den Ästchen kleine allerliebste Jäger. Die Puppen tanzten um Christlieb herum und ließen sich von ihr auf den Schoß nehmen und lispelten mit feinen Stimmchen: „Sei uns gut, sei uns gut, liebe Christlieb." Die Jäger tummelten sich und klirrten mit den Büchsen und bliesen auf ihren Hörnern und riefen: „Hallo! — Hallo! zur Jagd, zur Jagd!" — Da sprangen Häschen aus den Büschen und Hunde ihnen nach, und die Jäger knallten hinterdrein! — Das war eine Lust — Alles verlor sich wieder, Christlieb und Felix riefen: „Wo sind die Puppen, wo sind die Jäger." Das fremde Kind sprach: „Oh! die stehen euch alle zu Gebote, die sind jeden Augenblick bei euch, wenn ihr nur wollt, aber möchtet ihr nicht lieber jetzt ein bißchen durch den Wald laufen?" — „Ach ja, ach ja!" riefen beide, Felix und Christlieb. Da faßte das fremde Kind sie bei den Händen und rief: „Kommt, kommt!" und damit ging es fort. Aber das war ja gar kein Laufen zu nennen! — Nein! Die Kinder schwebten

im leichten Fluge durch Wald und Flur, und die bunten Vögel flatterten laut singend und jubilierend um sie her. Mit einem Mal ging es hoch – hoch in die Lüfte. „Guten Morgen, Kinder! Guten Morgen, Gevatter Felix!" rief der Storch im Vorbeistreifen! „Tut mir nichts, tut mir nichts – ich freß' euer Täublein nicht!" kreischte der Geier, sich in banger Scheu vor den Kindern durch die Lüfte schwingend. – Felix jauchzte laut, aber der Christlieb wurde bange. „Mir vergeht der Atem – ach, ich falle wohl!" so rief sie, und in demselben Augenblick ließ sich das fremde Kind mit den Gespielen nieder und sprach: „Nun singe ich euch das Waldlied zum Abschiede für heute, morgen komm' ich wieder." Nun nahm das Kind ein kleines Waldhorn hervor, dessen goldne Windungen beinahe anzusehen waren wie leuchtende Blumenkränze, und begann darauf so herrlich zu blasen, daß der ganze Wald wundersam von den lieblichen Tönen widerhallte, und dazu sangen die Nachtigallen, die wie auf des Waldhorns Ruf herbeiflatterten und sich dicht neben dem Kinde in die Zweige setzten, ihre herrlichsten Lieder. Aber plötzlich verhallten die Töne mehr und mehr, und nur ein leises Säuseln quoll aus den Gebüschen, in die das fremde Kind hingeschwunden. „Morgen – morgen kehr' ich wieder!" so rief es aus weiter Ferne den Kindern zu, die nicht wußten, wie ihnen geschehen, denn solch innere Lust hatten sie nie empfunden. „Ach, wenn es doch nur schon wieder morgen wäre," so sprachen beide, Felix und Christlieb, indem sie voller Hast zu Hause liefen, um den Eltern zu erzählen, was sich im Walde begeben.

Was der Herr von Brakel und die Frau von Brakel zu dem fremden Kinde sagten, und was sich weiter mit demselben begab.

„Beinahe möchte ich glauben, daß den Kindern das alles nur geträumt hat!" So sprach der Herr Thaddäus von Brakel zu seiner Gemahlin, als Felix und Christlieb, ganz erfüllt von

dem fremden Kinde, nicht aufhören konnten, ſein holdes Weſen, ſeinen anmutigen Geſang, ſeine wunderbaren Spiele zu preiſen. „Denk' ich aber wieder daran," fuhr Herr von Brakel fort, „daß beide doch nicht auf einmal und auf gleiche Weiſe geträumt haben können, ſo weiß ich am Ende ſelbſt nicht, was ich von dem allen denken ſoll." „Zerbrich dir den Kopf nicht, o mein Gemahl!" erwiderte die Frau von Brakel, „ich wette, das fremde Kind iſt niemand anders als Schulmeiſters Gottlieb aus dem benachbarten Dorfe. Der iſt herübergelaufen und hat den Kindern allerlei tolles Zeug in den Kopf geſetzt, aber das ſoll er künftig bleiben laſſen." Herr von Brakel war gar nicht der Meinung ſeiner Gemahlin, um indeſſen mehr hinter die eigentliche Bewandtnis der Sache zu kommen, wurden Felix und Chriſtlieb herbeigerufen und aufgefordert, genau anzugeben, wie das Kind ausgeſehen habe, und wie es gekleidet geweſen ſei. Rückſichts des Ausſehens ſtimmten beide überein, daß das Kind ein lilienweißes Geſicht, roſenrote Wangen, kirſchrote Lippen, blauglänzende Augen und goldgelocktes Haar habe und ſo ſchön ſei, wie ſie es gar nicht ausſprechen könnten; in Anſehung der Kleider wußten ſie aber nur ſo viel, daß das Kind ganz gewiß nicht eine blaugeſtreifte Jacke, eben ſolche Hoſen und eine ſchwarzlederne Mütze trage wie Schulmeiſters Gottlieb. Dagegen klang alles, was ſie über den Anzug des Kindes ungefähr zu ſagen vermochten, ganz fabelhaft und unklug. Chriſtlieb behauptete nämlich, das Kind trage ein wunderſchönes leichtes glänzendes Kleidchen von Roſenblättern; Felix meinte dagegen, das Kleid des Kindes funkle in hellem goldenen Grün wie Frühlingslaub im Sonnenſchein. Daß das Kind, fuhr Felix weiter fort, irgendeinem Schulmeiſter angehören könne, daran ſei gar nicht zu denken, denn zu gut verſtehe ſich der Knabe auf die Jägerei, ſtamme gewiß aus der Heimat aller Wald- und Jagdluſt und werde der tüchtigſte Jägersmann werden, den es wohl gebe. „Ei, Felix," unterbrach ihn Chriſtlieb, „wie kannſt du nur ſagen, daß das kleine liebe Mädchen

ein Jägersmann werden soll. Auf das Jagen mag sie sich auch wohl verstehen, aber gewiß noch viel besser auf die Wirtschaft im Hause, sonst hätte sie mir nicht so hübsch die Puppen angekleidet und so schöne Schüsseln bereitet!" So hielt Felix das fremde Kind für einen Knaben, Christlieb behauptete dagegen, es sei ein Mädchen, und beide konnten darüber nicht einig werden. — Die Frau von Brakel sagte, es lohnt gar nicht, daß man sich mit den Kindern auf solche Narrheiten einläßt, der Herr von Brakel meinte dagegen: „Ich dürfte ja nur den Kindern nachgehen in den Wald und erlauschen, was denn das für ein seltsames Wunderkind ist, das mit ihnen spielt, aber es ist mir so, als könnte ich den Kindern dadurch eine große Freude verderben, und deshalb will ich es nicht tun." Andern Tages, als Felix und Christlieb zu gewöhnlicher Zeit in den Wald liefen, wartete das fremde Kind schon auf sie, und wußte es gestern herrliche Spiele zu beginnen, so schuf es vollends heute die anmutigsten Wunder, so daß Felix und Christlieb einmal über das andere vor Freude und Entzücken laut aufjauchzten. Lustig und sehr hübsch zugleich war es, daß das fremde Kind während des Spielens so zierlich und gescheut mit den Bäumen, Gebüschen, Blumen, mit dem Waldbach zu sprechen wußte. Alle antworteten auch so vernehmlich, daß Felix und Christlieb alles verstanden. Das fremde Kind rief ins Erlengebüsch hinein: „Ihr schwatzhaftes Volk, was flüstert und wispert ihr wieder untereinander?" Da schüttelten stärker sich die Zweige und lachten und lispelten: „Ha — ha ha — wir freuen uns über die artigen Dinge, die uns Freund Morgenwind heute zugeraunt hat, als er von den blauen Bergen vor den Sonnenstrahlen daherrauschte. Er brachte uns tausend Grüße und Küsse von der goldnen Königin und einige tüchtige Flügelschläge voll der süßesten Düfte." „O schweigt doch," so unterbrachen die Blumen das Geschwätz der Büsche, „o schweigt doch von dem Flatterhaften, der mit den Düften prahlt, die seine falschen Liebkosungen uns entlocken. Laßt die Gebüsche lispeln

und säuseln, ihr Kinder, aber schaut uns an, horcht auf uns, wir lieben euch gar zu sehr und putzen uns heraus mit den schönsten glänzendsten Farben Tag für Tag nur, damit wir euch recht gefallen." – „Und lieben wir euch denn nicht auch, ihr holden Blumen?" So sprach das fremde Kind, aber Christlieb kniete zur Erde nieder und streckte beide Arme weit aus, als wollte sie all die herrlichen Blumen, die um sie her sproßten, umarmen, indem sie rief: „Ach, ich lieb' euch ja allzumal!" – Felix sprach: „Auch mir gefallt ihr wohl, in euren glänzenden Kleidern, ihr Blumen, aber doch halt' ich es mit dem Grün, mit den Büschen, mit den Bäumen, mit dem Walde, er muß euch doch schützen und schirmen, ihr kleinen bunten Kindlein!" Da sauste es in den hohen schwarzen Tannen: „Das ist ein wahres Wort, du tüchtiger Junge, und du mußt dich nicht vor uns fürchten, wenn der Gevatter Sturm dahergezogen kommt und wir ein bißchen ungestüm mit dem groben Kerl zanken." „Ei," rief Felix, „knarrt und stöhnt und sauset nur recht wacker, ihr grünen Riesen, dann geht ja dem tüchtigen Jägersmann erst das Herz recht auf." „Da hast du ganz recht," so rauschte und plätscherte der Waldbach, „da hast du ganz recht, aber wozu immer jagen, immer rennen im Sturm und im wilden Gebraus! – Kommt! setzt euch fein ins Moos und hört mir zu. Von fernen, fernen Landen aus tiefem Schacht komm ich her – ich will euch schöne Märchen erzählen und immer was Neues, Well' auf Welle und immerfort und fort. Und die schönsten Bilder zeig' ich euch, schaut mir nur recht ins blanke Spiegelantlitz – duftiges Himmelblau – goldenes Gewölk – Busch und Blum' und Wald – euch selbst, ihr holden Kinder, zieh' ich liebend hinein tief in meinen Busen!" – „Felix, Christlieb," so sprach das fremde Kind, indem es mit wundersamer Holdseligkeit um sich blickte, „Felix, Christlieb, o hört doch nur, wie alles uns liebt. Aber schon steigt das Abendrot auf hinter den Bergen, und Nachtigall ruft mich nach Hause." „O laß uns noch ein

bißchen fliegen," bat Felix. „Aber nur nicht so sehr hoch, da schwindelt's mir gar zu sehr," sprach Christlieb. Da faßte wie gestern das fremde Kind beide, Felix und Christlieb, bei den Händen, und nun schwebten sie auf im goldenen Purpur des Abendrots, und das lustige Volk der bunten Vögel schwärmte und lärmte um sie her — das war ein Jauchzen und Jubeln! — In den glänzenden Wolken wie in wogenden Flammen erblickte Felix die herrlichsten Schlösser von lauter Rubinen und andern funkelnden Edelsteinen: „Schau, o schau doch, Christlieb," rief er voll Entzücken, „das sind prächtige, prächtige Häuser, nur tapfer laß uns fliegen, wir kommen gewiß hin." Christlieb gewahrte auch die Schlösser und vergaß alle Furcht, indem sie nicht mehr hinab, sondern unverwandt in die Ferne blickte. „Das sind meine lieben Luftschlösser," sprach das fremde Kind, „aber hin kommen wir heute wohl nicht mehr!" — Felix und Christlieb waren wie im Traume und wußten selbst nicht, wie es geschah, daß sie unversehens sich zu Hause bei Vater und Mutter befanden.

Von der Heimat des fremden Kindes.

Das fremde Kind hatte auf dem anmutigsten Platz im Walde zwischen säuselndem Gebüsch, dem Bach unfern, ein überaus herrliches Gezelt von hohen schlanken Lilien, glühenden Rosen und bunten Tulipanen erbaut. Unter diesem Gezelt saßen mit dem fremden Kinde Felix und Christlieb und horchten darauf, was der Waldbach allerlei seltsames Zeug durcheinanderplauderte. „Recht verstehe ich doch nicht," fing Felix an, „was der dort unten erzählt, und es ist mir so, als wenn du selbst, mein lieber, lieber Junge, alles, was er nur so unverständlich murmelt, recht hübsch mir sagen könntest. Überhaupt möcht' ich dich doch wohl fragen, wo du denn herkommst und wo du immer so schnell hinverschwindest, daß wir selbst niemals wissen, wie das geschieht?" — „Weißt du wohl, liebes Mädchen," fiel Christlieb ein, „daß Mutter glaubt, du seist Schulmeisters Gottlieb?" „Schweig doch nur, dummes

Ding," rief Felix, „Mutter hat den lieben Knaben niemals gesehen, sonst würde sie gar nicht von Schulmeisters Gottlieb gesprochen haben. — Aber nun sage mir geschwind, du lieber Junge, wo du wohnst, damit wir zu dir ins Haus kommen können zur Winterszeit, wenn es stürmt und schneit und im Walde nicht Steg nicht Weg zu finden ist." „Ach ja!" sprach Christlieb, „nun mußt du uns fein sagen, wo du zu Hause bist, wer deine Eltern sind und hauptsächlich, wie du denn eigentlich heißest." Das fremde Kind sah sehr ernst, beinahe traurig vor sich hin und seufzte recht aus tiefer Brust. Dann, nachdem es einige Augenblicke geschwiegen, fing es an: „Ach, lieben Kinder, warum fragt ihr nach meiner Heimat? Ist es denn nicht genug, daß ich tagtäglich zu euch komme und mit euch spiele? — Ich könnte euch sagen, daß ich dort hinter den blauen Bergen, die wie krauses, zackiges Nebelgewölk anzusehen sind, zu Hause bin, aber wenn ihr tagelang und immer fort und fort laufen wolltet, bis ihr auf den Bergen stündet, so würdet ihr wieder ebenso fern ein neues Gebürge schauen, hinter dem ihr meine Heimat suchen müßtet, und wenn ihr auch dieses Gebürge erreicht hättet, würdet ihr wiederum ein neues erblicken, und so würde es euch immer fort und fort gehen, und ihr würdet niemals meine Heimat erreichen." „Ach," rief Christlieb weinerlich aus, „ach, so wohnst du wohl viele hundert hundert Meilen von uns und bist nur zum Besuch in unserer Gegend?" „Sieh nur, liebe Christlieb!" fuhr das fremde Kind fort, „wenn du dich recht herzlich nach mir sehnst, so bin ich gleich bei dir und bringe dir alle Spiele, alle Wunder aus meiner Heimat mit, und ist denn das nicht ebenso gut, als ob wir in meiner Heimat selbst zusammensäßen und miteinander spielten?" „Das nun wohl eben nicht," sprach Felix, „denn ich glaube, daß deine Heimat ein gar herrlicher Ort sein muß, ganz voll von den herrlichen Dingen, die du uns mitbringst. Du magst mir nun die Reise dahin so schwürig vorstellen, wie du willst, sowie ich es nur vermag, mache ich mich

doch auf den Weg. So durch Wälder ſtreichen und auf ganz wilden verwachſenen Pfaden Gebürge erklettern, durch Bäche waten, über ſchroffes Geſtein und dornicht Geſtrüpp, das iſt ſo recht Waidmanns Sache – ich werd's ſchon durchführen." „Das wirſt du auch," rief das fremde Kind, indem es freudig lachte, „und wenn du es dir ſo recht feſt vornimmſt, dann iſt es ſo gut, als hätteſt du es ſchon wirklich ausgeführt. Das Land, in dem ich wohne, iſt in der Tat ſo ſchön und herrlich, wie ich es gar nicht zu beſchreiben vermag. Meine Mutter iſt es, die als Königin über dieſes Reich voller Glanz und Pracht herrſcht." – „So biſt du ja ein Prinz." – „So biſt du ja eine Prinzeſſin" – riefen zu gleicher Zeit verwundert, ja beinahe erſchrocken, Felix und Chriſtlieb. „Allerdings," ſprach das fremde Kind. „So wohnſt du wohl in einem ſchönen Palaſt?" fragte Felix weiter. „Jawohl," erwiderte das fremde Kind, „noch viel ſchöner iſt der Palaſt meiner Mutter als die glänzenden Schlöſſer, die du in den Wolken geſchaut haſt, denn ſeine ſchlanken Säulen aus purem Kriſtall erheben ſich hoch – hoch hinein in das Himmelsblau, das auf ihnen ruht wie ein weites Gewölbe. Unter dem ſegelt glänzendes Gewölk mit goldnen Schwingen hin und her, und das purpurne Morgen- und Abendrot ſteigt auf und nieder, und in klingenden Kreiſen tanzen die funkelnden Sterne. – Ihr habt, meine lieben Geſpielen, ja wohl ſchon von Feen gehört, die, wie es ſonſt kein Menſch vermag, die herrlichſten Wunder hervorrufen können, und ihr werdet es auch wohl ſchon gemerkt haben, daß meine Mutter nichts anders iſt als eine Fee. Ja! das iſt ſie wirklich und zwar die mächtigſte, die es gibt. Alles, was auf der Erde webt und lebt, hält ſie mit treuer Liebe umfangen, doch zu ihrem innigen Schmerz wollen viele Menſchen gar nichts von ihr wiſſen. Vor allen liebt meine Mutter aber die Kinder, und daher kommt es, daß die Feſte, die ſie in ihrem Reiche den Kindern bereitet, die ſchönſten und herrlichſten ſind. Da geſchieht es denn wohl, daß ſchmucke Geiſter

aus dem Hofstaate meiner Mutter keck sich durch die Wolken schwingen und von einem Ende des Palastes bis zum andern einen in den schönsten Farben schimmernden Regenbogen spannen. Unter dem bauen sie den Thron meiner Mutter aus lauter Diamanten, die aber so anzusehen sind und so herrlich duften wie Lilien, Nelken und Rosen. Sowie meine Mutter den Thron besteigt, rühren die Geister ihre goldnen Harfen, ihre krystallenen Zimbeln, und dazu singen die Kammersänger meiner Mutter mit solch wunderbaren Stimmen, daß man vergehen möchte vor süßer Lust. Diese Sänger sind aber schöne Vögel, größer noch als Adler, mit ganz purpurnem Gefieder, wie ihr sie wohl noch nie gesehen habt. Aber sowie die Musik losgegangen, wird alles im Palast, im Walde, im Garten laut und lebendig. Viele tausend blank geputzte Kinder tummeln sich im Jauchzen und Jubeln umher. Bald jagen sie sich durchs Gebüsch und werfen sich neckend mit Blumen, bald klettern sie auf schlanke Bäumchen und lassen sich vom Winde hin und her schaukeln, bald pflücken sie goldglänzende Früchte, die so süß und herrlich schmecken wie sonst nichts auf der Erde, bald spielen sie mit zahmen Reben — mit andern schmucken Tieren, die ihnen aus dem Gebüsch entgegenspringen; bald rennen sie keck den Regenbogen auf und nieder oder besteigen gar als kühne Reuter die schönen Gold-Fasanen, die sich mit ihnen durch die glänzenden Wolken schwingen." „Ach, das muß herrlich sein, ach, nimm uns mit in deine Heimat, wir wollen immer dort bleiben!" — So riefen Felix und Christlieb voll Entzücken, das fremde Kind sprach aber: „Mitnehmen nach meiner Heimat kann ich euch in der Tat nicht, es ist zu weit, ihr müßtet so gut und unermüdlich fliegen können wie ich selbst. Felix und Christlieb wurden ganz traurig und blickten schweigend zur Erde nieder.

Von dem bösen Minister am Hofe der Feen-Königin.

„Überhaupt," fuhr das fremde Kind fort, „überhaupt möchtet

ihr euch in meiner Heimat vielleicht gar nicht so gut befinden, als ihr es euch nach meiner Erzählung vorstellt. Ja, der Aufenthalt könnte euch sogar verderblich sein. Manche Kinder vermögen nicht den Gesang der purpurroten Vögel, so herrlich er auch ist, zu ertragen, so daß er ihnen das Herz zerreißt und sie augenblicklich sterben müssen. Andere, die gar zu keck auf den Regenbogen rennen, gleiten aus und stürzen herab, und manche sind sogar albern genug, im besten Fliegen dem Goldfasan, der sie trägt, weh zu tun. Das nimmt denn der sonst friedliche Vogel dem dummen Kinde übel und reißt ihm mit seinem scharfen Schnabel die Brust auf, so daß es blutend aus den Wolken herabfällt. Meine Mutter härmt sich gar sehr ab, wenn Kinder auf solche Weise, freilich durch ihre eigne Schuld, verunglücken. Gar zu gern wollte sie, daß alle Kinder auf der ganzen Welt die Lust ihres Reichs genießen möchten, aber wenn viele auch tüchtig fliegen können, so sind sie nachher doch entweder zu keck oder zu furchtsam und verursachen ihr nur Sorge und Angst. Eben deshalb erlaubt sie mir, daß ich hinausfliegen aus meiner Heimat und tüchtigen Kindern allerlei schöne Spielsachen daraus mitbringen darf, wie ich es denn auch mit euch gemacht habe." „Ach," rief Christlieb, „ich könnte gewiß keinem schönen Vogel Leides tun, aber auf dem Regenbogen rennen möchte ich doch nicht." „Das wäre," – fiel ihr Felix ins Wort, – „das wäre nun gerade meine Sache, und eben deshalb möchte ich zu deiner Mutter Königin. Kannst du nicht einmal den Regenbogen mitbringen?" „Nein," erwiderte das fremde Kind, „das geht nicht an, und ich muß dir überhaupt sagen, daß ich mich nur ganz heimlich zu euch stehlen darf. Sonst war ich überall sicher, als sei ich bei meiner Mutter, und es war überhaupt so, als sei überall ihr schönes Reich ausgebreitet, seit der Zeit aber, daß ein arger Feind meiner Mutter, den sie aus ihrem Reiche verbannt hat, wild umherschwärmt, bin ich vor arger Nachstellung nicht geschützt." „Nun," rief Felix, indem er aufsprang und den

Dornenstock, den er sich geschnitzt, in der Luft schwenkte, „nun den wollt' ich denn doch sehen, der dir hier Leides zufügen sollte. Fürs erste hätt' er es mit mir zu tun, und denn rief ich Papa zu Hülfe, der ließe den Kerl einfangen und in den Turm sperren." „Ach," erwiderte das fremde Kind, „sowenig der arge Feind in meiner Heimat mir etwas antun kann, so gefährlich ist er mir außerhalb derselben, er ist gar mächtig, und wider ihn hilft nicht Stock, nicht Turm." „Was ist denn das für ein garstig Ding, das dich so bange machen kann?" fragte Christlieb. „Ich habe euch gesagt," fing das fremde Kind an, „daß meine Mutter eine mächtige Königin ist, und ihr wißt, daß Königinnen sowie Könige einen Hofstaat und Minister um sich haben." „Jawohl," sprach Felix, „der Onkel Graf ist selbst solch ein Minister und trägt einen Stern auf der Brust. Deiner Mutter Minister tragen auch wohl recht funkelnde Sterne?" „Nein," erwiderte das fremde Kind, „nein, das eben nicht, denn die mehrsten sind selbst ganz und gar funkelnde Sterne, und andere tragen gar keine Röcke, worauf sich so etwas anbringen ließe. Daß ich's nur sage, alle Minister meiner Mutter sind mächtige Geister, die teils in der Luft schweben, teils in Feuerflammen, teils in den Gewässern wohnen und überall das ausführen, was meine Mutter ihnen gebietet. Es fand sich vor langer Zeit ein fremder Geist bei uns ein, der nannte sich Pepasilio und behauptete, er sei ein großer Gelehrter, er wisse mehr und würde größere Dinge bewirken als alle übrige. Meine Mutter nahm ihn in die Reihe ihrer Minister auf, aber bald entwickelte sich immer mehr seine innere Tücke. Außerdem, daß er alles, was die übrigen Minister taten, zu vernichten strebte, so hatte er es vorzüglich darauf abgesehen, die frohen Feste der Kinder recht hämisch zu verderben. Er hatte der Königin vorgespiegelt, daß er die Kinder erst recht lustig und gescheut machen wollte, statt dessen hing er sich zentnerschwer an den Schweif der Fasanen, so daß sie sich nicht aufschwingen konnten, zog er die Kinder, wenn sie auf Rosenbüschen

hinaufgeklettert, bei den Beinen herab, daß sie sich die Nasen blutig schlugen, zwang er die, welche lustig laufen und springen wollten, auf allen Vieren mit zur Erde gebeugtem Haupte herumzukriechen. Den Sängern stopfte er allerlei schädliches Zeug in die Schnäbel, damit sie nur nicht singen sollten, denn Gesang konnte er nicht ausstehen, und die armen zahmen Tierchen wollte er, statt mit ihnen zu spielen, auffressen, denn nur dazu, meinte er, wären sie da. Das Abscheulichste war aber wohl, daß er mit Hülfe seiner Gesellen die schönen funkelnden Edelsteine des Palastes, die bunt schimmernden Blumen, die Rosen und Lilienbüsche, ja selbst den glänzenden Regenbogen mit einem ekelhaften schwarzen Saft zu überziehn wußte, so daß alle Pracht verschwunden und alles tot und traurig anzusehen war. Und wie er dies vollbracht, erhob er ein schallendes Gelächter und schrie, nun sei erst alles so, wie es sein solle, denn er habe es beschrieben. Als er nun vollends erklärte, daß er meine Mutter nicht als Königin anerkenne, sondern daß ihm allein die Herrschaft gebühre, und sich in der Gestalt einer ungeheuren Fliege mit blitzenden Augen und vorgestrecktem scharfen Rüssel emporschwang in abscheulichem Summen und Brausen auf den Thron meiner Mutter, da erkannte sie sowie alle, daß der hämische Minister, der sich unter dem schönen Namen Pepasilio eingeschlichen, niemand anders war als der finstere mürrische Gnomen-König Pepser. Der Törichte hatte aber die Kraft sowie die Tapferkeit seiner Gesellen viel zu hoch in Anschlag gebracht. Die Minister des Luftdepartements umgaben die Königin und fächelten ihr süße Düfte zu, indem die Minister des Feuerdepartements in Flammenwogen auf und nieder rauschten und die Sänger, deren Schnäbel gereinigt, die volltönendsten Gesänge anstimmten, so, daß die Königin den häßlichen Pepser weder sah noch hörte noch seinen vergifteten übelriechenden Atem spürte. In dem Augenblick auch faßte der Fasanenfürst den bösen Pepser mit dem leuchtenden Schnabel und drückte ihn so gewaltig zusammen, daß er vor Wut und Schmerz

laut auffreischte, dann ließ er ihn aus der Höhe von dreitausend Ellen zur Erde niederfallen. Er konnte sich nicht regen noch bewegen, bis auf sein wildes Geschrei seine Muhme, die große blaue Kröte, herbeikroch, ihn auf den Rücken nahm und nach Hause schleppte. Fünfhundert lustige kecke Kinder erhielten tüchtige Fliegenklatschen, mit denen sie Pepsers häßliche Gesellen, die noch umherschwärmten und die schönen Blumen verderben wollten, totschlugen. Sowie nun Pepser fort war, zerfloß der schwarze Saft, womit er alles überzogen, von selbst, und bald blühete und glänzte und strahlte alles so herrlich und schön wie zuvor. Ihr könnt denken, daß der garstige Pepser nun in meiner Mutter Reich nichts mehr vermag, aber er weiß, daß ich mich oft hinauswage, und verfolgt mich rastlos unter allerlei Gestalten, so daß ich ärmstes Kind oft auf der Flucht nicht weiß, wo ich mich hin verbergen soll, und darum, ihr lieben Gespielen, entfliehe ich oft so schnell, daß ihr nicht spürt, wo ich hingekommen. Dabei muß es denn auch bleiben, und wohl kann ich euch sagen, daß, sollte ich es auch unternehmen, mich mit euch in meine Heimat zu schwingen, Pepser uns gewiß aufpassen und uns totmachen würde." Christlieb weinte bitterlich über die Gefahr, in der das fremde Kind immer schweben mußte. Felix meinte aber: „Ist der garstige Pepser weiter nichts als eine große Fliege, so will ich ihm mit Papas großer Fliegenklatsche schon zu Leibe gehn, und habe ich ihm eins tüchtig auf die Nase versetzt, so mag Muhme Kröte zusehen, wie sie ihn nach Hause schleppt."

Wie der Hofmeister angekommen war und die Kinder sich vor ihm fürchteten.

In vollem Sprunge eilten Felix und Christlieb nach Hause, indem sie unaufhörlich riefen: „Ach, das fremde Kind ist ein schöner Prinz! — Ach, das fremde Kind ist eine schöne Prinzessin!" Sie wollten das jauchzend den Eltern verkünden, aber wie zur Bildsäule erstarrt blieben sie in der Haustüre stehen, als ihnen

Herr Thaddäus von Brakel entgegentrat und an seiner Seite einen fremden verwunderlichen Mann hatte, der halb vernehmlich in sich hineinbrummte: „Das sind mir saubere Rangen!" – „Das ist der Herr Hofmeister," sprach Herr von Brakel, indem er den Mann bei der Hand ergriff, „das ist der Herr Hofmeister, den euch der gnädige Onkel geschickt hat. Grüßt ihn fein artig!" – Aber die Kinder sahen den Mann von der Seite an und konnten sich nicht regen und bewegen. Das kam daher, weil sie solch eine wunderliche Gestalt noch niemals geschaut. Der Mann mochte kaum mehr als einen halben Kopf höher sein als Felix, dabei war er aber untersetzt; nur stachen gegen den sehr starken breiten Leib die kleinen ganz dünnen Spinnenbeinchen seltsam ab. Der unförmliche Kopf war beinahe viereckig zu nennen und das Gesicht fast gar zu häßlich, denn außerdem, daß zu den dicken braunroten Backen und dem breiten Maule die viel zu lange spitze Nase gar nicht passen wollte, so glänzten auch die kleinen hervorstehenden Glasaugen so graulich, daß man ihn gar nicht gern ansehen mochte. Übrigens hatte der Mann eine pechschwarze Perücke auf den viereckichten Kopf gestülpt, war auch von Kopf bis zu Fuß pechschwarz gekleidet und hieß: Magister Tinte. Als nun die Kinder sich nicht rückten und rührten, wurde die Frau von Brakel böse und rief: „Potztausend, ihr Kinder, was ist denn das? der Herr Magister wird euch für ganz ungeschliffene Bauernkinder halten müssen. – Fort! gebt dem Herrn Magister fein die Hand!" Die Kinder ermannten sich und taten, was die Mutter befohlen, sprangen aber, als der Magister ihre Hände faßte, mit dem lauten Schrei: „O weh, o weh!" zurück. Der Magister lachte hell auf und zeigte eine heimlich in der Hand versteckte Nadel vor, womit er die Kinder, als sie ihm die Hände reichten, gestochen. Christlieb weinte, Felix aber grollte den Magister von der Seite an: „Versuche das nur noch einmal, kleiner Dickbauch." – „Warum taten Sie das, lieber Herr Magister Tinte," fragte etwas mißmütig der Herr von Brakel. Der Magister er-

widerte: „Das ist nun einmal so meine Art, ich kann davon gar nicht lassen.“ Und dabei stemmte er beide Hände in die Seite und lachte immerfort, welches aber zuletzt so widerlich klang wie der Ton einer verdorbenen Schnarre. „Sie scheinen ein spaßhafter Mann zu sein, lieber Herr Magister Tinte,“ sprach der Herr von Brakel, aber ihm sowohl als der Frau von Brakel, vorzüglich den Kindern wurde ganz unheimlich zumute. „Nun, nun,“ rief der Magister, „wie steht's denn mit den kleinen Krabben, schon tüchtig in den Wissenschaften vorgerückt? — Wollen doch gleich sehen.“ — Damit fing er an, den Felix und die Christlieb so zu fragen, wie es der Onkel Graf mit seinen Kindern getan. Als nun aber beide versicherten, daß sie die Wissenschaften noch gar nicht auswendig wüßten, da schlug der Magister Tinte die Hände über dem Kopf zusammen, daß es klatschte, und schrie wie besessen: „Das ist was Schönes! — keine Wissenschaften. — Das wird Arbeit geben! Wollens aber schon kriegen!“ Felix sowie Christlieb, beide schrieben eine saubere Handschrift und wußten aus manchen alten Büchern, die ihnen der Herr von Brakel in die Hände gab, und die sie emsig lasen, manche schöne Geschichte zu erzählen, das achtete aber der Magister Tinte für gar nichts, sondern meinte, das alles wäre nur dummes Zeug. — Ach! nun war an kein in den Wald Laufen mehr zu denken! — Statt dessen mußten die Kinder beinahe den ganzen Tag zwischen den vier Wänden sitzen und dem Magister Tinte Dinge nachplappern, die sie nicht verstanden. Es war ein wahres Herzeleid! — Mit welchen sehnsuchtsvollen Blicken schauten sie nach dem Walde! Oft war es ihnen, als hörten sie mitten unter den lustigen Liedern der Vögel, im Rauschen der Bäume des fremden Kindes süße Stimme rufen: „Wo seid ihr denn, Felix — Christlieb — ihr lieben Kinder! wo seid ihr denn! wollt ihr nicht mehr mit mir spielen? — Kommt doch nur! — ich habe euch einen schönen Blumenpalast gebaut — da setzen wir uns hinein, und ich schenk' euch die herrlichsten buntesten Steine —

und dann schwingen wir uns auf in die Wolken und bauen selbst funkelnde Luftschlösser! – Kommt doch! Kommt doch nur!" Darüber wurden die Kinder mit allen ihren Gedanken ganz hingezogen nach dem Walde und sahen und hörten nicht mehr auf den Magister. Der wurde aber denn ganz zornig, schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch und brummte und summte und schnarrte und knarrte: „Pim – Sim – Prr – Srrr – Knurr – Krrr – Was ist das! aufgepaßt!" Felix hielt das aber nicht lange aus, er sprang auf und rief: „Laß mich los mit deinem dummen Zeuge, Herr Magister Tinte, fort will ich in den Wald – such' dir den Vetter Pumphose, das ist was für den! – Komm, Christlieb, das fremde Kind wartet schon auf uns." – Damit ging es fort, aber der Magister Tinte sprang mit ungemeiner Behendigkeit hinterher und erfaßte die Kinder dicht vor der Haustüre. Felix wehrte sich tapfer, und der Magister Tinte war im Begriff, zu unterliegen, da dem Felix der treue Sultan zu Hülfe geeilt war. Sultan, sonst ein frommer gesitteter Hund, hatte gleich vom ersten Augenblick an einen entschiedenen Abscheu gegen den Magister Tinte bewiesen. Sowie dieser ihm nur nahekam, knurrte er und schlug mit dem Schweif so heftig um sich, daß er den Magister, den er geschickt an die dünnen Beinchen zu treffen wußte, beinahe umgeschmissen hätte. Sultan sprang hinzu und packte den Magister, der Felix bei beiden Schultern hielt, ohne Umstände beim Rockkragen. Der Magister Tinte erhob ein klägliches Geschrei, auf das Herr Thaddäus von Brakel schnell hinzueilte. Der Magister ließ ab von Felix, Sultan von dem Magister. „Ach, wir sollen nicht mehr in den Wald," klagte Christlieb, indem sie bitterlich weinte. So sehr auch der Herr von Brakel den Felix ausschalt, taten ihm doch die Kinder leid, die nicht mehr in Flur und Hain herumschwärmen sollten. Der Magister Tinte mußte sich dazu verstehen, täglich mit den Kindern den Wald zu besuchen. Es ging ihm schwer ein. „Hätten Sie nur, Herr von Brakel," sprach er, „einen vernünftigen Garten mit Buchsbaum und Staketen am Hause,

so könnte man in der Mittagsstunde mit den Kindern spazierengehen, was in aller Welt sollen wir aber in dem wilden Walde?" — Die Kinder waren auch ganz unzufrieden, und die sprachen nun wieder: „Was soll uns der Magister Tinte in unserm lieben Walde?" —

Wie die Kinder mit dem Herrn Magister Tinte im Walde spazierengingen, und was sich dabei zutrug.

„Nun? — gefällt es dir nicht in unserm Walde, Herr Magister?" So fragte Felix den Magister Tinte, als sie daherzogen durch das rauschende Gebüsch. Der Magister Tinte zog aber ein saures Gesicht und rief: „Dummes Zeug, hier ist kein ordentlicher Steg und Weg, man zerreißt sich nur die Strümpfe und kann vor dem häßlichen Gekreisch der dummen Vögel gar kein vernünftiges Wort sprechen." „Haha, Herr Magister," sprach Felix, „ich merk' es schon, du verstehst dich nicht auf den Gesang und hörst es auch wohl gar nicht einmal, wenn der Morgenwind mit den Büschen plaudert und der alte Waldbach schöne Märchen erzählt." „Und", fiel Christlieb dem Felix ins Wort, „sag' es nur, Herr Magister, du liebst auch wohl nicht die Blumen?" Da wurde der Herr Magister noch kirschbrauner im Antlitz, als er schon von Natur war, er schlug mit den Händen um sich und schrie ganz erbost: „Was sprecht ihr da für tolles albernes Zeug? — wer hat euch die Narrheiten in den Kopf gesetzt? das fehlte noch, daß Wälder und Bäche dreist genug wären, sich in vernünftige Gespräche zu mischen, und mit dem Gesange der Vögel ist es auch nichts; Blumen lieb' ich wohl, wenn sie fein in Töpfe gesteckt sind und in der Stube stehen, dann duften sie, und man erspart das Räucherwerk. Doch im Walde wachsen ja gar keine Blumen." „Aber Herr Magister," rief Christlieb, „siehst du denn nicht die lieben Maiblümchen, die dich recht mit hellen freundlichen Augen ankucken?" — „Was was," schrie der Magister — „Blumen? Augen? — ha ha ha — schöne Augen — schöne

Augen! Die nichtsnutzigen Dinger riechen nicht einmal!" – Und damit bückte sich der Magister Tinte zur Erde nieder, riß einen ganzen Strauß Maiblümchen samt den Wurzeln heraus und warf ihn fort ins Gebüsch. Den Kindern war es, als ginge in dem Augenblick ein wehmütiger Klagelaut durch den Wald; Christlieb mußte bitterlich weinen, Felix biß unmutig die Zähne zusammen. Da geschah es, daß ein kleiner Zeisig dem Magister Tinte dicht bei der Nase vorbeiflatterte, sich dann auf einen Zweig setzte und ein lustiges Liedchen anstimmte. „Ich glaube gar," sprach der Magister, „ich glaube gar, das ist ein Spottvogel?" Und damit nahm er einen Stein von der Erde auf, warf ihn nach dem Zeisig und traf den armen Vogel, daß er zum Tode verstummt von dem grünen Zweige herabfiel. Nun konnte Felix sich gar nicht mehr halten. „Ei, du abscheulicher Herr Magister Tinte," rief er ganz erbost, „was hat dir der arme Vogel getan, daß du ihn totschmeißest? – O, wo bist du denn, du holdes fremdes Kind, o komm doch nur, laß uns weit weit fortfliegen, ich mag nicht mehr bei dem garstigen Menschen sein; ich will fort nach deiner Heimat!" – Und mit vollem Schluchzen und Weinen stimmte Christlieb ein: „O du liebes holdes Kind, komm doch nur, komm doch nur zu uns. Ach! Ach! – rette uns – rette uns, der Herr Magister Tinte macht uns ja tot wie die Blumen und Vögel!" – „Was ist das mit dem fremden Kinde," rief der Magister. Aber in dem Augenblick säuselte es stärker im Gebüsch, und in dem Säuseln erklangen wehmütige herzzerschneidende Töne, wie von dumpfen, in weiter Ferne angeschlagenen Glocken. – In einem leuchtenden Gewölk, das sich herabließ, wurde das holde Antlitz des fremden Kindes sichtbar – dann schwebte es ganz hervor, aber es rang die kleinen Händchen, und Tränen rannen wie glänzende Perlen aus den holden Augen über die rosichten Wangen. „Ach," jammerte das fremde Kind, „ach, ihr lieben Gespielen, ich kann nicht mehr zu euch kommen – ihr werdet mich nicht wiedersehen – lebt wohl! lebt wohl! – Der Gnome Pepser

hat sich eurer bemächtigt, o ihr armen Kinder, lebt wohl, — lebt wohl!" — Und damit schwang sich das fremde Kind hoch in die Lüfte. Aber hinter den Kindern brummte und summte und knarrte und schnarrte es auf entsetzliche grausige Weise. Der Magister Tinte hatte sich umgestaltet in eine große scheußliche Fliege, und recht abscheulich war es, daß er dabei doch noch ein menschliches Gesicht und sogar auch einige Kleidungsstücke behalten. Er schwebte langsam und schwerfällig auf, offenbar um das fremde Kind zu verfolgen. Von Entsetzen und Graus erfaßt, rannte Felix und Christlieb fort aus dem Walde. Erst auf der Wiese wagten sie, emporzuschauen. Sie wurden einen glänzenden Punkt in den Wolken gewahr, der wie ein Stern funkelte und herabzuschweben schien. „Das ist das fremde Kind," rief Christlieb. Immer größer wurde der Stern, und dabei hörten sie ein Klingen wie von schmetternden Trompeten. Bald konnten sie nun erkennen, daß der Stern ein schöner, in gleißendem Goldgefieder prangender Vogel war, der, die mächtigen Flügel schüttelnd und laut singend, sich auf den Wald herabsenkte. „Ha," schrie Felix, „das ist der Fasanenfürst, der beißt den Herrn Magister Tinte tot — ha, ha, das fremde Kind ist geborgen, und wir sind es auch! — Komm, Christlieb — schnell laß uns nach Hause laufen und dem Papa erzählen, was sich zugetragen."

Wie der Herr von Brakel den Magister Tinte fortjagte.

Der Herr von Brakel und die Frau von Brakel, beide saßen vor der Türe ihres kleinen Hauses und schauten in das Abendrot, das schon hinter den blauen Bergen in goldenen Strahlen aufzuschimmern begann. Vor ihnen stand auf einem kleinen Tisch das Abendessen aufgetragen, das aus nichts anderem als einem tüchtigen Napf voll herrlicher Milch und einer Schüssel mit Butterbröten bestand. „Ich weiß nicht," fing der Herr von Brakel an, „ich weiß nicht, wo der Magister Tinte so lange mit

den Kindern ausbleibt. Erst hat er sich gesperrt und durchaus nicht in den Wald gehen wollen, und jetzt kommt er gar nicht wieder heraus. Überhaupt ist das ein ganz wunderlicher Mann, der Herr Magister Tinte, und es ist mir beinahe so, als sei es besser gewesen, er wäre ganz davongeblieben. Daß er gleich anfangs die Kinder so heimtückisch stach, das hat mir gar nicht gefallen, und mit seinen Wissenschaften mag es auch nicht weit her sein, denn allerlei seltsame Wörter und unverständliches Zeug plappert er her und weiß, was der Großmogul für Kamaschen trägt; kommt er aber heraus, so vermag er nicht die Linde vom Kastanienbaum zu unterscheiden und hat sich überhaupt ganz albern und abgeschmackt. Die Kinder können unmöglich Respekt vor ihm haben." „Mir geht es," erwiderte die Frau von Brakel, „mir geht es ganz wie dir, lieber Mann! So sehr es mich freute, daß der Herr Vetter sich unserer Kinder annehmen wollte, so sehr bin ich jetzt davon überzeugt, daß das auf andere und bessere Weise hätte geschehen können, als daß er uns den Herrn Magister Tinte über den Hals schickte. Wie es mit seinen Wissenschaften stehen mag, das weiß ich nicht, aber so viel ist gewiß, daß das kleine schwarze dicke Männlein mit den kleinen dünnen Beinchen mir immer mehr und mehr zuwider wird. Vorzüglich ist es garstig, daß der Magister so entsetzlich naschhaftig ist. Keine Neige Bier oder Milch kann er stehen sehen, ohne sich darüber her zu machen, merkt er nun vollends den geöffneten Zuckerkasten, so ist er gleich bei der Hand und schnuppert und nascht solange an dem Zucker, bis ich ihm den Deckel vor der Nase zuschlage; dann ist er auf und davon und ärgert sich und brummt und summt ganz seltsam und fatal." Der Herr von Brakel wollte fortfahren im Gespräch, als Felix und Christlieb in vollem Rennen durch die Birken kamen. „Heisa! – heisa!" – schrie Felix unaufhörlich, „heisa heisa! der Fasanenfürst hat den Herrn Magister Tinte totgebissen!" „Ach – ach, Mama," rief Christlieb atemlos, „ach! – der

Herr Magiſter Tinte iſt kein Herr Magiſter, das iſt der Gnomen-König Pepſer, eigentlich aber eine abſcheuliche große Fliege, die eine Perücke trägt und Schuhe und Strümpfe.“ Die Eltern ſtaunten die Kinder an, die nun ganz aufgeregt und erhitzt durcheinander von dem fremden Kinde, von ſeiner Mutter, der Feen-Königin, von dem Gnomen-König Pepſer und von dem Kampf des Faſanenfürſten mit ihm erzählten. „Wer hat euch denn die tollen Dinge in den Kopf geſetzt, habt ihr geträumt oder was geſchah ſonſt mit euch?“ So fragte Herr von Brakel einmal über das andere; aber die Kinder blieben dabei, daß ſich alles ſo zugetragen, wie ſie es erzählten, und daß der häßliche Pepſer, der ſich für den Herrn Magiſter Tinte fälſchlich ausgegeben, tot im Walde liegen müſſe. Die Frau von Brakel ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und rief ganz traurig: „Ach, Kinder, Kinder, was ſoll aus euch werden, wenn euch ſolche entſetzliche Dinge in den Sinn kommen und ihr euch davon nichts ausreden laſſen wollt!“ – Aber der Herr von Brakel wurde ſehr nachdenklich und ernſthaft. „Felix,“ ſprach er endlich, „Felix, du biſt nun ſchon ein ganz verſtändiger Junge, und ich kann es dir wohl ſagen, daß auch mir der Herr Magiſter Tinte von Anfang an ganz ſeltſam und verwunderlich vorgekommen iſt. Ja, es ſchien mir oft, als habe es mit ihm eine beſondere Bewandtnis und er ſei gar nicht ſo wie andere Magiſter. Noch mehr! – ich ſowohl als die Mutter, beide ſind wir mit dem Herrn Magiſter Tinte nicht ganz zufrieden, die Mutter vorzüglich, weil er ein Naſchmaul iſt, alle Süßigkeiten beſchnuppert und dabei ſo häßlich brummt und ſummt, er wird daher auch wohl nicht lange bei uns bleiben können. Aber nun, lieber Junge, beſinne dich einmal, geſetzt auch, es gebe ſolche garſtige Dinger, wie Gnomen ſein ſollen, wirklich in der Welt, beſinne dich einmal, ob ein Herr Magiſter wohl eine Fliege ſein kann?“ – Felix ſchaute dem Herrn von Brakel mit ſeinen blauen klaren Augen ernſthaft ins Geſicht. Der Herr von Brakel wiederholte die Frage: „Sag', mein Junge! kann wohl ein Herr Magiſter

eine Fliege sein?" Da sprach Felix: „Ich habe sonst nie daran gedacht und hätte es auch wohl nicht geglaubt, wenn mir es nicht das fremde Kind gesagt und ich es mit eigenen Augen gesehen hätte, daß Pepser eine garstige Fliege ist und sich nur für den Magister Tinte ausgegeben hat. — Und Vater," fuhr Felix weiter fort, als Herr von Brakel wie einer, der vor Verwunderung gar nicht weiß, was er sagen soll, stillschweigend den Kopf schüttelte, „und, Vater, sage, hat dir der Herr Magister Tinte selbst nicht einmal entdeckt, daß er eine Fliege sei? — habe ich's denn nicht selbst gehört, daß er dir hier vor der Türe sagte, er sei auf der Schule eine muntre Fliege gewesen? Nun, was man einmal ist, das muß man, denk' ich, auch bleiben. Und daß der Herr Magister, wie die Mutter zugesteht, so ein Naschmaul ist und an allem Süßen schnuppert, nun, Vater! wie machen's denn die Fliegen anders? und das häßliche Summen und Brummen." „Schweig," rief der Herr von Brakel ganz erzürnt, „mag der Herr Magister Tinte sein, was er will, aber so viel ist gewiß, daß der Fasanenfürst ihn nicht totgebissen hat, denn dort kommt er eben aus dem Walde!" Auf dieses Wort schrien die Kinder laut auf und flüchteten ins Haus hinein. In der Tat kam der Magister Tinte den Birkengang herauf, aber ganz verwildert mit funkelnden Augen, zerzauster Perücke, im abscheulichen Sumsen und Brummen sprang er von einer Seite zur andern hoch auf und prallte mit dem Kopf gegen die Bäume an, daß man es krachen hörte. So herangekommen, stürzte er sich sofort in den Napf, daß die Milch überströmte, die er einschlürfte mit widrigem Rauschen. „Aber um tausend Gottes willen, Herr Magister Tinte, was treiben Sie?" rief die Frau von Brakel. „Sind Sie toll geworden, Herr Magister, plagt Sie der böse Feind?" schrie der Herr von Brakel. Aber alles nicht achtend, schwang sich der Magister aus dem Milchnapf, setzte sich auf die Butterbröte hin, schüttelte die Rockschöße und wußte mit den dünnen Beinchen geschickt darüber hin zu fahren und sie glatt zu streichen und zu

fälteln. Dann stärker summend schwang er sich gegen die Türe, aber er konnte nicht hineinfinden ins Haus, sondern schwankte wie betrunken hin und her und schlug gegen die Fenstern an, daß es klirrte und schwirrte. „Ha, Patron," rief der Herr von Brakel, „das sind dumme unnütze Streiche, wart', das soll dir übel bekommen." Er suchte den Magister bei dem Rockschoß zu haschen, der wußte ihm aber geschickt zu entgehen. Da sprang Felix aus dem Hause mit der großen Fliegenklatsche in der Hand, die er dem Vater gab. „Nimm, Vater, nimm," rief er, „schlag ihn tot, den häßlichen Pepser." Der Herr von Brakel ergriff auch wirklich die Fliegenklatsche, und nun ging es her hinter dem Herrn Magister. Felix, Christlieb, die Frau von Brakel hatten die Servietten vom Tische genommen und schwangen sie, den Magister hin und hertreibend, in den Lüften, während Herr von Brakel unaufhörlich Schläge gegen ihn führte, die leider nicht trafen, weil der Magister sich hütete, auch nur einen Augenblick zu ruhen. Und wilder und wilder wurde die tolle Jagd — Summ — Summ — Simm — Simm — Trrr — Trrr — stürmte der Magister auf und nieder — und klipp — klapp fielen hageldichter des Herrn von Brakels Schläge und huß — huß — hetzten Felix, Christlieb und die Frau von Brakel den Feind. Endlich gelang es dem Herrn von Brakel, den Magister am Rockschoß zu treffen. Achzend stürzte er zu Boden; aber in dem Augenblick, daß der Herr von Brakel ihn mit einem zweiten Schlage treffen wollte, schwang er sich mit erneuter doppelter Kraft in die Höhe, stürmte sausend und brausend nach den Birken hin und ließ sich nicht wieder sehen. „Gut, daß wir den fatalen Herrn Magister Tinte los sind," sprach der Herr von Brakel, „über meine Schwelle soll er nicht wieder kommen." „Nein, das soll er nicht," fiel die Frau von Brakel ein, „Hofmeister mit solchen abscheulichen Sitten können nur Unheil stiften, da wo sie Gutes wirken sollen. — Prahlt mit den Wissenschaften und springt in den Milchnapf! Das nenne ich mir einen schönen

Magiſter.“ – Aber die Kinder jauchzten und jubelten und riefen: „Heiſa – Papa hat dem Herrn Magiſter Tinte mit der Fliegenklatſche eins auf die Naſe verſetzt, und da hat er Reißaus genommen! – Heiſa – heiſa!“ –

Was ſich weiter im Walde begab, nachdem der Magiſter Tinte fortgejagt worden.

Felix und Chriſtlieb atmeten frei auf, als ſei ihnen eine ſchwere drückende Laſt vom Herzen genommen. Vor allem dachten ſie aber daran, daß nun, da der häßliche Pepſer von dannen geflohen, das fremde Kind gewiß wiederkehren und ſo wie ſonſt mit ihnen ſpielen würde. Ganz erfüllt von freudiger Hoffnung gingen ſie in den Wald; aber es war alles ſtill und wie verödet drin, kein luſtiges Lied von Fink und Zeiſig ließ ſich hören, und ſtatt des fröhlichen Rauſchens der Gebüſche, ſtatt des frohen tönenden Wogens der Waldbäche wehten angſtvolle Seufzer durch die Lüfte. Nur bleiche Strahlen warf die Sonne durch den dunſtigen Himmel. Bald türmte ſich ein ſchwarzes Gewölk auf, der Sturm heulte, der Donner begann in der Ferne zürnend zu murmeln, die hohen Tannen dröhnten und krachten. Chriſtlieb ſchloß ſich zitternd und zagend an Felix an; der ſprach aber: „Was fürchteſt du dich ſo, Chriſtlieb, es zieht ein Wetter auf, wir müſſen machen, daß wir nach Hauſe kommen.“ Sie fingen an zu laufen, doch wußten ſie ſelbſt nicht, wie es geſchah, daß ſie, ſtatt aus dem Walde herauszukommen, immer tiefer hineingerieten. Es wurde finſterer und finſterer, dicke Regentropfen fielen herab, und Blitze fuhren ziſchend hin und her! – Die Kinder ſtanden an einem dicken, dichten Geſtrüpp. „Chriſtlieb,“ ſprach Felix, „laß uns hier ein bißchen unterducken, nicht lange kann das Wetter dauern.“ Chriſtlieb weinte vor Angſt, tat aber doch, was Felix geheißen. Aber kaum hatten ſie ſich hingeſetzt in das dicke Gebüſch, als es dicht hinter ihnen mit häßlich knarrenden Stimmen ſprach: „Dumme Dinger! – einfältig Volk – habt uns

verachtet – habt nicht gewußt, was ihr mit uns anfangen ſollt, nun könnt ihr ſitzen ohne Spielſachen, ihr einfältigen Dinger!" Felix ſchaute ſich um, und es wurde ihm ganz unheimlich zumute, wie er den Jäger und den Harfenmann erblickte, die ſich aus dem Geſtrüpp, wo er ſie hineingeworfen, erhoben, ihn mit toten Augen anſtarrten und mit den kleinen Händchen herumfochten und hantierten. Dazu griff der Harfenmann in die Saiten, daß es recht widrig zwitſcherte und klirrte, und der Jägersmann legte gar die kleine Flinte auf Felix an. Dazu krächzten beide: „Wart' – wart', du Junge, du Mädel, wir ſind die gehorſamen Zöglinge des Herrn Magiſter Tinte, gleich wird er hier ſein, und da wollen wir euch euren Trotz ſchon eintränken!" – Entſetzt, des Regens, der nun herabſtrömte, der krachenden Donnerſchläge, des Sturms, der mit dumpfem Brauſen durch die Tannen fuhr, nicht achtend, rannten die Kinder von dannen und gerieten an das Ufer des großen Teichs, der den Wald begrenzte. Aber kaum waren ſie hier, als ſich aus dem Schilf Chriſtliebs große Puppe, die Felix hineingeworfen, erhob und mit häßlicher Stimme quäkte: „Dumme Dinger, einfältig Volk – habt mich verachtet – habt nicht gewußt, was ihr mit mir anfangen ſollt, nun könnt ihr ſitzen ohne Spielſachen, ihr einfältigen Dinger! Wart' wart', du Junge, du Mädel, ich bin der gehorſame Zögling des Herrn Magiſter Tinte, gleich wird er hier ſein, und da werden wir euch euren Trotz ſchon eintränken!" – Und dann ſpritzte die häßliche Puppe den armen Kindern, die ſchon vom Regen ganz durchnäßt waren, ganze Ströme Waſſer ins Geſicht. Felix konnte dieſen entſetzlichen Spuk nicht vertragen, die arme Chriſtlieb war halbtot, aufs neue rannten ſie davon, aber bald mitten im Walde ſanken ſie vor Angſt und Erſchöpfung nieder. Da ſummte und brauſte es hinter ihnen. „Der Magiſter Tinte kommt," ſchrie Felix, aber in dem Augenblick vergingen ihm auch ſowie der armen Chriſtlieb die Sinne. Als ſie wie aus tiefem Schlafe erwachten, befanden ſie ſich auf einem weichen Mooſsſitz. Das

Wetter war vorüber, die Sonne schien hell und freundlich, und die Regentropfen hingen wie funkelnde Edelsteine an den glänzenden Büschen und Bäumen. Hoch verwunderten sich die Kinder darüber, daß ihre Kleider ganz trocken waren und sie gar nichts von der Kälte und Nässe spürten. „Ach," rief Felix, indem er beide Arme hoch in die Lüfte emporstreckte: „ach, das fremde Kind hat uns beschützt!" Und nun riefen beide, Felix und Christlieb, laut, daß es im Walde wiedertönte: „Ach, du liebes Kind, komme doch nur wieder zu uns, wir sehnen uns ja so herzlich nach dir, wir können ja ohne dich gar nicht leben!" — Es schien auch, als wenn ein heller Strahl durch die Gebüsche funkelte, von dem berührt die Blumen ihre Häupter erhoben; aber riefen auch wehmütiger und wehmütiger die Kinder nach dem holden Gespielen, nichts ließ sich weiter sehen. Traurig schlichen sie nach Hause, wo die Eltern, nicht wenig wegen des Ungewitters um sie bekümmert, sie mit voller Freude empfingen. Der Herr von Brakel sprach: „Es ist nur gut, daß ihr da seid, ich muß gestehen, daß ich fürchtete, der Herr Magister Tinte schwärme noch im Walde umher und sei euch auf der Spur." Felix erzählte alles, was sich im Walde begeben. „Das sind tolle Einbildungen," rief die Frau von Brakel, „wenn euch draußen im Walde solch verrücktes Zeug träumt, sollt ihr gar nicht mehr hingehen, sondern im Hause bleiben." Das geschah denn nun freilich nicht, denn wenn die Kinder baten: „Liebe Mutter, laß uns ein bißchen in den Wald laufen," so sprach die Frau von Brakel: „Geht nur, geht und kommt hübsch verständig zurück." Es geschah aber, daß die Kinder in kurzer Zeit selbst gar nicht mehr in den Wald gehen mochten. Ach! — das fremde Kind ließ sich nicht sehen, und sowie Felix und Christlieb sich nur tiefer ins Gebüsch wagten oder sich dem Enteich nahten, so wurden sie von dem Jäger, dem Harfenmännlein, der Puppe ausgehöhnt: „Dumme Dinger, einfältig Volk, nun könnt ihr sitzen ohne Spielzeug — habt nichts mit uns artigen gebildeten Leuten anzufangen gewußt — dumme Dinger, einfältig

Volk!" – Das war gar nicht auszuhalten, die Kinder blieben lieber im Hause.

Beschluß.

„Ich weiß nicht," sprach der Herr Thaddäus von Brakel eines Tages zu der Frau von Brakel, „ich weiß nicht, wie mir seit einigen Tagen so seltsam und wunderlich zumute ist. Beinahe möchte ich glauben, daß der böse Magister Tinte mir es angetan hat, denn seit dem Augenblick, als ich ihm eins mit der Fliegenklatsche versetzte und ihn forttrieb, liegt es mir in allen Gliedern wie Blei." In der Tat wurde auch der Herr von Brakel mit jedem Tage matter und bläsſer. Er durchstrich nicht mehr wie sonst die Flur, er polterte und wirtschaftete nicht mehr im Hause umher, sondern saß stundenlang in tiefe Gedanken versenkt, und dann ließ er sich von Felix und Christlieb erzählen, wie es sich mit dem fremden Kinde begeben. Sprachen die denn nun recht mit vollem Eifer von den herrlichen Wundern des fremden Kindes, von dem prächtigen glänzenden Reiche, wo es zu Hause, dann lächelte er wehmütig, und die Tränen traten ihm in die Augen. Darüber konnten sich Felix und Christlieb aber gar nicht zufrieden geben, daß das fremde Kind nun davon bleibe und sie der Quälerei der häßlichen Puppen im Gebüsch und im Ententeiche bloßstelle, weshalb sie gar nicht mehr sich in den Wald wagen möchten. „Kommt, meine Kinder, wir wollen zusammen in den Wald gehen, die bösen Zöglinge des Herrn Magister Tinte sollen euch keinen Schaden tun!" So sprach an einem schönen hellen Morgen der Herr von Brakel zu Felix und Christlieb, nahm sie bei der Hand und ging mit ihnen in den Wald, der heute mehr als jemals voller Glanz, Wohlgeruch und Gesang war. Als sie sich ins weiche Gras unter duftenden Blumen gelagert hatten, fing der Herr von Brakel in folgender Art an: „Ihr lieben Kinder, es liegt mir recht am Herzen, und ich kann es nun gar nicht mehr aufschieben, euch zu sagen, daß ich ebensogut wie ihr das holde

fremde Kind, das euch hier im Walde so viel Herrliches schauen ließ, kannte. Als ich so alt war wie ihr, hat es mich so wie euch besucht und die wunderbarsten Spiele gespielt. Wie es mich dann verlassen hat, darauf kann ich mich gar nicht besinnen, und es ist mir ganz unerklärlich, wie ich das holde Kind so ganz und gar vergessen konnte, daß ich, als ihr mir von seiner Erscheinung erzähltet, gar nicht daran glaubte; wiewohl ich oftmals die Wahrheit davon leise ahnte. Seit einigen Tagen gedenke ich aber so lebhaft meiner schönen Jugendzeit, wie ich es seit vielen Jahren gar nicht vermochte. Da ist denn auch das holde Zauberkind so glänzend und herrlich, wie ihr es geschaut habt, mir in den Sinn gekommen, und dieselbe Sehnsucht, von der ihr ergriffen, erfüllt meine Brust, aber sie wird mir das Herz zerreißen! — Ich fühl' es, daß ich zum letztenmal hier unter diesen schönen Bäumen und Büschen sitze, ich werde euch bald verlassen, ihr Kinder! — Haltet, wenn ich tot bin, nur recht fest an dem holden Kinde!" — Felix und Christlieb waren außer sich vor Schmerz, sie weinten und jammerten und riefen laut: „Nein, Vater — nein, Vater, du wirst nicht sterben, du wirst nicht sterben, du wirst noch lange lange bei uns bleiben und so wie wir mit dem fremden Kinde spielen!" — Aber Tages darauf lag der Herr von Brakel schon krank im Bette. Es erschien ein langer hagerer Mann, der dem Herrn von Brakel an den Puls fühlte und darauf sprach: „Das wird sich geben!" Es gab sich aber nicht, sondern der Herr von Brakel war am dritten Tage tot. Ach, wie jammerte die Frau von Brakel, wie rangen die Kinder die Hände, wie schrien sie laut: „Ach, unser Vater — unser lieber Vater!" — Bald darauf, als die vier Bauern von Brakelheim ihren Herrn zu Grabe getragen hatten, erschienen ein paar häßliche Männer im Hause, die beinahe aussahen wie der Magister Tinte. Die erklärten der Frau von Brakel, daß sie das ganze Gütchen und alles im Hause in Beschlag nehmen müßten, weil der verstorbene Herr Thaddäus von Brakel das

alles und noch vielmehr dem Herrn Grafen Cyprianus von Brakel schuldig geworden sei, der nun das Seinige zurückverlange. So war denn nun die Frau von Brakel bettelarm geworden und mußte das schöne Dörfchen Brakelheim verlassen. Sie wollte zu einem Verwandten hin, der nicht fern wohnte, und schnürte daher ein kleines Bündelchen mit der wenigen Wäsche und den geringen Kleidungsstücken, die man ihr gelassen, Felix und Christlieb mußten ein gleiches tun, und so zogen sie unter vielen Tränen fort aus dem Hause. Schon hörten sie das ungestüme Rauschen des Waldstroms, über dessen Brücke sie wollten, als die Frau von Brakel vor bitterm Schmerz ohnmächtig zu Boden sank. Da fielen Felix und Christlieb auf die Knie nieder und schluchzten und jammerten: „O, wir armen unglücklichen Kinder! nimmt sich denn keiner, keiner unsers Elends an?" In dem Augenblick war es, als werde das ferne Rauschen des Waldstroms zu lieblicher Musik, das Gebüsch rührte sich in ahnungsvollem Säuseln — und bald strahlte der ganze Wald in wunderbarem funkelnden Feuer. Das fremde Kind trat aus dem süßduftenden Laube hervor, aber von solchem blendenden Glanz umflossen, daß Felix und Christlieb die Augen schließen mußten. Da fühlten sie sich sanft berührt, und des fremden Kindes holde Stimme sprach: „O klagt nicht so, ihr meine lieben Gespielen! Lieb' ich euch denn nicht mehr? Kann ich euch denn wohl verlassen? Nein! — seht ihr mich auch nicht mit leiblichen Augen, so umschwebe ich euch doch beständig und helfe euch mit meiner Macht, daß ihr froh und glücklich werden sollet immerdar. Behaltet mich nur treu im Herzen, wie ihr es bis jetzt getan, dann vermag der böse Pepser und kein anderer Widersacher etwas über euch! — liebt mich nur stets recht treulich!" „O das wollen wir, das wollen wir!" riefen Felix und Christlieb „wir lieben dich ja mit ganzer Seele." Als sie die Augen wieder aufzuschlagen vermochten, war das fremde Kind verschwunden, aber aller Schmerz war von ihnen gewichen, und sie empfanden die Wonne

des Himmels, die in ihrem Innersten aufgegangen. Die Frau von Brakel richtete sich nun auch langsam empor und sprach: „Kinder! ich habe euch im Traum gesehen, wie ihr wie in lauter funkelndem Golde standet, und dieser Anblick hat mich auf wunderbare Weise erfreut und getröstet.“ Das Entzücken strahlte in der Kinder Augen, glänzte auf ihren hochroten Wangen. Sie erzählten, wie eben das fremde Kind bei ihnen gewesen sei und sie getröstet habe; da sprach die Mutter: „Ich weiß nicht, warum ich heute an euer Märchen glauben muß, und warum dabei so aller Schmerz, alle Sorgen von mir weichen. Laßt uns nun getrost weitergehen.“ Sie wurden von dem Verwandten freundlich aufgenommen, dann kam es, wie das fremde Kind es verheißen. Alles, was Felix und Christlieb unternahmen, geriet so überaus wohl, daß sie samt ihrer Mutter froh und glücklich wurden, und noch in später Zeit spielten sie in süßen Träumen mit dem fremden Kinde, das nicht aufhörte, ihnen die lieblichsten Wunder seiner Heimat mitzubringen.

„Es ist wahr,“ sprach Ottmar, als Lothar geendet hatte, „es ist wahr, dein fremdes Kind ist ein reineres Kindermärchen als dein Nußknacker, aber verzeih mir, einige verdammte Schnörkel, deren tieferen Sinn das Kind nicht zu ahnen vermag, hast du doch nicht weglassen können.“

„Das kleine Teufelchen,“ rief Sylvester, „das wie ein zahmes Eichhörnlein unserm Lothar auf der Schulter sitzt, kenne ich noch von alters her. Er kann sein Ohr doch nun einmal nicht verschließen den seltsamen Sachen, die das Ding ihm zuraunt!“

„Wenigstens“, nahm Cyprian das Wort, „sollte Lothar, unternimmt er es, Märchen zu schreiben, doch sich nur ja des Titels: Kindermärchen enthalten! – Vielleicht: Märchen für kleine und große Kinder!“

„Oder“, nahm Vinzenz das Wort, „Märchen für Kinder und für die, die es nicht sind, so kann die ganze Welt unge-

scheut sich mit dem Buche abgeben und jeder dabei denken, was er will." – Alle lachten, und Lothar schwur in komischem Zorn, daß, da die Freunde ihn nun einmal verloren gäben, er sich im nächsten Märchen rücksichtslos aller fantastischen Tollheit überlassen wolle.

Die Mitternachtsstunde hatte geschlagen. Die Freunde, wechselseitig angeregt durch allen Ernst, durch allen Scherz, der heute vorgekommen, schieden in der gemütlichsten Stimmung.

Anhang.

A. Die Vorlagen.
B. Lesarten.
C. Anmerkungen.
D. Die Beigaben.
E. Abkürzungen.

A. Die Vorlagen.

Dem Text des sechsten Bandes wurde als massgebende Ausgabe zugrunde gelegt:

Die Serapions-Brüder. Gesammelte Erzählungen und Mährchen. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Zweiter Band. Berlin 1819. Bei G. Reimer. 8°, 614 S.

III. Abschnitt.

S. 3–41 [Einleitendes Gespräch der Serapionsbrüder.]

S. 41–145 Der Kampf der Sänger.

Erster Druck in: Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1819. Neue Folge, erster Jahrgang. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1819. S. 81–159.

S. 145–173 [Gespräch der Serapionsbrüder], worin S. 156–169 Cyprians „Spukgeschichte"; es wurde (offenbar nach den Aushängebogen) als „Bruchstück aus dem zweiten Bande der Serapionsbrüder" vor Erscheinen desselben abgedruckt in: Der Freimüthige oder Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser; herausgegeben von Dr. August Kuhn. Berlin. Jahrg. XVI No. 67 u. 68 vom 3. u. 5. April 1819, S. 265–271. Das Bruchstück beginnt erst mit den Worten: „Die Freunde kamen ins Gespräch" (vgl. im Text S. 75 Z. 9 v. u.) und schliesst: „Doch jetzt kein Wort mehr von allem gespenstischen Unwesen." (Vgl. im Text S. 87 Z. 2 v. o.) Der Herausgeber bemerkt in einer Fussnote: „Der erste Band dieses höchst geistreichen Werkes ist bereits erschienen; der zweite wird uns zu Michaelis zu Theil werden. [Kuhn]."

S. 173–236 Die Automate.

Zuerst teilweise gedruckt in: Allgemeine Musikalische Zeitung, Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. Jahrg. XVI No. 6 vom 9. Februar 1814, Sp. 93–102.

(Darüber vgl. in den Lesarten S. 320.)

Dann vollständig in: Zeitung für die elegante Welt. Herausgegeben von August Mahlmann. Leipzig, G. Voß'sche

Buchhandlung. Jahrg. XIV (1814) No. 68 v. 7. April (Sp. 537—540), No. 69 v. 8. Apr. (Sp. 548—551), No. 70 v. 9. Apr. (Sp. 556—560), No. 71 v. 11. Apr. (Sp. 565—568), No. 72 v. 12. Apr. (Sp. 572—575), No. 73 v. 14. Apr. (Sp. 581—584), No. 74 v. 15. Apr. (Sp. 588—591) u. No. 75 v. 16. Apr. (Sp. 597—599). Gezeichnet: Hff.

S. 237—239 [Gespräch der Serapionsbrüder. Überleitung.]

S. 239—347 **Doge und Dogareſſe.**

Erster Druck in: Taſchenbuch für das Jahr 1819. Der Liebe und Freundſchaft gewidmet. Herausgegeben von Dr. St. Schütze. Frankfurt am Mayn bei den Gebrüdern Wilmans. S. 219—309.

S. 347—348 [Gespräch d. Serapionsbr. — Abschluss des dritten Abschnitts.]

IV. Abſchnitt.

S. 349—362 [Gespräch d. Serapionsbr. — Einleitung des vierten Abschnitts.]

S. 362—381 [Alte und neue Kirchenmuſik] ist die Verarbeitung eines unter diesem Titel in der Allgemeinen Musikalischen Zeitung erschienenen Aufsatzes (Jahrg. XVI No. 35—37) mit einem andern „Beethovens Missa" (Jahrg. XV No. 24—25), welche unsere Ausgabe in den musikalischen Schriften bringen wird.

S. 381—385 [Gespräch d. Serapionsbr. Überleitung.]

S. 385—516 **Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen.**

Erster Druck in: Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen auf das Jahr 1819. Neunundzwanzigſter Jahrgang. Leipzig, bei Joh: Friedrich Gleditſch. S. 9—110.

S. 516—519 [Gespräch d. Serapionsbr. Überleitung.]

S. 519—612 **Das fremde Kind.**

Erster Druck in: Kinder-Mährchen. Von C. W. Conteſſa, Friedrich Baron de la Motte Fouqué und E. T. A. Hoffmann. Zweites Bändchen. Berlin, 1817. In der Realſchulbuchhandlung. S. 1—110.

S. 612—614 [Beschluss.]

Der erste Wiederdruck der „Serapionsbrüder" fand erst nach Hoffmanns Tode statt (1827), vgl. Bd. V unserer Ausgabe an korrespondierender Stelle.

Bei der Wiedergabe des Textes in unserer Ausgabe mussten folgende

Verbesserungen (der Druckfehler und Versehen) vorgenommen werden: S. 11 Z. 14 v. o. den aus dem S. 15 Z. 17 v. o. meinem aus meinen S. 17 Z. 14 v. o. ſomnambul aus ſonnambul Z. 2 v. u. exaltierte aus exaltirten S. 20 Z. 15 v. u. bedingte aus bedüngte S. 25 Z. 12 v. o. ihn aus ihm (auch im 1. Druck) S. 26 Z. 6 v. o. für den aus für dem (nicht im 1. Dr.) S. 29 Z. 4 v. o. Wolfframb aus Wallframb S. 32 Z. 14 v. o. Tod aus Tode S. 37 Z. 8 v. o. anmutigem aus anmuthigen (nicht im 1. Dr.) S. 38 Z. 13 v. u. jemandem aus jemanden (auch im 1. Dr.) S. 40 Z. 13 v. o. frommem aus frommen (nicht im 1. Dr.) S. 45 Z. 8 v. o. feſtem aus feſten (nicht im 1. Dr.) S. 54 Z. 2 v. u. gefaßtem aus gefaßten (nicht im 1. Dr.) S. 60 Z. 6 v. u. Spanne aus Spange (auch im 1. Dr.) S. 62 Z. 15 v. u. gib aus giebt (nicht im 1. Dr.) S. 66 Z. 2 v. o. dem aus den (vgl. i. d. Lesarten) S. 67 Z. 7 v. o. weiten aus weitem (nicht im 1. Dr.) S. 69 Z. 9 v. o. ſtürmiſchem aus ſtürmiſchen (nicht im 1. Dr.) S. 70 Z. 8 v. o. auf dem aus auf den (auch im 1. Dr.) S. 88 Z. 11 v. o. den ganzen aus dem ganzen (nicht im 1. Dr.) S. 91 Z. 6 v. o. mir aus nur (nicht im 1. Dr.) S. 100 Z. 11 v. o. Verhängniſſes aus Verhältniſſes S. 103 Z. 4 v. o. Profeſſors aus Profeſſor S. 107 Z. 12 v. o. welches aus welche Z. 4 v. u. denn aus dann S. 108 Z. 11 v. u. dem aus den S. 110 Z. 14 v. o. mächtigem aus mächtigen Z. 5 v. u. dem aus den S. 117 Z. 12 v. u. Profeſſors aus Profeſſor S. 122 Z. 14 v. o. ſtellt aus ſtellte (auch im 1. Dr.) S. 129 Z. 10 v. o. meinem aus meinen (nicht im 1. Dr.) Z. 15 v. o. Sprüngen aus Springen (auch im 1. Dr.) S. 137 Z. 5 v. u. mir aus mit (nicht im 1. Dr.) S. 140 Z. 1 v. o. Schreckenszeit aus Schreckenzeit (nicht im 1. Dr.) S. 149 Z. 13 v. o. der aus den (nicht im 1. Dr.) Z. 9 v. u. mußte aus mußten (auch im 1. Dr.) S. 151 Z. 2 v. o. nun aus nur (auch im 1. Dr.) S. 169 Z. 12 v. u. den aus denn (auch im 1. Dr.) S. 171 Z. 7 v. u. Hauſe fehlte (nicht im 1. Dr.) S. 176 Z. 5 v. o. verſprecht aus verſpricht S. 181 Z. 4 v. o. lebhafterem aus lebhafteren Z. 6 v. u. worin aus woher S. 183 Z. 5 v. u. Perti aus Perli Z. 2 v. u. dem aus den S. 190 Z. 13 v. u. Bernabei aus Barnabei Z 12 v. u. Porpora aus Parpora S. 196 Z. 12 v. o. zierlichem aus zierlichen (nicht im 1. Dr.) S. 199 Z. 11 v. u. ausgelegtem aus ausgelegten (nicht im 1. Dr.) S. 220 Z. 9 v. o. behandelnder aus behaltender (nicht im 1. Dr.) S. 229 Z. 2 v. u. vom Kopf aus von Kopf (nicht im 1. Dr.) S. 233 Z. 11 v. u. Gebänd aus Gebäude (nicht im 1. Dr.) S. 235 Z. 2 v. o. niemandem aus niemanden (auch im 1. Dr.) S. 240 Z. 7 v. o. Früchte aus Früchten (nicht im 1. Dr.) S. 242 Z. 6

v. o. ſich fehlte (nicht im 1. Dr) S. 243 Z. 6 v. o. ſtürzte fehlte (nicht im 1. Dr.) S. 244 Z. 12 v. u. tönte aus tönten (auch im 1. Dr.) S. 249 Z. 15 v. u. ihm aus ihn (nicht im 1. Dr.) S. 253 Z. 14 v. u. dem aus den (nicht im 1. Dr.) S. 254 Z. 5 v. u. hineingerochen aus hineingekrochen (nicht im 1. Dr.) S. 256 Z. 13 v. o. Art fehlte (nicht im 1. Dr.) Z. 17 v. o. in beiden Drucken findet sich nach Paumgartner noch an, sollte sich offenbar auf ein „fing[an]" beziehen S. 262 Z. 1 v. u Berſerker aus Berſecker S. 264 Z. 4 v. o. ihn aus ihm (nicht im 1. Dr.) Z. 6 v. o. ſeinen aus ſeinem (n. 1. Dr.) Z. 15 v. o. hohes aus hohe (n. 1. Dr.) Z. 17 v. o. dem aus den (n. 1. Dr.) S. 267 Z. 11 v. u. ſcharlachrotem aus ſcharlachrothen (n. 1. Dr.) Z. 9 v. u. einen aus einem (n. 1. Dr.) S. 268 Z. 4 v. o. faßte aus faßt (n. 1. Dr.) S. 269 Z. 2 v. o jedem aus jeden (a. 1. Dr.) S. 271 Z. 4 v. o. zweites ſie eingeschoben (n. 1. Dr.) S. 273 Z. 15 v. o. allen aus allein (a. 1. Dr.) Z. 14 v. u. komiſche fehlte (n. 1. Dr.) S. 274 Z. 2 v. o. nach machte stand falscher Weise noch es (n. 1. Dr.) S. 288 Z. 14 v. u. goldnen aus goldnem (n. 1. Dr.) S. 293 Z. 6 v. u. fürchteten aus fürchten (n. 1. Dr.) S. 295 Z. 14 v. o. dem aus den (n. 1. Dr.) Z. 10 v. u. dem aus den (n. 1. Dr.) S. 296 Z. 14 v. o. hinter aus hinten (undeutlich im 1. Druck) S. 298 Z. 11 v. o. dem aus den (a. 1. Dr.) S. 301 Z. 16 v. u. ſprach er endlich, Felix fehlte (n. 1. Dr.) S. 304 Z. 2 v o. dem aus den (a. 1. Dr) Z. 5 v. u. unter aus unten (n 1. Dr.) S 305 Z. 8 v. o. recht fehlte (n. 1. Dr.) Z. 14 v. o. dumpfem aus dumpfen (n. 1. Dr) Z. 2 v. u. wie aus wieder (n. 1. Dr.) S. 306 Z. 13 v. o. und wehmütiger fehlte (n. 1. Dr.) S. 307 Z. 4 v. u. unter aus und (n. 1. Dr.) S. 308 Z. 10 v. u. den aus dem (n. 1. Dr.) S. 309 Z. 14 v. o. zweites keiner fehlte (n. 1. Dr.) S. 311 Z. 2 v. o. komiſchem aus komiſchen.

Der Abdruck des „Fremden Kindes" in den Serapionsbrüdern ist auffallend fehlerhaft und flüchtig, wie schon unsere Druckfehlerverbesserungen beweisen (ab S. 264 bis Schluss), die Verbesserungen geschahen nach dem 1. Druck in den „Kinder-Mährchen" (vgl. in den „Vorlagen").

Über die Orthographie des Originaldrucks wird im ersten Bande der Serapionsbrüder abgehandelt (Bd. V vorliegender Ausgabe an der mit dieser korrespondierenden Stelle).

B. Lesarten.

Siglen.

U = Urania.

F = Der Freimüthige.

EZ = Zeitung für die elegante Welt.
MZ = Allgemeine Muſikaliſche Zeitung.
T = Taſchenbuch. Der Liebe und Freundſchaft gewidmet.
TV = Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen.
K = Kinder-Mährchen.

(S. darüber unter: „**A. Die Vorlagen**“ auf S. 315 f.)

(Kampf der Sänger) **22** Z. 5 v. o. Sänger danach noch: Einer alten Chronik nacherzählt von C.[!] T. A. Hoffmann *U* Z. 6 v. o. Zur Zeit davor als Überschrift: Vorbericht *U* Z. 13 v. o. Vollmonds *U* Z. 4 v. u. zuckte] guckte wohl Drf. *U* Z. 2 v. u. blumigten *U* **23** Z. 15 v. u. kamen] folgten *U* Z. 13 v. u. hinwieſen] deuteten *U* **26** Z. 10 v. o. auf] von *U* Z. 16 v. u. Stimme, das *U* **28** Z. 10 v. o. eines ist gesperrt *U* Z. 12 v. o. andere *U* Z. 2 f. v. u. Bergesklüfte *U* **29** Z. 8 v. u. ſein | ſo *U* **30** Z. 2 v. u. angehörten *U* **31** Z. 2 v. o. ihrer namenloſen] nahmenloſer *U* Z. 13 v. u. halbgeſchloſſenen] halbverſchloſſenen *U* **32** Z. 11 v. o. erblindet *U* Z. 14 v. o. im Tod *U* Z. 15 v. o. im] auf dem *U* Z. 11 v. u. ſeltſamer] ſattſamer wohl Drf. *U* **34** Z. 7 v. o. empor fehlt *U* Z. 13 v. u. Innres *U* Z. 8 v. u. geriet] geräth wohl Drf. *U* **35** Z. 2 v. u. in] im *U* **36** Z. 7 v. u. plaudern, horcht *U* Z. 2 v. u. nicht vorgestellt vor in der (Z. 3 v. u.) *U* Z. 1 v. u. und fehlt, dafür ein Komma *U* **37** Z. 12 v. o. reden. Ich *U* **38** Z. 8 v. o. wißbegiergen *U* **39** Z. 5 v. o. an] zu *U* **40** Z. 2 f. v. u. im ernſten] in ernſtem *U* **41** Z. 14 v. o. zugleich fehlt *U* **42** Z. 7 f. v. o. immer bis Ferne] ſich immer mehr und mehr verlohr in weiter Ferne *U* **43** Z. 15 v. o. innig] tief *U* Z. 8 v. u. Spähre Drf. *U* **44** Z. 4 v. u. erwiderte Wolfframb fehlt *U* **46** Z. 14 v. u. Heinrich *U* **47** Z. 14 v. u. wackren *U* Z. 2 v. u. euren *U* **49** Z. 12 v. o. ſingend] ſiegend wohl Drf. *U* Z. 13 v. o. dieſer] er *U* **52** Z. 8 f. v. o. wohlgekräuſelter davor noch: krauſer *U* **54** Z. 12 v. o. andrer *U* Z. 4 v. u. herangejagt] herausgejagt *U* **55** Z. 14 v. o. nur] um *U* **56** Z. 7 v. o. zuckte] juckte wohl Drf. [guckte?] *U* **57** Z. 13 v. o einem] Euch *U* Z. 6 v. u. Mich gesperrt gedruckt *U* **59** Z. 9 v. o. eben fehlt *U* Z. 15 v. u. Den will ich ebenfalls] Auch den will ich *U* **60** Z. 4 v. o. Feuerglanz *U* Z. 12 v. u. geſchloſſen] geendet *U* **61** Z. 13 v. o. ruhig mit niedergeſenktem Blicke] ruhig und mit niedergeſenkten Blicken *U* Z. 14 v. o. lieblichen] ſchönen *U* Z. 6 v. u. frommſten *U* Innren *U* **63** Z. 5 v. o. meinen davor noch: ſo *U* Z. 11 v. o. roten] rohen *U* Z. 4 v. u. Aſtrologie] Aſtronomie *U* **64** Z. 12 v. o. einen fehlt *U* Z. 3 v. u. erſchaut] geſchaut *U* **65** Z. 10 f. v. u. die allein bis läßt] in der allein Kunſt und Wiſſenſchaft gedeihen *U* **66** Z. 2 v. o.

dem] den *U* Z. 4 v. o. beiwohnen] entſcheiden *U* Z. 10 v. u. Herrn *U* Z. 7 v. u. erwählt danach noch: , die mit ihm den Streit entſcheiden ſollten *U* 67 Z. 6 v. o. Knechten] ſeiner Knechte *U* Z. 7 v. o. trotzigem *U* Z. 9 v. o. ungeheuern *U* Z. 14 f. v. u. entblößten Häuptern] entblößtem Haupte *U* Z. 10 v. u. den] dem Drf. *U* 68 Z. 11 v. u. hoch herrlichen davor noch: ſolchen *U* 70 Z. 8 v. o. blumigten *U* 71 Z. 15 bis 13 v. u. Mathilde bis verſtanden] Es ergab ſich, daß Mathilde in derſelben Nacht, als Wolfframb den Naſias überwand, im Traum das Lied deutlich gehört und verſtanden hatte *U* 72 Z. 12 v. o. preisgegeben den Wirbeln des Schwindels und dem Abſturz nahe] und die Wirbel des Schwindels wollten mich erfaſſen und herabſtürzen *U* Z. 10 v. u. entgegenzuſtreben dem finſtern] nachzuſtreben in das finſtre *U*

([Eine Spukgeſchichte]) 75 Z. 8 v. u. Wunderglauben] Glauben an die Wunder des Magnetismus *F* 77 Z. 13 v. u. Ungläubige] Unglaube *F* (später aber dazu wie bei uns: ſtellten) 78 Z. 4 v. o. feinen] ſeidnen *F* Z. 7 v. o. wirkte] ſpukte *F* 79 Z. 8 v. o. dorten] dort *F* 80 Z. 5 v. o. geſpenſtiſchen] geſpenſtlichen *F* 82 Z. 5 v. o. durchaus] durch dieſelbe *F* böſe fehlt *F* Z. 14 v. o. pſychiſche *F* Z. 9 v. u. vor] für *F* Z. 6. v. u. außer] an *F* 83 Z. 5 v. u. vom] von *F* 85 Z. 6 v. o. Auguſten] Auguſtin Drf. *F*

(Die Automate) Vorbemerkung: Der Druck in der Allgemeinen Musikalischen Zeitung (s. unter den „Vorlagen“ S. 315) enthält nur ein Drittel des ganzen Fragmentes, im Wesentlichen nur das für die Leser der genannten Zeitschrift Interessante (Gespräch über Automatenmusik und über den Ursprung aller wahrhaft vollkommenen musikalischen Töne aus den Stimmen der Natur), er beginnt eigentlich erst mit dem Besuch der Freunde beim Professor X. (in unserm Text S. 108 ff). Hoffmann leitet das Bruchstück mit folgenden, in Parenthese gesetzten, Worten ein: Die Leſer der muſikaliſchen Zeitung werden ſich noch aus dem unlängſt eingerückten Aufſatze, *der Dichter und der Componist*, der beyden Freunde, Ferdinand und Ludwig, erinnern, die nach langer Trennung der Krieg zuſammenbrachte. In jener glücklichen, ruhigen Zeit, als ſie ein gleicher poetiſcher Sinn und gleiches, echtes Kunſtſtreben auf der Univerſität J. innigſt verband, trug ſich die wunderbare Begebenheit zu, von welcher das folgende Bruchſtück dasjenige aushebt, was, von muſikaliſchen Kunſtwerken und von Erweiterungen im Gebiete der Tonkunſt überhaupt handelnd, und ſo das muſikaliſche Publicum beſonders intereſſirend, ſich für dieſe Zeitſchrift eignet. — Auf diese Vorbemerkung giebt Hoffmann einen kurzen Überblick über die dem Besuch vorhergehenden Ereignisse, er beginnt also: — — Der

redende Türke gehörte in der That zu den merkwürdigſten Automaten, die man jemals geſehen; denn außerdem, daß die Verbindung des antwortenden menſchlichen Weſens mit der Maſchine ein unauflösliches Räthſel blieb, ſo zeigten auch die Antworten von dem tiefen Überblick der Individualität des Fragenden, da ſie bald trocken, bald ziemlich grob ſpaßhaft, und dann wieder voll Geiſt und Scharfſinn und wunderbarer Weiſe bis zum Schmerzhaften treffend waren. Nur zu ſehr hatte das ja auch Ferdinand erfahren, da der wunderbare Türke in das tief im Gemüth bewahrte Geheimnis gedrungen und in verhängnisvollen Worten das Entſetzliche ausgeſprochen hatte, was bald feindſelig in ſein Leben treten ſollte. Die Freunde erſtaunten über die Sehergabe des Automats. Zu dieser Stelle vgl. in unserm Text S. 89 Z. 9 ff. v. u. Hoffmann fährt nun mit einem Abschnitt fort, der sich in unserm Text S. 105 Z. 16 v. u. bis S. 106 Z. 7 v. o. findet („Wie wenn es dem antwortenden Weſen" u. s. w. bis „ausſpricht"); die Abweichungen sind in den folgenden Lesarten registriert. Dann leitet die Fassung in der A. M. Ztg. sofort zu (in unserm Text) S. 107 Z. 1 v. u. über (die Abweichung ist an der betreffenden Stelle im Lesartenapparat notiert) und schliesst (bei uns) S. 116 Z. 5 v. u. Die wenigen dann noch folgenden Zeilen in der A. M. Ztg. geben einen den Originaltext andeutenden kurzen Schluss (vgl. d. Lesarten). — Wie schon in der Einleitung erwähnt, ist die Fassung der A. M. Ztg. die älteste, von den dort nicht gedruckten Stellen ist die erste Fassung verloren, die *EZ* giebt nur die neue Bearbeitung. 87 Z. 9 f. v. u. dem notwendigſten Gerät] den nothwendigſten Meublen *EZ* Z. 5 v. u. Verbindung] Kommunikation *EZ* Z. 1 v. u. gelungen] davor noch: ſehr *EZ* 88 Z. 1 v. o. orientaliſche *EZ* Z. 4 v. o. Ein leichtes Geländer] Eine leichte Barriere *EZ* Z. 12 v. o. glaubte an dem Hauch zu fühlen] fühlte an dem Hauch *EZ* Z. 14 v. o. kam] zu kommen ſchien *EZ* worden] wurden *EZ* Z. 1 v. u. Gerät] Mobilien *EZ* 89 Z. 12 v. u. doch fehlt *EZ* Z. 8 v. u. Blick in die] Ueberblick der *EZ* 90 Z. 2 v. o. war] wurde *EZ* Z. 6 v. o. Verbindung] Kommunikation *EZ* Z. 9 v. u. Mörder davor noch: berühmter *EZ* 91 Z. 12 v. o. Künſtler danach noch nun *EZ* Z. 14 v. o. Enslerſche] Heslerſche *EZ* (vgl. d. Anm. zu dieser Stelle.) Z. 15 v. o. ebenſo fehlt *EZ* Z. 17 f. v. u. etwas bis ergriffen] ſo etwas höchſt ſturriles, daß wohl niemanden jenes grauenhafte Gefühl ergriffen hat *EZ* Z. 13 v. u. andere davor noch: ganz *EZ* Z. 7 v. u. vielleicht] vielmehr *EZ* Z. 5 v. u. wird] werde *EZ* 92 Z. 4 v. o. müſſen] mußten *EZ* 93 Z. 17 v. u. Frage davor noch: leiſe *EZ* Z. 10 v. u. fragte] frug *EZ* 94 Z. 17 v. u. des] der Drf. *EZ* 95 Z. 1 v. o. bis fehlt *EZ* Z. 14 v. u. herumgeſtreift] herumgeſchweift *EZ* 96 Z. 16 v. u. geahndete *EZ* 97 Z. 14 v. u. früher]

früherer *EZ* **98** Z. 8 v. o. Luſtfahrt] Partie *EZ* Z. 14 f. v. o. Herzens bis von der] Herzens, das ich fortan ſo getreulich in mir tragen, als ich nicht mehr von der laſſen wollte *EZ* Z. 13 v. u. zuwider] fatal *EZ* Z. 11 v. u. zu folgen] zufolge *EZ* **99** Z. 4 v. o. fragte] frug *EZ* Z. 6 v. o. wo] als *EZ* **100** Z. 13 v. o. auf, er bildete *EZ* Z. 1 v. u. vollkommnen *EZ* **101** Z. 3 v. u. meinte aber] aber die mehrſten meinten *EZ* Z. 2 v. u. ſei nachgestellt nach: wahr *EZ* **102** Z. 3 v. o. motivirten *EZ* Z. 10 v. u. hätte] hatte *EZ* **103** Z. 8 v. o. aufgeſtellt danach noch: war *EZ* Z. 13 v. u. geahndet *EZ* Z. 11 bis 9 v. u. Ferdinand — angeregt] Auf Ferdinand und Ludwig hatte des Alten Bericht über den Profeſſor X. und ſein Einwirken auf das wunderbare Automat einen ganz gleichen Eindruck gemacht *EZ* Z. 8 bis 6 v. u. mir — finden] daß mir eine Hoffnung aufdämmert, vielleicht auf die Spur des Geheimniſſes zu kommen *EZ* Z. 6 v. u. graunvoll *EZ* Z. 5 v. u. Ahndung *EZ* **105** Z. 16 v. u. Wie danach noch: ſprach Ludwig *MZ* Z. 12 v. u. ja] ſelbſt *MZ* Z. 8 v. u. eignen *MZ* Z. 5 v. u. rauſchen *MZ* Z. 3 v. u. es vorgestellt vor: aber *MZ* Z. 1 v. u. Ahnungen *MZ* **106** Z. 5 v. o. welche] die *MZ* Z. 7 v. o. ausſpricht. Hier leitet die Fassung in *MZ* sogleich zu S. 107 Z. 1 v. u. über; für den an dieser Stelle stehenden Satz heisst es dort: Ferdinand ging ganz ein in die Ideen ſeines Freundes, und voller Hoffnung, über manche Vermuthung, die, wie ſie die größte innere Wahrheit hatte, näheren Aufſchluß zu erhalten, gingen ſie zum Profeſſor X., von dem ſie erfahren, daß Er eigentlich das Automat, das erſt ſich von den ähnlichen Spielwerken, wie man ſie wol auf Meſſen und Jahrmärkten ſieht, gar nicht unterſchieden, auf die jetzige ſo wunderbare Art eingerichtet, und der Türke auch nur von der Zeit, als der Profeſſor auf den Künſtler und das Kunſtwerk eingewirkt, die geiſtreichen, tiefeindringenden Antworten ertheilt hatte. Der Profeſſor beſaß ſelbſt, wie wenige in der Stadt es wußten, mehrere ſehr künſtliche muſikaliſche Automate, die er jedem Fremden gern zeigte, und dies gab den Freunden hinlänglichen Anlaß zum Beſuch *MZ* **107** Z. 6 v. o. einzelen *EZ* Z. 12 v. o. das Geländer] die Barriere *EZ* welches] welche *EZ* Z. 15 v. o. durchs] durch das *EZ* Z. 4 v. u. denn] dann (also wie in den „Serapionsbrüdern"; vgl. S. 317 Z. 19) *EZ* **108** Z. 2 v. o. an ihm] in dem Profeſſor *MZ* Z. 12 v. o. Widriges] fatales *EZ*, *MZ* Z. 15 v. o. verzierten] dekorirten *EZ*, *MZ* Z. 16 v. o. ſich vorgestellt vor: die *MZ* Z. 14 v. u. zwei davor noch: ſtanden *MZ* Z. 9 v. u. aber fehlt *MZ* Z. 5 v. u. einen] ſeinen *EZ* (stände vielleicht auch richtiger in unserm Text, wahrscheinlich ist im Buchdruck das ſ nur abgesprungen) einen] den *MZ* **109** Z. 5 v. o. Schlußaccorde *MZ* endigte *MZ* Z. 13 v. o. frug] fragte *MZ* Z. 15 v. o. ei fehlt *MZ* Z. 16 v. u. Profeſſor] Meiſter *MZ* **110** Z. 2 v. o. laſſen, auch] laſſen. Nun *MZ*

Z. 6 v. o. eine Minute lang] nur minutenlang *MZ* Z. 8 v. o. Strumpfwirkermaſchine *EZ, MZ* Z. 16 v. o. Ahnungen *MZ* Z. 14 v. u. in das] ins *MZ* Z. 12 v. u. Geiſte *MZ* Z. 4 v. u. dadurch] hierdurch *MZ* **111** Z. 10 v. o. gerade davor noch: aber auch *MZ* Z. 17 v. o. lebhaft vorgestellt vor: im *MZ* Z. 10 v. u. recht davor noch: eben *MZ* Kunſt] Bemühungen *MZ* Z. 4 v. u. Struktur davor noch: innern *EZ, MZ* **112** Z. 2 v. o. wohnenden *MZ* Z. 5 v. o. metallnen *MZ* Z. 6 v. o. Glasfäden, Glas, ja Marmorſtreifen] Stäben, Streifen *MZ* Z. 12 f. v. o. Geldgewinnes *MZ* Z. 13 v. o. neue,] nun *MZ* Z. 11 v. u. vollkommener *EZ, MZ* je näher davor noch: je ſtärker und inniger er mit unſerm innern geiſtigen Prinzip in Beziehung ſteht, dies ſcheint aber wieder deſto mehr der Fall zu ſeyn, *EZ, MZ* Z. 7 f. v. u. Laß — andeuten] Andeuten will ich wenigſtens *MZ* **113** Z. 4 f. v. o. umfing] empfing Drf. *EZ* Z. 6 v. o. heiliger] göttlicher *MZ* Z. 10 v. o. zum erſtenmal fehlt *MZ* Z. 12 v. o. Töne] Laute *MZ* Z. 16 v. u. Entſetzens danach noch: und *EZ, MZ* Z. 12 v. u. Hafes *MZ* Z. 8 v. u. erklangen, oft *EZ* Z. 7 v. u. oft davor noch: ja *EZ, MZ* Z. 6 v. u. ſogar fehlt *MZ* Terz danach noch: des C *MZ* Z. 5 v. u. einer fehlt *EZ, MZ* dafür: Z. 4 v. u. durchdringender *EZ, MZ* **114** Z. 2 v. o. ſich nachgestellt nach: findet, (Z. 4 v. o.) *MZ* Z. 8 v. o. ihr] ſein *MZ* Z. 10 v. o. gewiß fehlt *MZ* Z. 16 v. u. dieſes *MZ* Z. 14 v. u. wiewohl] unerachtet *MZ* Z. 13 v. u. eben vorgestellt vor: nicht *MZ* wurde, übrigens *EZ* Z. 2 v. u. auf uns] auf und *MZ* Z. 1 v. u. Aeolsharfen *MZ* **115** Z. 1 v. o. ſinnigen fehlt *MZ* Z. 3 v. o. und höchſt beachtenswert fehlt *MZ* Z. 4 v. o. nur ein] blos *MZ* Z. 6 v. o. alle die Aolsharfen] dieſe Aeolsharfe *MZ* Z. 7 v. o. muſikaliſcher *MZ* Z. 8 v. o. geworden] worden *MZ* Z. 9 v. o. ausgeſpannte] aufgeſpannte *MZ* Z. 12 v. o. von höherem] vom höhern *MZ* Z. 16 v. o. noch fehlt *MZ* geahndet *EZ* Z. 16 v. u. Plötzlich davor kein Abschnitt in *EZ* Z. 14 v. u. vom innern *MZ* Z. 12 bis 9 v. u. Ferdinand — Sie] Die Freunde *MZ* Z. 10 v. u. *ch'io] che EZ* Z. 8 v. u. Bäumen und Hecken *MZ* Z. 6 v. u. das] die *MZ* Z. 5 f. v. u. eine Blume] meine Blumen *MZ* Z. 3 v. u. dann fehlt *MZ* länger, und *EZ* Z. 1 v. u. Thür *MZ* **116** Z. 2 v. o. X. fehlt *MZ* Z. 3 v. o. Eſche] Eiche *MZ* Z. 4 v. o. mit dem] womit *MZ* in ſeinem Hauſe fehlt *MZ* Z. 5 v. o. empfing] empfangen *MZ* Z. 6 v. o. ſeliger] himmliſcher *EZ, MZ* Z. 7 v. o. geahndete *EZ* Z. 9 v. o. welche wie ein Hauch des Windes durch die Luft bebten] die durch die Luft zogen *MZ* Z. 12 v. o. kryſtallene *MZ* Z. 12 f. v. o. Bäumen und Büſchen *MZ* Z. 14 f. v. o. Innerſte des Gemüts] innerſte Gemüth *MZ* Z. 15 f. v. o. Ahnungen *MZ* Z. 17 v. u. erſtarben] verlöſchten *MZ* Z. 16 v. u. in tiefem *MZ* Z. 15 v. u. nun fehlt *MZ* Z. 14 v. u. ihn nachgestellt nach: Ferdinand *MZ* Z. 12 f. v. u.

alle die im Verborgenen liegenden Saiten] all' die verborgenen Saiten *MZ* Z. 11 v. u. hat fehlt *MZ* Z. 5 v. u. bis Schluss (S. 119 Z. 3 v. o.) Du kannst wohl — drohte.] Ludwig mußte dem Freunde Recht geben; beyde beschlossen, kein Mittel unversucht zu lassen, dem Professor X. näher zu treten und vielleicht endlich das Räthsel zu lösen, das so tief auf Ferdinands Leben wirkte. Aufs neue wollten sie den Professor im eignen Hause aufsuchen: aber noch ehe Ferdinand diesen Entschluß ausführen konnte, trieb ihn ein neues Ereignis ohne Rast und Ruhe dem Verhängnis entgegen, das der redende Türke in geheimnisvollen Worten angedeutet hatte. *MZ* Z. 4 v. u. ahnde *EZ* 117 Z. 7 v. u. mittheile, sein *EZ* 118 Z 2 v. o. ahntest] ahndetest *EZ* Z. 7 v. o. junger davor noch: großer *EZ* Z. 10 v. o. heute *EZ* Z. 11 v. o. endigt, ich *EZ* Z. 2 f. v. u. tritt künftig die frohe Ahnung ins Leben] wird künftig die schöne Ahndung erfüllt *EZ*

(Doge und Dogaresse) 120 Z. 16 v. o. Dogaresse danach noch: Eine Erzählung von E. T. Hoffmann, Verf. der Fantasiestücke. *T* Z. 2 v. u. Seitwärts an] Hinter der Seite *T* 121 Z. 5 v. o. aber fehlt *T* Z. 4 v. u. besondere] besonnene Drf. *T* 123 Z. 4 v. o. Arme *T* 124 Z. 7 v. u. Falieros *T* 125 Z. 12 v. u. damit] daß *T* geschehe] geschehen solle *T* 126 Z. 17 v. o. zwanzig danach noch: bis zwei und zwanzig *T* Z. 2 v. u. der unglückliche davor noch: der Platz vor der Dogana durchaus einsam geworden und *T* 127 Z. 3 v. o. Antonio danach nochmals: Antonio — *T* Z. 14 v. o. goldne Glück dir aufgeht] Glück dir aufgeht, das goldne Glück *T* Z. 16 v. o. Zechinen danach nochmals: — Zechinen *T* Z. 11 v. u. unerklärlichen *T* 128 Z. 1 v. o. Zecca] Zena Drf. *T* 131 Z. 12 v. o. ihm] ihn Drf. *T* 134 Z. 2 v. o. Weib, das] Weib, die *T* Z. 1 v. u. anspruchsloser *T* 137 Z. 13 v. u. stand'st *T* 138 Z. 9 v. u. Abkunft seyn, das glaub' *T* 140 Z. 13 v. u. Unterwegs *T* Z. 5 f. v. u. bis er — niederstürzte] und dicht vor dem herzoglichen Palast stürzte er todt nieder *T* 141 Z. 5 v. u. mich rastlos davor noch: was *T* verfolgt danach noch: was mich unfähig macht zu jedem Geschäft *T* 142 Z. 13 v. o. was gesperrt *T* 143 Z. 8 v. o. lilienweiße *T* Z. 3 v. u. allein fehlt *T* 144 Z. 1 v. o. hin] sinken *T* 145 Z. 9 v. u. treibe] triebe *T* 148 Z. 14 v. o. Besonders *T* Z. 14 f. v. u. allen Kostbarkeiten, die] allem Kostbaren, was *T* 149 Z. 7 v. o. einer vorgestellt vor: solcher *T* Z. 14 v. u. einen Liebeshandel nachgestellt nach: Kammermädchen (Z. 13 v. u.) *T* Z. 13 v. u. anzuspinnen] zu beginnen *T* 150 Z. 4 v. o. Treppen *T* 151 Z. 10 v. u. sein] seye (Drf.?) *T* Z. 8 v. u. weiblich] weislich (Drf.?) *T* 152 Z. 2 v. o. sie gesperrt gedruckt *T* 153 Z. 15 v. u. Ellbogen *T* und fehlt *T* 154 Z. 14 v. o. lange davor noch: nachdem er *T* Z. 4 v. u. den] dem Drf. *T* 155 Z. 11 v. o. gleich] wie *T* Z. 14 v. u. sich

fehlt *T* 157 Z. 3 v. o. von ſich, das *T* 158 Z. 13 v. o. fragte] frug *T* Z. 15 v. u. ſich, Antonio *T* 159 Z. 6 v. o. Schnell hinein danach noch einmal wiederholt: ſchnell hinein *T* Z. 15 v. o. aber] eben *T* 160 Z. 16 v. o. hämiſchen *T* Z. 6 v. u. emporkniſtert danach noch: und pufft *T* Z. 1 v. u. mußt *T* 161 Z. 9 v. u. zurück] wieder *T* 162 Z. 13 v. u. dacht *T* 163 Z. 8 v. u. mehr vorgestellt vor: Glückliches *T* 164 Z. 9 v. o. was ſie ihm] die ihm das *T* 165 Z. 3 f. v. u. küßte und — ſchlanken Leib] das junge Weib an. Er küßte und ſtreichelte die kleinen weißen Händchen, er legte den Arm um den ſchlanken Leib *T* 166 Z. 5 v. u. im] ein *T* 167 Z. 8 v. o. ſeltſamen Drf. *T* 168 Z. 16 v. o. ſchneller und ſchnellere *T* 169 Z. 16 v. o. Jüngling *T* 170 Z. 2 v. o. hervor, ſowie *T* Z. 13 v. u. übermachte] einräumte *T* Z. 12 v. u. man Gemächer einräumte] Gemächer eingeräumt *T* Z. 2 v. u. Gemächer *T* 171 Z. 3 v. o. treueſter *T* der Signorie nachgestellt nach: möchteſt (Z. 4 v. o.) *T* Z. 15 v. o. Man wollte] Es ſollte *T* Z. 16 v. o. ausbreiten] ausgebreitet werden *T* Z. 17 v. o. ſollte] würde *T* Z. 16 v. u. zur erdichteten Verteidigung *T* Z. 15 v. u. werden fehlt *T* 172 Z. 15 v. o. Tritte] die Tritte *T* 173 Z. 12 v. o. Gallerien *T* Z. 16 v. u. ihre] die *T* Z. 7 v. u. fliehen — danach noch einmal wiederholt: laß uns fliehen *T* 175 Z. 5 v. o. duftigen] dunſtigen *T*

(Meiſter Martin) 194 Z. 15 v. u. Geſellen danach noch: Erzählung von E. T. A. Hoffmann. / (Nach einem Gemälde, die Werkſtatt eines Böttchers vorſtellend, von C. Kolbe, Maler und Mitgliede der Akademie der Künſte zu Berlin.) / Vorbericht. *TV* 195 Z. 13 v. u. Pater *TV* 197 Z. 17 v. o. ehrbaren] ehrſamen *TV* 199 Z. 6. v. o. Kopfe *TV* 201 Z. 16 f. v. o. Mägdelein *TV* Z. 15 v. u. euern *TV* 202 Z. 3 v. o. brachte danach noch: indeſſen *TV* 206 Z. 17 v. o. Euerm] eurem *TV* Euers] eures *TV* Z. 8 v. u. Euers] eures *TV* 207 Z. 8 v. o. daß davor noch: und *TV* Z. 12 v. o. zwei fehlt vor: fudriges *TV* Z. 14 v. o. Herren *TV* Z. 1 v. u. noch vorgestellt vor: am Ende *TV* 210 Z. 6 v. o. Arme *TV* 211 Z. 6 v. o. ſeufzt *TV* 212 Z. 10 v. o. ſein Weib] ſein armes Weib *TV* 213 Z. 15 v. u. Anſehn *TV* Z. 13 v. u. auf] auch Drf. *TV* Z. 10 v. u. hinaufſtreckte] heraufſtreckte *TV* 215 Z. 8 v. o. hinabgeſunken] herabgeſunken *TV* 216 Z. 10 f. v. o. gleich dir] wie du *TV* Z. 11 f. v. o. geht mir das Küperhandwerk über alles] ſteht mir das Küperhandwerk an vor allen andern *TV* Z. 15 v. o. heitres *TV* Z. 3 v. u. treuſten *TV* 217 Z. 4 v. o. beim] bei *TV* Z. 8 v. u. fragte] frug *TV* 218 Z. 1 v. o. er ſich] ſich Reinhold *TV* Z. 15 v. u. anhaben danach noch: können, wenn wir nichts Böſes im Sinne tragen *TV* 221 Z. 9 v. o. wohl danach noch: jemals *TV* 223 Z. 7 v. o. gelegenerer *TV* Z. 10

v. o. hinein] herein *TV* 224 Z. 7 v. u. ſiegend] ſiedend *TV* 225 Z. 13 v. o. habe *TV* 226 Z. 7 v. u. Vollrad davor noch: Herrn *TV* 227 Z. 7 v. u. zum] zu *TV* 229 Z. 8 v. u. fragte] frug *TV* 230 Z. 3 v. o. fragte] frug *TV* Z. 15 v. o. das] was *TV* 233 Z. 17 v. o. verliehen *TV* 234 Z. 5 v. o. nach gehen *TV* 235 Z. 4 v. o. übrigen *TV* 236 Z. 12 v. o. zierlichen *TV* Z. 14 v. o. ſtehen *TV* 237 Z. 3 v. u. ſolch *TV* 238 Z. 15 v. u. treues] trauliches *TV* 241 Z. 9 v. u. vergehen *TV* 242 Z. 1 v. o. immer gewaltiger danach noch einmal wiederholt: und gewaltiger *TV* fehlt im Zweitdruck wahrscheinlich nur versehentlich. 243 Z. 9 v. u. umzog] umzogen *TV* 244 Z. 3 v. o. über die] über alle *TV* 245 Z. 1 v. u. mildes] minder *TV* 246 Z. 12 v. u. Ja] Nein *TV* Z. 11 v. u. ja] nein *TV* 247 Z. 3 v. o. fragte] frug *TV* Z. 5 v. o. Friedrich danach noch: ſtürmiſch *TV* 252 Z. 3 v. u. wieder davor noch: doch *TV* 253 Z. 2 v. o. entflohen *TV* 254 Z. 6 v. o. in funkelndem] im funkelnden *TV* Z. 7 v. o. als] da *TV* Z. 8 v. o. düſterm *TV* und] doch *TV* Z. 9 v. u. arbeitete davor noch: nun *TV*

(Das fremde Kind) 264 Z. 12 v. u. ſtille *K* 271 Z. 16 v. u. o was ſind das für Engel] o was ſind das für Kinder, nein was ſind das für Engel! *K* 279 Z. 14 v. o. Wiſſenſchaften danach noch: — uns fehlen die Wiſſenſchaften *K* 284 Z. 1 v. u. entlockten *K* 285 Z. 11 v. o. er] der *K* Z. 12 v. o. Kindelein *K* 286 Z. 8 v. o. Edelgeſteinen *K* 287 Z. 2 f. v. u. vorſtellen] darſtellen *K* 288 Z. 16 v. u. Himmelblau *K* Z. 13 v. u. Morgen- und] Morgen- das *K* 289 Z. 7. v. o. kryſtallnen *K* 290 Z. 6 v. o. den] dem *K* 293 Z. 11 v. u. Fliege danach noch: iſt *K* 294 Z. 15 v. u. von] vom *K* 295 Z. 4 v. o. verdorbnen *K* Z. 16 v. o. Wiſſenſchaften danach noch einmal wiederholt: keine Wiſſenſchaften *K* Z. 17 v. o. ſchrieben danach noch: ſchon *K* 297 Z. 7 v. u. Töpfen *K* 299 Z. 4 v. u. anderm *K* 303 Z. 3 v. u. ſtiften] anſtiften *K* 304 Z. 16 v. u. ein fehlt *K* 305 Z. 11 v. u. werden] wollen *K* Z. 10 v. u. dann] dazu *K* Z. 1 v. u. einem] einen Drf. *K* 306 Z. 6 v. o. die fehlt Drf. *K* 308 Z. 14 v. u. du wirſt nicht ſterben fehlt *K*.

C. Anmerkungen*).

S. 4 **die myſtiſche und angenehme Zahl Sieben** „Die siebende Zahl wird zwar vor eine sonderlich und heilige Zahl geachtet. Wenn

*) Anmerkungen, die hier vermisst werden sollten, bittet man im Nachtrag am Ende von Bd. VIII (der Serapionsbrüder Vierter) aufsuchen zu wollen. — Über abgekürzte Buchtitel orientiere man sich unter E.

man aber darauf reflectiren will, so sage ich, die erste Zahl ist auch heilig, wegen des einigen GOttes, und wegen der von GOtt beliebten ersten Geburt. Die andere wegen der zwey Naturen in Christo, der zwey Tafeln des Gesetzes, der zwey Sacramenta, und Testamente, etc. Die dritte wegen der drey Personen in der Gottheit" u. s. w., sagt der fanatische Bekämpfer des Aberglaubens, der Zwickauer Apotheker Johann Georg Schmidt, in seiner „Gestriegelten Rocken-Philosophie (Chemnitz 1718) bei der kritischen Beleuchtung des Volksglaubens, dass „der siebende Sohn glücklich ist, etwas zu heilen, zu pflantzen, und zu allerhand Verrichtungen" (II, 342). Er sagt dazu, dass doch sonst die Sieben auch für eine Unglücks- und Lügnerzahl gehalten wird. — Man denkt hier an die Bezeichnung: Böse Sieben, an die siebente böse Fee im Märchen „La belle au bois dormant", wie auch Nork sie eine ominöse Zahl nennt (vgl. in dem Bd. IV S. 330 in Anm. zu S. 139 angeführten Werk S. 848). Auch in alchimistischen Schriften spielt die Sieben eine besondere Rolle (z. B. die Wichtigkeit der siebenten Stunde des siebenten Tages im siebenten Monat), ebenso wie in astrologischen (die Stufenjahre: alle Jahre, welche auf die Zahl Sieben fielen). Vgl. aber auch G. H. Schubert, Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens. Th. II Bd. 2. Leipzig 1821 S. 7 ff.: „Über die Zahl Sieben, und das von ihr ausgehende System der Zeiteneintheilung". — **nächſtens wirft der unruhige, unſtete Vinzenz hier wirklich Anker** Koreff wurde 1816 Professor der Medizin in Berlin, war aber oft abwesend, da er den Staats-Kanzler Hardenberg auf seinen verschiedenen Reisen begleitete u. s. w.

S. 5 **der Arzneikunde ganz hingegeben — der eifrigſte Verfechter des Magnetismus** Vgl. darüber die Einleitung in Bd. V, dort auch über Koreffs Vorlesungen an der Berliner Universität. — **ſeit Mesmers Zeit** Vgl. Bd. I Anm. zu S. 223.

S. 8 **Sphären-Muſik** Vgl. Anm. zu S. 113.

S. 9 **die Lehre der Barbariniſchen Schule der Spiritualiſten** Vgl. Bd. I Anm. zu S. 204.

S. 10 **das eigne Magnetiſieren am Baquet** B. stellte eine magnetische Batterie dar, die schon Mesmer in Anwendung brachte, sie bestand aus einer hölzernen Wanne, gefüllt mit zerstossenem, dann spargiertem (d. i. magnetisch geladenem, vgl. Kluge S. 408) Glase, aus der eine ebenso angefüllte Flasche mit einer bis auf ihren Grund hineingesteckten, nach oben allmählig zugespitzten Eisenstange herausragte. Um diese wurden wagerecht mehrere nicht gefüllte, aber magnetisierte Flaschen im Kreise herumgelegt, deren Öffnungen nach dem Mittelpunkte gerichtet waren, welche die mittlere Flasche berührten, das Ganze wurde mit

einer spargierten Glaslage bedeckt. — Eine eingehende Beschreibung bei Kluge S. 500 ff. Ihre Form wurde dann oft geändert und das Ganze von Wolfart besonders vervollkommnet (vgl. dessen „Jahrbücher für den Lebensmagnetismus". Heft 2. Leipzig 1818). An einem solchen B. konnten mehrere Kranke zugleich behandelt werden, allerdings soll die Manipulation stets kräftiger gewirkt haben. Die Kranken setzten sich um die Batterie herum und berührten entweder die Spitzen der Leiter mit den Händen oder brachten die affizierten Teile durch Hanfschnüre damit in Verbindung (Kluge S. 503, ferner S. 51, 62, 502 ff., 512 u. ö). — **Ein fremder Arzt äußerte, wie Bartels in seiner Physiologie und Physik des Magnetismus erzählt** u. s. w. Vgl. Bd. III Anm. zu S. 180 und Bartels S. 173: „Er [der Arzt, dessen Namen Bartels nicht namhaft macht,] äusserte seine Verwunderung, dass die deutschen Ärzte die magnetisirten Individuen so willkührlich behandelten und so dreist an ihnen experimentierten, als wenn sie einen physikalischen Apparat vor sich hätten."

— **auf den Ganglien deines Rückens** Vgl. den Schlusssatz meiner Anm. zu S. 179 in Bd. III. Das Ganglien (Nervenknoten)-System umfasst alle Nerven, die zu den vom Willen unabhängigen Organen führen, es ist der Sitz der niederen Gefühle und Triebe, des sogenannten vegetativen Lebens. Es steht also im Gegensatz zum Cerebralsystem.

S. 11 **Kluges bekannten ‚Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel' — ohne sonderliche wissenschaftliche Erörterung des Gegenstandes — ohne Kritik** Wie wir wissen, hatte Hoffmann dies Buch früher mit dem höchsten Lobe bedacht, erst sachliche Erörterungen Koreffs werden Hoffmanns Urteil korrigiert haben. Als zusammenfassendes Werk wird es aber stets seine Bedeutung behalten; die obengenannte Bartelssche Schrift erfüllt nun alle Anforderungen, die man in Hinsicht einer wissenschaftlichen Erörterung stellen kann, sie ist eine wertvolle Ergänzung zu nennen. Bartels selbst, der Kluges Werk als Anknüpfungspunkt und wichtiges Hilfsmittel ständig zitiert, nennt es ein vortreffliches, die Darstellung der zoomagnetischen Erscheinungen durchaus genügend (S. 25), auch in Hinsicht des Theoretischen hat er Kluges Ansichten dankbar genutzt und mit gebührendem Lobe anerkannt, verfolgt aber im übrigen seinen eignen Weg (S. 26). — **nach der Residenz** Womit Berlin gemeint ist. — **von den wunderbaren magnetischen Krisen einer vornehmen, gebildeten, geistreichen Dame** Johann Stieglitz, ein sehr kritischer Beurteiler des Magnetismus, sagt in seinem umfangreichen Werke „Ueber den thierischen Magnetismus" (Hannover 1814) über solche Damen: „Da Somnambulen nun von selbst

sprechen, oder auf Verlangen antworten, so ist zu begreifen, von welchen Wunderdingen sie erzählen, und in welcher bizarren Gestalt sie alles darstellen werden. Am mehrsten werden sie darüber selbst in Irrthum seyn und andere führen, wenn man Fragen über ihre eigene Gemüthsbeschaffenheit in ihren gegenwärtigen Verhältnissen, über den Ursprung und Zusammenhang der Vorstellungen und Gefühle, die in diesem Zustande sich in ihnen hervordrängen, an sie richtet . . . . Die Gefälligkeit, zu sagen, was man von ihnen gern hören will, Aufschlüsse zu geben, wegen welcher man in sie dringt, oder die, von ihnen zu erhalten, man starke Begierde zeigt, das Streben, die auf sie gerichtete Aufmerksamkeit zu unterhalten, zu nähren, immer noch höher zu treiben, ein Gegenstand der Verwunderung, des Staunens zu bleiben, und immer mehr zu werden, ist überdies bei Frauenzimmern, und besonders in solchen Lagen sehr stark, und führt gewiss selbst einfache, reine, edle Gemüther zu Zeiten weiter als man in Anschlag bringt (S. 194 f.). u. s. w. — Vielleicht ist in der hier von Hoffmann erzählten Geschichte die Frau gemeint, die der Gegenstand von Wolfart's Geschichte einer lebensmagnetischen Kur (Berlin, 1812) ist, darauf lassen einige Einzelheiten schliessen z. B. wie sie sich über den Einfluss des Mondes äussert, über die Art, wie sie zu ihren Vorstellungen und Bildern gelangt u. s. w. Dann der Moment, wo die Somnambule in einen sehr unruhigen Zustand gerät und auf Befragen ängstlich behauptet, ihr Magnetiseur müsse etwas Unangenehmes, Fremdes an sich haben. Dieser durchsucht seine Taschen und legt Papiere, darunter eins mit einer Todesprophezeihung der Somnambule Fr. Müllers, und einige kleine Münzen beiseite. Danach wird die Somnambule ruhig (Stieglitz a. a. O. S. 215 f.). Vgl. dazu in unserm Text S. 12 unten, wo die Somnambule um das Ablegen des Ringes bittet. Stieglitz tadelt die mangelnde Vorsicht bei Somnambulen (vgl. S. 254 ff.), und spricht über ihren Takt, gleich das Richtige zu treffen (S. 282), ja er behauptet, dass sie sich zu Zeiten zu absichtlichen Täuschungen und Taschenspielerkünsten herabwürdigen (S. 434). — Von dem oben erwähnten Professor Wolfart erzählt auch Adam Oehlenschläger in seinen „Briefen in die Heimath" (Altona, 1820. Bd. II S. 253 f.) unterm 4. September 1817, er erwähnt dessen Laboratorium, einen grossen Saal, in dem viele Herren und Damen sich selbst magnetisierten.

S. 13. **Sie nieste, wenn er Tabak nahm** Solcher Beispiele werden in allen Schriften über Magnetismus gar viele aufgezählt. Ich erinnere nur an die Somnambule, deren Schwester (mit ihr in magnetischem Rapport) ein Kind stillte. So oft sie es anlegte, hatte die Somnambule das saugende Gefühl an ihren Brustwarzen. Oder an den kranken Magnetiseur,

der ein Abführmittel nimmt, wodurch die Somnambule dieselbe Zahl flüssiger Stuhlgänge aufzuweisen hat. Nehmen die Magnetiseure Pfeffer, Zucker, Wein u. s. w. in den Mund, so haben die Somnambulen sofort diesen Geschmack auf der Zunge u. ä. m. — **las einen Brief, den er ihr auf die Herzgrube legte** Dieses viel angestaunte Wunder findet sich auch in allen Schriften und wird von sehr vielen Magnetiseuren erzählt (vgl. u. a. Kluge S. 134, Schubert, Ans. v. der Nachtseite der Naturwissenschaft. Dresden 1808 S. 339). — **in den fünften Grad, in den Zustand der von der äußern Sinnenwelt unabhängigen Selbstanschauung** „Der fünfte Grad nun heisst darum Grad der Selbstbeschauung, weil in ihm sich das magnetische Schlafwachen zu einer, den eigenen Körper durchschauenden Klarheit erhebt; so dass der Kranke die festen und flüssigen Theile seines Körpers, Nerven nicht ausgenommen, wahrnehmen, auch die etwa vorzugsweise leidenden Theile bestimmen, und ausser der Dauer krankhafter Zufälle, nach Maassgabe seiner Einsicht, Mittel sie zu beseitigen angeben kann" (Bartels S. 45 f.). — **die herrlichsten, tiefsten, lehrreichsten Dinge über ihren Magen** Ein sehr interessantes Beispiel dieser dem fünften Grade zugehörigen Eigentümlichkeit erzählt Kluge (S. 193 f.) von Fischers Clairvoyant, der auf höchst merkwürdige Weise sein Rückenmark, dann auch sein Herz und seine Leber beschreibt. — Dem fünften Grade folgt dann der selten eintretende sechste Grad, der höchste Zustand des Hellsehens (vgl. in unserm Text S. 12 Mitte). — **mit ganz verändertem — über die Massen wohlklingendem Organ.** Diese Veredelung der Sprache tritt bei der Annäherung an den sechsten Grad ein. Vgl. Kluge S. 205 f. Es heisst da: „Seine Sprache ist nicht mehr die, mit welcher er sonst redet; in einer höhern Sprechart drückt er sich aus, und seine Rede enthält Feuer, Geist und Präcision" (auch ebenda S. 113, 359 f.).

S. 14 **Etwa in Novalis' Fragmenten oder in Schellings Weltseele** „Fragmente vermischten Inhalts" waren Hoffmann aus dem zweiten Theil von „Novalis Schriften. Herausgegeben von Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck. Berlin, 1802" (S. 247 ff.) bekannt. Schellings Werk „von der Weltseele. Eine Hypothese der höhern Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismus. Hamburg 1798" las Hoffmann im Sommer des Jahres 1813. Am 26. Juli 1813 schreibt er an Kunz, dass er mit dem Studium des Buches fertig sei. — **von den vom Teufel besessenen Ursulinerinnen** Die Geschichte dieser sich drehenden und sich windenden (ihr Haupt berührte oftmals den Ballen des Fusses) Nonnen finde ich neben der ausführlichen Darstellung „Die Besessenen zu Loudün" in Pitavals „Merkwürdigen Rechtsfällen", herausgegeben von

Fr. Schiller (Th. II. Jena 1792. S. 1—213) auch erwähnt in Balthasar Beckers „Bezauberter Welt" (Amsterdam 1693) im XI. Hauptstück des 4. Buches (S. 89 ff.) „Der Betrug der Zauberey und Besessenheit aus der merckwürdigen Geschicht der Ursalynen zu Lodun). Bei Wiegleb XI, 25 findet man nur im allgemeinen eine Andeutung von besessenen Personen, die sich „wunderbar gedreht und gekrümmt" haben sollen. — **von jenen miauenden Nonnen** Vgl. Zimmermann, Über die Einsamkeit. Th. II, Leipzig 1784. S. 77 f.: „Ich habe in einem guten medicinischen Buche gelesen, es sey in einem sehr zahlreich besetzten Nonnenkloster in Frankreich einer Nonne eingefallen, nach Katzenart zu mauen; eine kurze Weile nachher mauten andere Nonnen auch. Endlich mauten alle Nonnen jeden Tag auf eine bestimmte Zeit, verschiedene Stunden nacheinander, gemeinschaftlich. Die ganze Christenheit umher hörte, mit gleichviel Aergerniss und Erstaunen, dieses tägliche Katzenconcert, das nicht nachliess, bis alle diese Nonnen beredet worden, man habe, von Polizey wegen, vor den Eingang des Klosters eine Compagnie Soldaten gestellt, und nun werden diese Soldaten eine Nonne nach der andern über das Knie legen, und ihr so lange auf ihren nackten Hintertheil die Ruthe geben, bis sie verspreche, nicht wieder zu mauen." Ebenso bei Reil, Rhapsodieen S. 296 (nach Nicole, Naturalisme des convulsions. 1733), auch S. 339 (nach Raulin, Traité des affections vaporeuses du sexe. 1758), dann oft wiederholt z. B. Erscheinungen am Geiste und Körper des Menschen. Hannover 1810. S. 137 f., Schubert, Symbolik des Traumes, Bamberg 1814. S. 130 (nach Reil), A. M. Vering, Psychische Heilkunde. Bd. II, Th. 2. Leipzig 1821 S. 74 (nach Sauvages) u. s. w. — **bis auf jenes Weib im Würzburger Hospital** u. s. w. Vgl. Reil a. a. O. S. 358: „Ins Julius-Spital zu Würzburg . . . . kam eine Weibsperson, der vor ein paar Wochen zur Ader gelassen war, und gab vor, dass sie eine Geschwulst am Arm hätte. Bey der Untersuchung fand sich nicht weit von dem Ort der Wunde eine Erhöhung, aus der man ein Stück Glas, zwei zusammengedrehete Haarnadeln, und eine abgebrochene Nadel herauszog. Sie behauptete böse Leute, bei denen sie wohnte, müssten ihr diese Quaal angethan haben, und als sie ermahnt wurde, nicht zu lügen, affectirte sie fürchterliche Krämpfe. Es wurde ihr vorgestellt, dass ihre Aussage untersucht werden sollte, und wofern sie die Unwahrheit sagte, würde sie ausgepeitscht und ins Zuchthaus gesteckt. Dies veranlasste sie, noch an demselben Tage aus dem Spitale zu laufen. Wahrscheinlich hatte dieses Weib sich durch die Aderlasswunde das Glas und die Nadeln unter die Haut gesteckt, und die Schmerzen nicht geachtet, um nur die hämische Freude zu haben, Aufsehen zu erregen und andere Menschen unglücklich zu machen."

S. 15 **die berüchtigte Manson in der neuesten Zeit** Clarisse Manson (geb. Enjalran), geb. 1795 zu Rhodez, gest. 1825 in Versailles, erregte durch ihr eigentümliches Verhalten in dem damals (1817) alle Welt, bis weit über die Grenzen Frankreichs hinaus, in Aufregung versetzenden Prozesse gegen die Mörder des Advokaten Fualdes ungeheures Aufsehen. Eine Schilderung dieses höchst merkwürdigen Prozesses, der noch auf lange Jahre hinaus die Gemüter beschäftigte, findet man im ersten Teile des von J. E. Hitzig und W. Häring herausgegebenen „Neuen Pitaval" (Leipzig 1842) auf S 124—204. — Eine kurze Biographie der Madame Manson findet sich dort S. 171 f. Sie wird als 32jährige Dame heiteren Temperamentes geschildert, voll seltenen Geistes, aber grosser Reizbarkeit und fantastischer Sinnesart. Feinde erweckte ihr eine freie Lebensart, die zu Missdeutungen Anlass gab. Allerlei mysteriöse Andeutungen einem ihr bekannten Offizier gegenüber, Äusserungen, die sie über die Mordaffäre machte, liessen mutmassen, dass sie Zeugin des Mordes gewesen sei. In den Prozess hineingezogen, leugnete sie jede Kenntniss der Vorgänge im Hause, wo das Verbrechen stattfand, wie ihre dortige Anwesenheit. Von ihrem Vater, dem Präsidenten, dem Präfekten hart zugesetzt, ja aufs äusserste gequält und gefoltert, wurde ihr endlich das Bekenntnis, Zeugin der Mordthat gewesen zu sein, erpresst. Dieses widerrief Madame Manson kurz darauf in einem flehentlichen Briefe an den Präfekten, allein das einmal gefasste Misstrauen bewirkte ihre Versetzung in den Anklagezustand. Daraufhin verfasste sie ihre Memoiren (Memoires de Mme Manson, explicatifs de sa conduite dans le procès de l'assassinat de M. Fualdès; écrits par elle-même et adressés à Mme Enjalran. Paris, Pillat, 1818), die mir in einer zu Wien 1818 erschienenen Übersetzung vorliegen. Eine andere erschien gleichzeitig zu Berlin, mit einer Schilderung des Mordes von K. Müchler versehen. Alle Ausgaben bringen auch das Porträt der Manson. Diese Memoiren machten mir (ich las sie vor der Kenntnisnahme des ganzen Prozesses) den Eindruck einer gewissen Wahrhaftigkeit, die Zeitgenossen aber nannten sie die Memoiren der Madame Mensonge (Lüge). Nach ihrem Erscheinen, am 30. März 1818, als die Manson eine siebenmonatliche Gefangenschaft hinter sich hatte, wiederholte sie aber ihr (wie sie in den Memoiren behauptet, erpresstes) altes Bekenntnis, zufällige Zeugin des Mordes gewesen zu sein, wodurch sie ausschlaggebend für den weiteren Verlauf des Prozesses wurde und damit vielleicht Unschuldige dem Schaffot überlieferte. Ihre starke Exaltation bei den Vernehmungen ist hervorzuheben, man erwähnt das Verdrehen der Augen, convulsivische Zuckungen u. ä. In späteren Sitzungen widersprechen sich ihre Angaben, rätselhaftes Schweigen

stiftet die grösste Verwirrung. Später in Toulouse wiederholt sie in behaglicher Breite alles noch einmal. — Hoffmann nennt sie nach dem Bilde, das man sich von ihr machen muss, mit Recht berüchtigt und reiht sie nicht ohne Grund den vorhergenannten Beispielen an, heisst es doch im Pitaval: „Ihre Memoiren sind gewiss kein Evangelium; für den Richter aber ein unschätzbares Zeugnis dafür, was er von der Glaubwürdigkeit dieser Frau zu halten hat, die aus Angst und Consequenz der Plaisanterie aus einer Lüge in die andere stürzt" u. s. w. „Sie gefiel sich in einem Spiel von Intriguen" ist das Urteil. Sie ist nicht die schlechteste, aber die verdächtigste Zeugin, da selbst das, was sie glaubte, ein Resultat von Selbsttäuschung, Affekt, Voreingenommenheit, Sinnenspiel und einem erwiesenen Krankheitszustande genannt werden muss! Als ungelöstes Rätsel aber wird es angesehen, wie und warum sie ihr Buch, in dem sie alles ableugnete, geschrieben hat. Selbst in der Einleitung des Herausgebers ihrer Memoiren wird sie eine berüchtigte Zeugin genannt, deren Geständnisse den grössten Zweifel erregen. — **unter den Anweſenden einen alten berühmten Arzt** Zu dieser Stelle bemerkt Boxberger, der sonst recht armselig mit derartigen Hinweisen ist (Hoffmanns Werke. Berlin, Hempel, o. J. [1879] Th. II S. 17), dass die Anekdote vom Geh. Rath Heim in Berlin erzählt wird. In der von G. W. Kessler herausgegebenen Biographie des bedeutenden Arztes Ernst Ludwig Heim (1747 bis 1834) „Der alte Heim" (2. Aufl. Leipzig 1846) wird diese kleine Episode allerdings nicht erzählt.

S. 16 **nach B.** Worunter Hoffmann fraglos Bamberg versteht.

S. 17 **Direktor des dortigen herrlich eingerichteten Krankenhauſes** Nämlich Hoffmanns Freund Adabert Friedrich Marcus (1753 bis 1816). Die Reproduktion eines Portraitstiches von ihm findet sich in: F. Leitschuh, Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, Herzog von Franken. Bamberg 1894 nach S. 120 (dort auch einiges über Marcus und die Gründung des Krankenhauses S. 50, 53, 120, 212). Nach Seite 214 die Wiedergabe eines Oelgemäldes von E. T. A. Hoffmann: Marcus und Hoffmann, das wir in einer besseren Reproduktion diesem Bande beigeben. Vgl. auch unsere Anm. zu S. 331 in Bd. II. Über das Verhältnis zwischen Marcus und Hoffmann erzählt, leider viel zu rhapsodisch, auch Kunz im sechsten Abschnitt seiner Hoffmanneriinnerungen.

S. 19 **wie Kluge ſagt** Vgl. in seinem oftzitierten Werk S. 227: „Die Verbindung mit dem Magnetiseur ist in diesem [sechsten] Grade so innig, dass der Clairvoyant es nicht blos augenblicklich weiss, wenn die Gedanken des Magnetiseurs zerstreut und nicht auf des Clairvoyants Zu-

stand gerichtet sind, sondern dass er auch in der Seele des Magnetiseurs, so wie überhaupt des mit ihm in Rapport Gesetzten, zu lesen und dessen Vorstellungen und Gedanken auf das deutlichste zu erkennen vermag."

S. 20 **Das Kind ſprach in jenem Zuſtande den reinen gebildeten Dialekt ihres Magnetiſeurs** Vgl. Schubert, Ans. v. der Nachtseite der Naturwissenschaft (1808) S. 333: „Die Kranken beantworteten nun alle ihnen vorgelegte Fragen mit einer Klarheit und Lebhaftigkeit des Geistes, die man sonst nie an ihnen bemerkte. Sie beschreiben ihren Zustand selber als den seeligsten, den sie jemals erfahren. Ihre Sprache veredelt sich, Mädchen, welche das Hochdeutsche nur aus Büchern kannten, sprachen es nun nach Heineckens Beobachtungen [vgl. J. Heinecken, Ideen und Beobachtungen den thierischen Magnetismus und dessen Anwendung betreffend. Bremen 1800] fertig, zugleich wird die wunderbare Eigenschaft des Vorhersehens körperlicher Ereignisse erhalten" u. s. w.

S. 22 **Der Kampf der Sänger — Johann Chriſtoph Wagenſeils Buch von der Meiſterſinger holdſeliger Kunſt** Vgl. die Vorbemerkungen, wie dort schon gesagt, gebe ich an dieser Stelle Hoffmanns Quelle aus dem Wagenseil (S. 509 ff.) ohne Kürzung wortgetreu wieder. Davor aber setze ich Wagenseils Bericht über seine Quellen (vgl. die Vorbemerkungen):

Ich wil mich mit Ernennung und Beschreibung der alten berühmten Meister-Singer nicht viel aufhalten / und die / so hievon Nachricht verlangen / auf Herrn Hanmanns Auszug aus dem Spangenberg / und die belobte Monatlichen Unterredungen des *Novembris* im 1691. Jahr verwiesen haben. Und ob zwar einige des Spangenbergs Erzehlungen / und sonderlich die seltzame Geschicht von Wolframb von Eschenbach und Meister Klingsohr / weil so gar keine *autorität* dabey angezeigt wird / da doch / ein Brieffein / wie wir in Sprichwort reden / wol dabey stünde / gantz in Zweifel ziehen / und für des Spangenbergs Gedicht halten / so ist jedoch diese Historie / zimlicher massen in der *MS. Chronica Pontificum & Archiepiscoporum Magdeburgensium,* welcher unser Hochedle und Fürtreffliche Herr Jacob Wilhelm im Hof von dem Untergang zu erretten das Glück gehabt / und zwar in der Lebens-Beschreibung des XVII. Ertz-Bischofs *Ludolphi* befindlich. Weil aber viel falsch geschrieben / auch einiges undeutlich / nicht minder mangelhafft / als ist schier ohnmüglich / den rechten Verstand einzunehmen / es sey dann / dass man des Spangenbergs Bericht dagegen halte. Solchem nach ist nöthig, so wol die Teutche / als Lateinische Erzehlung fürstellig zu machen. Herrn Spangenbergs Wort hievon sind:

Was für fürnehme Meister-Sänger nach Kayser Ottens des Ersten Zeiten bis auf Kayser Otten den IV. berühmt gewesen / habe ich nicht eigentlich / nach derer Nahmen mit ihren Jahrzahlen / wenn sie gelebet / gefunden. Ohne dass aus den Historien so viel zu vernehmen / dass es umb das Jahr 1200. vor und hernach viel Meister-Sänger gegeben / und diese / Kunst in grosser Ubung gewesen / und wird insonderheit um die Zeit eines gedacht / der wird genant Meister Klingsohr / welcher in der Jugend zu Cracau / Paris / und zu Rom studiret / auch die Morgenländer / sonderlich Arabien wohl durchwandert / und zu Baldach oder Babel in Heydnischen Künsten / sonderlich in der *Mathematica, Astrologia,* Artzney / auch in der schwartzen Kunst sich sehr geübet / darbey er ein solcher kunstreicher Meister-Singer gewesen / dass sich alle Menschen über seiner Kunst verwundern müssen / hat auch alle die sich mit ihm um die Wette zu singen eingelassen / hinweg gesungen / also dass er wohl 52. die besten Meister-Singer der Zeit überwunden / und ihnen mit Gesang obgelegen / die sich nicht auswundern können / woher ihm solche Geschickligkeit kähme / dann sie anfänglich nicht gewust / dass er ein Schwartzkünstler gewesen / derowegen er auch nicht von Christo / noch von dem Werck der Erlösung / sondern nur von der Erschöpfung / von Creaturen / von Gestirn / und allerley Historien und Geschichten / so sich sonsten in der Welt zugetragen / gesungen; wie es ihm aber zu Eisenach ergangen / wollen wir kurtz hernach anzeigen. Umb diese Zeit hatte Landgraf Hermann in Thüringen (welcher ein Liebhaber aller Gelehrten und guten Künste / sonderlich der Music gewesen) an seinem Hoffe etliche stattliche Singer gehabt / unter welchen sonderlich 6. die fürnehmsten gewesen / Wolframb von Eschenbach / Walther von Vogelweid / (von dem sagt Herr Spangenberg in dem Buch / daraus wir dieses genommen / dass er von ihm nichts gefunden habe / als dass er sonsten Walther von der Haiden und ein Landherr genennet worden. Aber Goldast in Repl. pro imperio, c. 8. gedencket / dass er mit dem Kayser Philippo sehr wohl wäre dran und / sein Rath gewesen) Reinhard von Zwekhstein / Heinrich Schreiber / Johann Bitterolff / alle Ritterlichen Ordens / und Heinrich von Afterdingen / Bürger zu Eisenach. Wolfframb von Eschenbach / war aus dem Schweitzerlande / und von Jugend auff ein Liebhaber der Singekunst / deren er auch durch viel Lande nachgezogen / und hat sonderlich einen Meister gehabt / der Friedebrand geheissen / der ihn in dieser Kunst treulich unterwiesen / und auch viel Meister-Gedichte in Schrifften mitgetheilet / und zu Siegebrunnen in Schottlande etliche Bücher geliehen / und eine Zeitlang folgen lassen / daraus er

hernach viel Teutsche Lieder gemacht / sonderlich von Gamurret / und dessen Sohn Parcifall / item / von Marggraf Wilhelm von Narben / und dem starken Rennewart / welches Gedicht hernach ein ander Meister-Singer Ulrich von Türckheimd / auf fürnehmer Leute Bitte / in gemeine Teutsche Reime gebracht / und ein gross Buch davon gemacht. Als dieser Wolfframb vieler Fürsten und grosser Herren Höfe in Teutschland besuchet / und allenthalben stattliche Verehrungen seiner Meisterschafft halben bekommen / und von dem Hocherleuchteten Landgraffen Hermann zu Thüringen gross Lob an allen Enden hören sagen / wie derselbe sonderliche Lust zu Meistersingern / und deren er auch etliche allbereit an seinen Hof hatte / hat er sich auch dahin gen Eisenach auff Wartenburg begeben / dem gedachten Landgrafen zum Dienste. Als nun Anno 1208. Meister Klingsohr auf Landgraf Hermanns Begehren aus Siebenbürgen gen Eisenach kommen / und bey einem Bürger / der Helgrefe genandt / nicht weit von dem St. Georgen-Thor eingezogen / und Herr Wolframb solches erfahren / ist er höchlich erfreuet worden / dass er diesen so weit berühmten Meister auch solte bekommen zu sehen: und nachdem er vernommen / dass er allda in einer Badstuben gewesen / hat er sich auch alsbald in dieselbe zu ihn gefunden / und mit einem Verss im Schwartzen Thon freundlich empfangen / und anfänglich hoch gelobet / auch darneben begehret / ihm in selben Thon zu antworten / und also seine Kunst hören zu lassen. Dieses hat den Klingsohr ein wenig verschmähet / und derowegen Herrn Wolframb etwas schimpflich als einen ungelehrten Läyen geantwortet. Derowegen ihn Herr Wolframb fürgeworffen / und dass er mit der schwartzen Kunst umbgehe / und darauf frey unter Augen gangen / und getrost heraus gesagt / dass er sich desshalben gar nicht für ihm entsetze / sonder GOTT zu Hülffe nehme / und mit ihm um die Meisterschafft singen wolte: Doch von anders nichts / denn von Gott / und Christo Gottes Sohne / und solches nur nach Ausweisung Heiliger Schrifft. Klingsohr wurff hinwieder Herrn Wolfframb für die Undanckbarkeit / dass er von seinem Meister Friedebrandt etliche Bücher geborget / die er demselben noch nicht wieder gegeben / welches ihm Herr Wolframb wiedersprochen / und sich dieses Aufrucks entschuldiget / und von Klingsohr ungemeistert seyn wollen. Hierüber seynd sie aus dem Bade in ein Wein-Hauss oder auf den Raths-Keller gegangen / da sie sich abermahl gegeneinander geübet. Als aber Klingsohr Herrn Wolframb nichts abgewinnen können / hat er bekant / dass er ein Schwartzkünstler sey / und ihm getrohet / künfftige Nacht seinen Boten zu ihm zu senden / mit dem er möchte disputiren und versuchen / was er könte; Herrn Wolframb sagte / was er nicht lassen

könte / das möchte er thun / er wolte sehen / wie er vor seinem Geiste / mit Gottes Hülffe / sicher seyn / und ihn begegnen möchte. Dieser dess Herrn Wolfframbs freudiger Muth verdross den Klingsohr treflich übel / nandte ihn einen groben Schweitzer / ungelehrten Bauer / und der Schrifft unerfahrnen Läyen: Rühmete dargegen / wie er selbst auff allen Singschulen das beste gethan / und wider alle / so sich mit ihm eingeleget / den Preiss behalten / wollte darauff von Herrn Wolfframb wissen / von wem er seine Kunst hätte? Er antwortet ihn / dass er sie hätte zuförderst von Gott der Heiligen Dreyfaltigkeit / und aus Bericht der Heiligen Schrifft / darumb er auch gesonnen / ihm nicht ein Haar breit zu weichen. Kamen darauff von der Geburt und Menschwerdung dess HERRN JEsu Christi zu singen / darumb Herr Wolfframb dem Klingsohr weit überlegen / dass derselbige darüber zornig ward / und nochmahls ihm drauete: Er wolte die folgende Nacht den Teuffel *Nasian* zu ihn schicken / derselbige solte weiter hiervon mit ihm studiren. Herr Wolfframb sagte / er wolte ihn gewärtig seyn / GOttes Krafft würde ihn wohl bewahren / doch mocht er gern von ihm wissen / und er Klingsohr selbst wohl zu sehen / wohin er mit seiner Kunst / und mit seinen Gesellen / denen er sich ergeben / zuletzt hinfahren würde: also sind sie voneinander geschieden. Als nun Herr Wolfframb den Klingsohr obgelegen / und seinem Wirth Gotschalck / bey dem er seine Herberge in der Stadt zu Eisenach gegen den Brodt-Hause über gehabt / solches angezeiget / was ihm nemlich Klingsohr gedrauet / hat derselbige die Nacht seinem Knecht befohlen / bey ihm in der Kammer zu liegen. Als nun die Nacht der Satan kommen mit viel Büchern und hellem Feuers-Glantz / hat ihn Herr Wolframb freudig angeredet / er solte ihm anzeigen / was er dess Orths zu thun oder zu suchen hätte. Darauff der Satan viel Gespeyes vorgegeben von den Himmlischen *Sphaeren*, und allerley Fragen vorgebracht von den sieben Planeten; aber Herr Wolfframb hat ihn mit GOttes Wort abgewiesen: dann da der Satan viel vom HErrn Christo sagen wollen / und ihm / (Wolfram) auch in desselbigen Namen geboten sich zu packen / ward er grimmig und böse / sprach letztlich / als er ihm nicht schaden kunte: Schnib schnab / was bist du mehr / denn ein grober Lay / darumb gib nur Klingsohren die Meisterschaft / schrieb auch diese Worte an die Mauer der Kammer / und fuhr davon. Am folgenden Morgen wolte Klingsohr wissen / was Herr Wolfframb nun zu dieser Sache sagte / aber er antwortete ihm getrost / und sprach: Er gebe nichts überall auff ihn und seine Kunst / und auff alle seine Geister und Teuffel / wisse auch gar wohl / dass er mit seinen Geistern ewig werde müssen verlohren und verdambt seyn / wo er nicht von seiner schwartzen Kunst

abstehen würde / und musste also Klingsohr mit allen Schanden abziehen."

In einem Nachtrag ergänzt Wagenseil (S. 576) nach Hanmann (s. die Vorbemerkungen) vorstehendes deutsches Fragment mit der Bemerkung: „Denen Worten / des 512. [fälschlich: 517.] Blats / mit allen Schanden abziehen / muss noch hinzu gethan werden": „Heinrich von Effterdingen / sonst / (aber doch unrecht) von Affterdingen genandt / war in seiner Jugend an Herzog Leopolds zu Oesterreich Hoff / welcher der VII. dieses Nahmens / und Leopold der Ehrenhaffte / *Honorabilis & gloriosus,* genant worden / und richtete alle seine Lieder zu Lob und Ruhm desselben Fürsten / vergliech ihn der Sonnen / und preisete ihn für allen andern Fürsten im gantzen Reich. Das verdross die andern Sänger / und lobeten dargegen ihren Landgraff Hermann / welchen sie dem Tag vergliechen. Darüber kamen sie in solchen Streit / dass ihm die andern todt feind und so gram worden / dass sie auf allerley Wege dachten / wie sie ihn in Landgraff Hermanns Ungnade (da er sich zuletzt aufhielte/) und gar von Hofe bringen möchten / liessen sich doch solches gegen ihn nicht offentlich mercken / sungen aber stark wieder ihn. Und diese Lieder hiess man den Krieg von Wartenburg. Einsmahls / als Anno 1206. überredeten sie ihn bey den Trunck / und brachten ihn mit guten Worten dahin / dass er mit ihnen spielen muste. Da gewonnen sie ihm erstlich mit Würffeln all sein Geld ab / darnach die Meisterschaft / drungen ihn darauf weiter mit ihnen zu spielen / also wer alsdann verlähre / den solt man hencken. Als er nun da auch verlohren / und sie nach ihm grieffen / flohe er zur Landgräffin Frauen Sophien in Saal / und ward also geschützet / und der Krieg zwischen ihnen etlicher massen dissmal gerichtet. Doch stach hernach immer einer auf den andern / und wolte keiner dem andern gewunnen geben / biss letzlich / mit Bewilligung Landgraff Hermanns / die Sache in Jahresfrist zu vergleichen / auf Meister Klingsohr (welchen man damals für den besten Meister-Singer in der Welt hielte) gestellet ward / auf welchen sie auch Heinrich von Effterdingen beruffen hatte. Und er selbsten zog auf des Landgraffen Begehren / zum Herzog in Oesterreich / welcher ihm eine Vorschrifft gab an Meister Klingsohren in Siebenbürgen / denselben vermochte er, dass er mit ihm in Thüringen zog / und allda diesen Streit zwischen den Meister-Singern richtete / und also entscheidete / dass er Heinrichen wider die andern recht gab / aber doch nicht ohne Verdacht / er hätte solches Herrn Wolframben zum Verdruss / und aus Hass gethan."

Hiernach bringt Wagenseil ein lateinisches Fragment, das wir ebenfalls wiedergeben, weil es Hoffmann neben vorstehendem benutzt hat, wo-

rüber des näheren in den „Vorbemerkungen“ zu diesem Bande abgehandelt wird. Da es selbst Leuten von humanistischer Bildung nicht immer leicht fallen wird, es ohne Anstoss zu lesen, zumal es reich ist an absonderlichen Construktionen und mancherlei Fehlern, vielleicht durch Verschulden des Abschreibers, so habe ich dem Originaltext den Versuch einer Übersetzung beigefügt, die sich möglichst wortgetreu an jenen anschliesst. So wurde die ganze umständliche Art des Chronisten mit seinen vielen memoratis und praedictis, erwähnten, genannten, obgenannten, beibehalten, was für den heutigen Leser ja auch nicht ohne Reiz sein mag. Der lateinische Text ist nicht korrigiert, sondern diplomatisch getreu nach der Vorlage abgesetzt; aus der Übersetzung wird jeder die stillschweigenden Correkturen derselben leicht ersehen können. Wagenseil leitet seinen Abdruck mit den Worten ein: „Nun folget auch das gantze Lateinische *Fragmentum* / wie solches / ehe ich noch von der neu-gefundenen *Chronica M.S.* etwas gehöret / und sie zusehen bekommen / der Ruhmwürdigste Herr *D.* Gottfried *Thomasius,* weilen er wuste / dass ich in Verfassung eines Berichtes von der Meister-Singer-Kunst beschäfftiget war / von freyen Stücken / mir zu Gefallen ausgeschrieben / welche Höflichkeit dieses Orths billig mit gebührenden Danck von mir erkandt wird.“:

De sex Magistris in Cantilenis.

In illo tempore erant in curia Lantgravij Hermanni & de familia ejus sex Viri nobiles, natalicijs non infimi, ingenio excellentes, honestate morum virtuosi, cantilenarum confectores summi, sua certatim studia efferentes. Quorum nomina sunt, Hinricus scriptor virtuosus, Waltherus de Vogilweyde, Reynardus de Zwethin, Wolferamus de Eschinbach, Bitherolfus, Hinricus de Ofterdingen. Hic solus disputabat contra omnes alios praeferens et laudans Ducem Austrie. Reliqui vero illustris Principis Hermanni praedicti preconia pervalde excantaverunt. Que

Zu jener Zeit waren am Hofe und unter der Gefolgschaft des Landgrafen Hermann sechs edle Herrn von nicht geringer Geburt, hervorragenden Geistes und ausgezeichnet durch tugendliche Sitten, treffliche Sangesmeister, die ihre Gesänge im Wettstreit vortrugen. Ihre Namen sind: Heinrich, der kundige Schreiber, Walther von der Vogelweide, Reinhard von Zweter, Wolfram von Eschinbach, Biterolf, Heinrich von Ofterdingen. Dieser allein stritt wider alle andern, indem er den Herzog von Oesterreich pries und ihm den Vorrang gab. Die übrigen aber

partes mutuo decertantes, tandem decretum est, ut jam accersito spiculatore presentiq; funem tenenti, pars devicta daretur suspendenda. Forma etenim preconiorum hec fuit, quod memoratus Hinricus Ophtirdinge Ducem Austrie soli coequans, ceteri vero Hermannum Thuringie Lantgravium diei comparantes, sic invicem se disceptarunt. Crescente igitur litis materia, simul crevit inter hos fallax invidia.

sangen den Ruhm des obgenannten Fürsten Hermann über die Massen. Beide Parteien kämpften wechselseitig den Entscheidungskampf, bis endlich beschlossen wurde, daß der besiegte Teil dem schon herbeigerufenen, gegenwärtigen Henker, so den Strick in der Hand hielt, zum Aufknüpfen übergeben werden sollte. Die Art der Lobeserhebungen war nämlich die, daß der erwähnte Heinrich Ofterdingen den Herzog von Oesterreich mit der Sonne verglich, die übrigen aber den Landgrafen dem Tage gleichstellten; so stritten sie gegeneinander. Indem also der Streitstoff sich häufte, wuchs zugleich unter ihnen der betrügliche Neid. Denn nachdem die Obgenannten schließlich mit besagtem Heinrich ein Spiel mit falschen Würfeln oder Losstäbchen begonnen hatten, besiegten sie ihn mit List. Da ihm infolgedessen der Tod drohte, flüchtete er sich unter den Mantel der Gattin des erwähnten Landgrafen in der Hoffnung auf Schutz. Nach Zusage des Schutzes appellierte er zur Entscheidung vorliegenden Streitfalles an einen Meister Namens Klingsohr und versicherte ausserdem, es solle bei dem Spruch des herbeizurufenden Meisters sein Bewenden haben, dass der besiegte Teil aufgeknüpft werden solle. Nachdem er also einen Aufschub von einem Jahr zur Einholung der Entscheidung bewilligt erhalten hatte, reiste der mehrerwähnte Heinrich Ofterdingen nach Oesterreich, wurde dort

*Nam praemissi tesserarum vel taxillorum falsorum * Tandem cum Hinrico jam dicto ludo inito eundem astute devicerunt. Imminente itaq; sibi mortis periculo, sub pallium Conthoralis predicti Lantgravij ob spem patrocinij, confugit. Quo obtento, pro discutienda, que ad manus habebatur materia, ad Magistrum nomine Clingeshore appellavit, promittentes nihilominus, sententie magistri accersendi standum esse, ut pars cadens proposito, laqueo nectaretur. Datis itaq; unius anni pro appellacionis suffragio induciis, sepe dictus Hinricus Ophtirdinge Austriam petit, ibiq; a Duce Austriae, cujus famam predicaverat, magnifice susceptus, donariis non modicis ditatus, et insuper litteris commendatitiis ad Magistrum Clingeshore quas apud eundem Ducem summopere rogaverat suffultus,*

Magistrum Clingeshore causam sui adventus sibi explicans datis literis reperit.

Solatusq; per eundem non modice, tempus magistri Clingeshore itinerandi cum eo Wartperg nimium protrahit, donec nocte, cujus mane illuxit dies diffinicioni, Brige praefixa, se & dubium anxiumq; Hinricum predictum in curia cujusdam civis, cui nomen Hellegreve, magicis prestigiis collocavit. Habitabat idem Clingeshore tunc in partibus Ungarie, interq; septem castra vocatur, nobilis quidem & dives, trium milium marcarum annuum habens censum, vir Philosophus litteris & studiis secularibus aptissime imbutus, nygromancie & astronomie scientiis nihilominus eruditus. Hic Magister, ut dictum est, ad dijudicandas praedictorum Virorum cantaciones in Thuringiam per voluntatem & beneplacitum principum adductus, anteqnam ad Lantgravium introisset, nocte quadam in Ysenach sedens in area hospitii praedicti civis, astra magna diligentia intuitus est. Tunc rogatus ab his, qui aderant, ut si qua secreta perspexisset, ediceret, Respondit, Noveritis, quod hac nocte nascitur Regis Ungarie filia, que Elizabeth nuncupabitur, & erit sancta, tradetur hujus Principis filio in uxorem, de cujus sanctitatis

vom Herzog von Oesterreich, dessen Ruhm er verkündet, glänzend aufgenommen, mit reichen Gastgeschenken bedacht und obendrein mit einem Empfehlungsschreiben an Meister Klingsohr, um das er den Herzog inständig gebeten, versehen und suchte nun den Meister Klingsohr auf, indem er ihm den Brief übergab und den Grund seines Kommens auseinandersetzte. Nachdem er von ihm keinen geringen Trost zugesprochen erhalten hatte, zog Meister Klingsohr die Zeit, mit ihm nach der Wartburg zu reisen, ungebührlich lange hinaus, bis er in der Nacht, deren Morgen der für die Entscheidung des Streites vorbestimmte Tag erhellte, sich und den angstvoll zweifelnden obgenannten Heinrich im Hause eines Bürgers Namens Hellegreve vermittelst magischer Künste niedersetzte. Dieser Klingsohr wohnte damals im Ungarischen, in einem Lande, welches Siebenbürgen heißt, er war von edler Abstammung und reich, mit einem Einkommen von dreitausend Mark jährlich, ein Philosoph, sehr bewandert in den weltlichen Wissenschaften und Studien, obendrein unterrichtet in der schwarzen Kunst und Astrologie. Dieser Meister, der wie gesagt zur Beurteilung der Gesänge genannter Männer nach Wunch und Willen des Fürstenpaares nach Thüringen gekommen war, sass, bevor er sich beim Landgrafen einfand, zu Eisenach im Hofe der Herberge des genannten Bürgers und

preconiis exultabit & exaltabitur omnis terra, Ecce, qui per balaam ariolum, incarnacionis suae prenunciavit misterium ipse per hunc praeelectae famulae Elizabeth predixit nomen & ortum.

schaute mit grosser Aufmerksamkeit nach den Sternen. Von den Anwesenden gebeten, falls er Geheimnisse aus den Sternen gelesen, es zu sagen, antwortete er: Ihr werdet hören, dass in dieser Nacht dem König von Ungarn eine Tochter geboren wird, die man Elisabeth heissen und eine Heilige sein wird, sie wird dem Sohne dieses Fürsten zur Gattin gegeben werden, vom Ruhme ihrer Heiligkeit wird die ganze Erde vollsein und lobsingen. Siehe, derselbe, der durch den Wahrsager Bileam das Geheimnis seiner Menschwerdung vorausgesagt hat, der hat durch diesen Namen und Geburt der vorauserwählten Magd Elisabeth vorhergesagt. — Kehren wir aber zurück zu unserm Thema, das heisst zu jenen sechs Sängern und zuerst zur Geburt der heiligen Elisabeth. Und nicht lange nach der Geburt der schon erwähnten heiligen Elisabeth, wurde besagte auserwählte Elisabeth, die damals noch an den mütterlichen Brüsten sog, nach dem Willen Gottes dem erstgebornen Sohne Ludwig des genannten Fürsten Hermann, einem Knaben von trefflichen Anlagen, verlobt. Zur selben Zeit übte sich im Rittersal der Wartburg der obgenannte Meister Klingsohr mit Wolfram von Eschinbach eifrig im Wettgesang. Da er diesen nicht überwinden konnte, verschwor er sich, einen andern Meister mitzubringen, durch dessen Überlegenheit er sicherlich besiegt werden würde. Durch den genannten

Modo revertamus ad stilum priorem, scilicet ad istos sex cantores, & primitus ad generationem sancte Elizabeth. Et non multo post nativitatem sancte Elizabeth jam dicte, dicti principis Hermanni primogenito Ludevico, optime indolis puero, electa illa Elizabeth, sancta adhuc sugens ubera, nutu Dei desponsata est. Eodem quoq; tempore in Campnato militum in Wartperg magister Clingeshore predictus cum Wolframo de Eschinbach studio confectionis cantileuarmn se exercuit. Quem, cum superare non posset alium se adducturum magistrum, cujus nimirum praerogativa devincetur, sententia repromisit. Adjuratus ergo Dyabolus, per magistrum praedictum, in speciemq; hominis transfiguratus, pulsat hostia. Intromissusq; ad Lantgravium imperia data sibi primo proponendi contra memoratum Wolframum

de Eschinbach a prima mundi origine perspicatius ordiens usq; ad tempora gratie singula tractans subtiliter materiam ocius protelabat. Eccontra Wolframus de Eschinbach misterium verbi eterni incarnacionis pro materia arripiens, specialius se misse sacramentis implicuit, ut singula ejus solempnia pro pulsuum videlicet, vestimentorum sacerdotalium, utensilium, cantuum, lectionum, ceterorumq; agendorum per allegorias congruas declararet.

Cum vero ventum est ad locum verborum, quibus virtute auctoris indita, incarnata etiam patris sapientia transsubstanciantur panis viniq; formis ad hujus mundi vocatur infima, ut qui semel se Deo patri hostiam immaculatam in ara crucis pro mundo optulit cum pro sua exaudiatur reverencia pro singulorum singulariter et omnium communiter crimine cottidie id pignus amoris offerat sacrosancta Mater Ecclesia, Demon evanuit. Quia ejus indurata malicia huiusmodi eum interesse celeberrimis colloquiis non permisit. Quapropter destructis machinacionibus devictus nimioq; pudore suffusus magister praedictus abiit. Et item an Wolframus praedict' literas didicerit demonem ad id scrutandum arte sua

Meister also beschworen, klopfte der Teufel, in die Gestalt eines Menschen verwandelt, an die Thür. Eingelassen hub er auf des Landgrafen Befehl, als erster gegen den erwähnten Wolfram von Eschinbach aufzutreten, an, sehr scharfsinnig vom Anbeginn der Welt an zu singen, und spann dann den Stoff, alle Einzelheiten fein behandelnd, in rascher Folge aus. Wolfram von Eschinbach hingegen wählte das Geheimnis der Fleischwerdung des ewigen Wortes als Stoff, vertiefte sich genauer in die Sakramente der Messe, um ihre einzelnen Feierlichkeiten, nämlich das Läuten, das Umkleiden der Priester, die heiligen Geräte, die Gesänge, die Wechselgespräche u. s. w. durch entsprechende Allegorien zu erklären. Als er aber zu den Worten gekommen war, mit welchen die durch die Kraft desSchöpfers eingegebene und durch die Weisheit des Vaters unter den Gestalten des Brotes und Weines zu Fleisch gewordene Verwandlung in die Tiefen dieser Welt herabgerufen wird, damit die hochheilige Mutter Kirche das unbefleckte Opfer, das er selbst einmal auf dem Altar des Kreuzes für die Welt darbrachte und durch diese ehrfürchtige Demut Erhörung erlangte, nun täglich für die Sünden der Einzelnen einzeln und für die Sünden aller gemeinsam darbringe, verschwand der Teufel, weil seine verstockte Bosheit es ihm nicht erlaubte, bei solch hochherrlichen Gesprächen anwesend zu sein. Da infolgedessen seine

malefica accersivit. Sicq; demon compulsus cuiusdam noctis conticinio praedictum Wolframum in domo hospitis sui Gotschalci civis Ysenacensis sopori deditum adiit, de naturaq; celestis sphere, stellarumque errancium, motibusq; earundem orbium perquirens subtilius soli cum interrogacioni responsa non redderet hunc esse laicum canchinno clamitat in muroq; eiusdem campnati litteris id figurat. His ita gestis Lantgravius memoratus ut apud se maneret plurima ei se daturum promittens munera, magistrum Clingeshore perinstanter petiit, qui renuens eo quod a laico litteras inscio ipse pene in omnibus artibus adprime eruditus devictus foret, ad propria remeavit Anno Domini M° CC° VIII°.

Machinationen zerstört waren, ging der genannte Meister schamübergossen davon. Und wiederum rief er den Teufel herbei, mit seiner Zauberkunst zu erforschen, ob Wolfram die genannte Wissenschaft gelernt habe. Hierdurch bewogen, ging der Teufel eines Nachts zur Zeit der tiefsten Stille Wolfram an, da er im Hause seines Wirtes, des Eisenacher Bürgers Gottschalk im Schlafe lag, und forschte ihn listig aus über die Natur der himmlischen Sphaere, der Planeten, über ihre Bewegungen und ihre Kreise. Da er auf diese Fragen keine Antwort gab, rief er laut lachend, er sei ein Laie und schrieb es mit Buchstaben an die Wand seines Gemaches. Nach diesen Vorgängen bat der obgenannte Landgraf den Meister Klingsohr aufs inständigste, bei ihm zu bleiben, indem er ihm die größten Geschenke zu geben versprach, der aber schlug es ihm ab, weil er selbst, der fast in allen Künsten hervorragend unterrichtet, von einem der Wissenschaften unkundigen Laien besiegt worden sei, und kehrte im Jahre des Herrn 1208 nach Hause zurück.

S. 22 **das ist der Traum, dessen Flügel so lieblich auf und niederrauschen** Dieses Bild erinnert mich an eine Stelle in der „Geschichte des Zwillings a Pede von Johannes Author [J. A. Kanne], Nürnberg 1811", einem Buche, das Hoffmann wohlbekannt war, wie ich kürzlich an einer Briefstelle nachgewiesen habe (vgl. Zeitschrift für Bücherfreunde vom Juni 1911, S. 92. Vgl. ferner in den Nachträgen der Anmerkungen vorliegender Hoffmannausgabe, die ich dem Schlussbande beizugeben beabsichtige). Es heisst S. 25 bei Kanne: „Ist er das nicht selbst schon? Woher? Von Mitternacht her? Durch welches Thor?

Durch das hörnere? Das elfenbeinerne? [vgl. in unserm Bd. I S. 22.] Fragen ist frey, mein Herr. — Nichts, sagt Onirus und bewegt, ich weiss nicht wie? auf und ab seine falben Schwingen. Es ist ihm wohl nicht recht, oder er sehnt sich nach Sehnsucht, oder wie? Stumm ist er, nichts sagt er. Höret man nicht ein Rauschen seiner falben Schwingen?" u. s. w.

S. 24 **einen ernſten ſtattlichen Mann mit einer großen ſchwarzen Lockenperücke — wie man ſich ums Jahr eintauſendſechshundertundachtzig tragen mochte** Vgl. unsere Bildbeigabe. Nach Sandrarts Stich von 1680 zeichnet Hoffmann Wagenseil an dieser Stelle. — **den alten gelehrten Profeſſor Johann Chriſtoph Wagenſeil** W. (1633—1705) gehörte über 38 Jahre der reichsstädtischen Hochschule zu Altdorf als einer ihrer berühmtesten Gelehrten an. Seine Schrift von der Meistersinger holdseligen Kunst ist als Quellenmaterialsammlung noch immer von Wert, aber infolge ihres unkritischen Durcheinanders gerade kein Musterbeispiel historischer Forschung (vgl. Allg. deutsch. Biographie Bd. 40. S. 481 ff.). — **die edle Gräfin Mathilde, blutjunge Witwe des in hohen Jahren verſtorbenen Grafen Cuno von Falkenſtein** ist wahrscheinlich eine dichterische, frei erfundene Figur Hoffmanns. Die Grafen von Falkenstein sind ein Harzgrafengeschlecht (vgl. Harenberg, Historia ecclesiae Gandershemensis. Hannoverae 1734. pag. 1501. caput LI „Comites de Valkenstein seu Falkenstein". Als neueste kritische Arbeit ist zu nennen: Die Grafen von Valkenstein am Harze von Leopold von Ledebur. Berlin 1847). In den Stammtafeln findet sich in den Jahren 1195 und 1215 ein Conrad (= Cuno) Graf von Falkenstein, der also zur Zeit des Wartburgkrieges noch gelebt haben muss, infolgedessen also hier nicht gemeint sein kann. Vor ihm führen die Stammtafeln keinen Falkenstein mit diesem Vornamen an.

S. 25 **Walther von der Vogelweid — Reinhard von Zwekhſtein** u. s. w. vgl. Anm. zu S. 28.

S. 26 **eine Laute von wunderlichem Bau** Die alten Miniaturen in den Handschriften zeigen die verschiedenartigsten und mannigfachst geformten Instrumente der Sänger. Neben der Laute wurde besonders die deutsche Harfe, die sogenannte Schwalbe („die Swalwe, die gleichfalls in England besonders geschätzt wurde" sagt Alwin Schultz, im ersten Bande seines „Höfischen Lebens zur Zeit der Minnesinger. Leipzig 1879" S. 430) als Begleitinstrument gebraucht.

S. 27 **ums Jahr eintauſendzweihundertundacht** Die Sage setzt den Wartburgstreit in das Jahr 1207, ein, wie Simrock S. 276 sagt,

zu frühes Datum (1206 oder 1207 war Walthers von der Vogelweide erster Aufenthalt auf der Wartburg), welches der Prophezeihung Klingsohrs von der Geburt der heiligen Elisabeth (1207) wegen geschah; vgl. im Text S. 64 und die Anm. dazu. Hoffmann giebt das Jahr nach Wagenseils deutschem Fragment. Angenommen, der Wartburgkrieg wäre historisch, so müsste er kurz vor Hermanns Tod, also gegen das Jahr 1216 gesetzt werden.

S. 28 **Heinrich von Ofterdingen, Bürger zu Eisenach** Bürger bedeutet hier etwa ritterlicher Patrizier, denn Ofterdingen war ebenso gut ritterlicher Geburt wie die übrigen. — Über Heinrich von Ofterdingen vgl. bei Simrock § 13 (S. 271—276). Dort wird gesagt, dass ein Sänger dieses Namens, „der doch nicht aus der Luft gegriffen sein wird", freilich bisher nicht mit Sicherheit festgestellt worden ist. Ein Ort des Namens liegt bei Hohenzollern in Schwaben, die rein oberdeutschen Strophen des Rätselspiels im Wartburgkrieg deuten auf ihn als Verfasser desselben (S. 273). Die Jenaer Handschrift hatte den ersten Teil Ofterdingen, den zweiten Wolfram von Eschenbach zugeschrieben (S. 240, 275), eine leicht mögliche Verwechselung. 1820 hatte bereits K. Lachmann aus Reim und Sprache den Nachweis geführt, dass Wolfram nicht der Verfasser des Gedichts sein konnte. Jedenfalls wird die Verfasserschaft des Gedichtes wohl auf immer im Dunkeln bleiben, das nach Simrock (S. 325) „wir wohl in Ehren halten sollen: es stellt sich unmittelbar hinter Walther und Wolfram; unter den Gedichten der Nachblüte reicht keins weder an seinen Wert, noch seine Bedeutung." S. 275 tut Simrock einer Stelle in Wetters „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst" Erwähnung, wo Heinrich von Ofterdingen oder Afterdingen aus einem Mainzer Patriziergeschlechte stammen soll, über Echtheit und Zuverlässigkeit der Urkunden bestehen Zweifel. An Ofterdingen als Autor des Nibelungenliedes denkt seit langem niemand mehr. — **Walthers von der Vogelweid, des Landherrn, Lieder** Landherr ist soviel wie Rittergutsbesitzer. Wer denkt hier nicht an Walthers Verse: „Ich hab mein Lehen." Über den allbekannten Dichter wird man hier keine Nachrichten suchen; fraglos war Hoffmann mit einigen seiner Lieder vertraut. — **so sang Reinhard von Zwekhstein dagegen derb und ritterlich mit gewichtigen Worten** = Reimar von Zweter, oft verwechselt mit Reimar, dem Alten, als diesen bezeichnet ihn auch die Bildunterschrift des Wartburgkrieges in der Manessischen Sammlung. Vgl. Simrock S. 284. Bouterwek (vgl. Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. IX. Göttingen 1812 S. 155 f.) nennt ihn mehr didaktisch als lyrisch. Vgl. besonders G. Roethe, Die Gedichte Reinmars von Zweter.

Leipzig 1887 VIII u. 643 S.). — **Heinrich Schreiber gelehrt und tieffinnig** Bekannter unter dem Namen „der tugendhafte Schreiber". Der Beiname „tugendhaft" bedeutet nach Jacob Grimm soviel als *laudabilis, honestus*. Wagenseils lateinisches Fragment sagt: *virtuosus*. Mit Heinrich von Risbach hat er, wie u. a. auch Bouterwek vermutet (vgl. a. a. O. S. 106), nichts zu tun. Simrock lässt sich (S. 284 f.) des längeren über ihn aus. Seine Lieder bezeichnet er als nicht von hervorstechender Eigentümlichkeit. In den Thüringischen Urkunden erscheint er zwischen 1208—1228. Zu erwähnen wäre noch: E. Schneidewind, Der tugendhafte Schreiber am Hofe des Landgrafen von Thüringen. Festschr. d. Karl-Friedr.-Gymnasiums in Eisenach. Gotha 1887 (Versuch, den tugendhaften Schreiber mit Henricus scriptor de Wizense zu identificieren). — **Johannes Bitterolf voller Glanz und reich an kunstvollen Gleichnissen und Wendungen** Simrock sagt S. 283, dass die Dichter des Wartburgkrieges von ihm mehr gewusst hätten als wir: sie bezeichnen ihn als einen Hennebergischen Sänger, dem der von ihm gepriesene Graf von Henneberg die Ritterwürde verliehen habe. In die Chroniken, meint Simrock, sei er vielleicht nur aus dem Wartburgkrieg gelangt. S. 312 zitiert Simrock nach einer Urkunde zwei Erfurter Bürger Friedrich und Hartung Biterolf und nach Falkenstein einen Conradus Biterolphus. Aus eigenem kann ich einen „Cammerdiener" des Landgrafen Hermann, Hanss Biederolff, dazusetzen (vgl. Historische Erzehlung von der . . . Wartburg ob Eisenach. Leipzig und Eisenach 1710 S. 37). Desgl. sagt Tentzel (vgl. in d. Vorbemerk.) von Biterolf: „und was eyner von des Landgraffin Hofegesinde". — **Wolfframb von Eschinbach** Ebenso wie über Walther erübrigt sich an dieser Stelle wohl jede Bemerkung über den grossen Dichter.

S. 29 **zu Siegebrunnen in Schottland — Meister Friedebrand** Friedebrand von Schotten erscheint im Parcival und im Titurel, ist aber keine historische Person. Er taucht auch in dem Gedicht „Kunig Tyrol von Schotten und Friedebrant sin sun" (vgl. König Tirol. herausg. v. Leitzmann. Halle 1888) auf. Über Spangenbergs Stelle (also der vorstehenden) bei Wagenseil weiss sich Koberstein nicht genug zu wundern (vgl. bei ihm S. 40 ff.). — **von Gamurret und dessen Sohn Parcivall** Wolframs Parzival beginnt mit der Lebensgeschichte und den Abenteuern von Parzivals Vater Gahmuret. — **Markgraf Wilhelm von Narben und dem starken Rennewart** Wolframs zweites Hauptwerk „Willehalm" schildert die Kämpfe Wilhelms von Aquitanien, der im Jahre 793 zwischen Carcasonne und Narbonne wider die Saracenen stritt (793). Ein heidnischer Prinz, Rennewert (Renouart) verrichtet unter

ihm Wunder der Tapferkeit. — **Ulrich von Türkheimb** Ulrich von Türheim setzte Wolframs Willehalm fort. Darüber Arbeiten von K. A. Barack, O. Kohl, O. Zingerle u. a.

S. 34 **im Walde — wo zwischen dichtem Gesträuch und allerlei häßlichem stachlichten Gestrüpp sich seltsam geformtes — Gestein erhob** Hoffmann schildert hier offenbar die sogenannte Drachenschlucht, wohl nach einem Bilde, da er von einem Platz im Walde spricht. Aus eigener Anschauung wird er diese Gegend kaum gekannt haben. Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass der Schauplatz des „Ignaz Denner" der hier geschilderten Gegend nicht allzufern liegt.

S. 38 **Klingsohr geheißen** Vgl. Anm. S. 50.

S. 50 **Die Lieder, welche die Meister wider Heinrich von Ofterdingen gesungen, waren damals der Krieg von Wartburg geheißen** Darüber vgl. die „Vorbemerkungen". — **Beinahe ein Jahr war verflossen** Vgl. Anm. zu S. 27. — **Meister Klingsohr** Offenbar eine fabelhafte Figur. Über die Wandlung des Klinschor des Parzival in den Klingsohr aus Ungerland vgl. Simrock S. 276 ff. Seit der Legende von Klingsohrs Prophezeihung der Geburt Elisabeths dachte man sich ihre Heimat auch als die des Zauberers, dessen Umwandlung in einen Sänger Simrock aus dem Umstande erklärt, dass Kunst und Wissen damals zusammen fiel. Ausserdem bedeutet der Name Klingsor einen Sänger oder Spielmann *(meister Klingesære* wird er angeredet). Auf die weiteren, sehr interessanten Ausführungen Simrocks kann ich hier nur verweisen. — **bei dem Bürger, Helgrefe geheißen, vor dem St. Georgenthore** Wie wir in unserm Text S. 58 sehen, wohnte Wolfram bei einem Bürger Gottschalck geheissen, wie Simrok sagt: gutgewählte Namen. Doch ist der Name Helegreve kein mythischer, sondern bereits vor 1207 als historisch nachgewiesen. Schon bei der Erbauung Eisenachs durch Ludwig den Springer wird dies Geschlecht als im Besitz eines steinernen Hauses erwähnt. Im 14. und 15. Jahrhundert finden sich oft Glieder desselben im Rate der Stadt Eisenach (vgl. ausführlicher bei Simrock S. 312 f.).

S. 52 **ein wohlgekräuselter schwarzer Bart — das Haupt bedeckte ein fremd geformtes Barett oder ein sonderbar verschlungenes Tuch** An dieser Stelle möchte man beinahe glauben, dass Hoffmann eine alte Miniatur, den Sängerstreit darstellend, gesehen habe. Zeune (vgl. in den „Vorbemerkungen") bringt eine Wiedergabe des Bildes aus der Manessischen Sammlung. — **mit anmutigen Versen im schwarzen Ton** Dies erzählt Hoffmann nach dem deutschen Fragment bei Wagenseil. Dort S. 535 unter den zu Nürnberg gesungenen Meistertönen (mit 11 Reimen) „Der Schwartze Thon Klingsohrs".

S. 55 **ein herrliches Lied im güldnen Ton** Dies ist ein Meister-Ton mit 13 Reimen „Der Güldne Thon Barthel Regenbogens" (Wagenseil S. 535), in keinem Fragment erwähnt. Der Wartburgkrieg ist bekanntlich im schwarzen Ton Klingsohrs und im Thüringer Herren Ton gedichtet.

S. 56 **Wunderliche Wurzeln** Alraunwurzeln. Vgl. Bd. IV S. XCIX Fussnote 2.

S. 57 **der Nasias geheißen** Wagenseil schreibt im lateinischen Fragment Nasian, welche Form Hoffmann für den Akkusativ gehalten. Im Wartburgkrieg lautet der Name Nasion.

S. 58 **dem Brothause gegenüber bei einem Bürger, Gottschalk geheißen** Vgl. die Anm. zu S. 50. Auch der Name Gottschalk ist historisch beglaubigt (vgl. Simrock S. 313). Rote sagt im Leben der heiligen Elisabeth (in J. B. Menkens „Scriptores rerum Germanicarum" [vgl. in den „Vorbemerkungen] S. 2044): In Titzel Gotschalgs hawss es was / Der mitten gegen dem Brothauss sass". Ein Titz Gottschalk findet sich für das Jahr 1349 historisch belegt. Das Bedeutungsvolle der beiden Namen wird, wie Simrock meint, nicht durch diese Nachweise beeinträchtigt, da sie aus hundert geschichtlichen, die zu Gebote standen, ausgewählt wurden.

S. 59 **soll der Teufel den Geruch von Bisam nicht vertragen können** u. s. w. Eine grosse Zahl von Mitteln gegen Teufel- und Hexenwerk finden wir in der „Blockes-Berges Verrichtung" des Johannes Praetorius (Leipzig 1668) S. 111 ff. u. 433 ff. angeführt. Das von Hoffmann hier erwähnte ist nicht darunter. Vielleicht verwechselt es Hoffmann mit dem bekannteren Mittel gegen die Wirkung des Teufels, dem Bibergeil, worüber im „Malleus Maleficarum" T. II nachzulesen.

S. 60 **Was habt Ihr des Orts zu tun oder zu suchen?** Dergleichen naive Apostrophierungen sind in allen alten Teufelsgeschichten zu finden. Vgl. u. a. die zahlreichen Teufelsgeschichten in Francisci „Höllischem Proteus" (Nürnberg 1690). — **von der himmlischen Sphärenmusik, wie sie in dem Traum des Scipio beschrieben** Letzteres ein Zusatz Hoffmanns. Vgl. Anm. zu S. 113.

S. 63 **abscheuliche Teufelsschrift** Was mit dieser Schrift weiter geschieht, verraten Hoffmanns Quellen bei Wagenseil nicht. Hoffmanns Version ist wohl erfunden, nach andern Chroniken wird der Stein ausgebrochen und in das Wasser (in die Hörsel) geworfen. — **der Graf Meinhard zu Mühlberg und der Schenk Walther von Vargel** Für diese beiden Personen lag Hoffmann eine andere Quelle als Wagenseil vor. In Johann Heinrich von Falkensteins „Thüringischer

Chronicka" (Des zweyten Buches Anderer Theil. Erfurth 1738. S. 882 ff.) wird über das alte thüring. Geschlecht der Mühlberg (das Stammschloss lag zwei Meilen von Erfurt zwischen Arnstadt und Gotha und bildete mit den Schlössern Wachsenburg und Gleichen einen Triangel) ausführlich abgehandelt. S. 884 heisst es: „Graf Meinhardus von Mühlberg ward Anno 1211 vom Landgrafen *Hermanno,* nebst Walther Schencken von Varila an den König *Andream* in Ungarn abgeordnet, um von dar die königliche Printzessin Elisabeth vor dem jungen Printz *Ludovicum* abzuholen." Über die Familie der Schencken von Varila, Vargela, Vargila oder Vargula vgl. ebenda S. 1364 ff. Auf S. 1365 lesen wir: „Beym Anfang des dreyzehenden *Seculi* florirte Gualterus Schenck von Varula, Varila, Vargila". Hier wiederholt sich noch einmal das oben Zitierte. Beide Geschlechter sind seit langem ausgestorben. Die Änderung von Varila in Vargel scheint volkstümlich zu sein, vgl. J. C. Olearius, Rerum Thuringicarum Syntagma (Frankf. u. Leipz. 1704) I, 363 ff. (Gross-Vargel, ein Dorf in Thüringen). So finden wir bereits in Petr. Albini' Meissnische Land- und Berg-Chronika (Dresden 1589) S. 191 „Rudolff Schenk zu Vargel". Über Hoffmanns Quelle vgl. die „Vorbemerkungen".

S. 64 **daß in dieſer Nacht dem Könige von Ungarn, Andreas dem Zweiten, ein Töchterlein geboren wurde** Die Geburt der heiligen Elisabeth fällt ins Jahr 1207 oder 1208 (vgl. Anm. zu S. 27). — **heilig geſprochen werden in künftiger Zeit von dem Papſt Gregor dem Neunten** Im Jahre 1235. — **Scharfrichter Stempel aus Eiſenach** Auch der Name des Scharfrichters findet sich nicht bei Wagenseil. Im Wartburgkrieg (wie auch sonst) lautet er Stempfel. Simrock sagt S. 331 von ihm: „Dass der Name Stempfel so wenig ein historischer ist (wenn er gleich urkundlich belegt werden kann), als der von Ofterdingens Knecht [Ruprecht], indem er auf Frau Stempe und den Teufelsnamen Stepke zurückgeht, nachdem auch die Soldaten ihren Profos Stepchen nennen, deutet Grimm Myth. 955. 56 an." Stempfel ist also nicht Geschlechts-, sondern Amtsname. — **ſofort eine Geſandtſchaft an den König von Ungarn — für ſeinen eilfjährigen Sohn Ludwig** u. s. w. Hoffmann nimmt es hier mit der Zeit nicht historisch genau. In Andreae Toppii „Historia der Stadt Eisenach" (Eisenach und Leipzig 1710) heisst es S. 125 nach den Thüringischen Chroniken von Bangen, Becherer und Binhard: „Anno 1211 liess Landgraf Hermann seinem eilfjährigen Sohn Ludwigen des Ungarischen Königes Tochter Elisabeth, der Zeit vier Jahr alt, mit 4. Wagen und dreyssig Reutern holen, die ward zu Wartburg 10. Jahr lang herr-

lich auferzogen, bis sie dem jungen Landgrafen ehelich beygeleget ward."

S. 66 **Grafen Meinhard zu Mühlberg — Walther von Wargel** Vgl. Anm. zu S. 63.

S. 67 **des Landgrafen Marschall, Herr Franz von Waldstromer** Ich vermute in ihm eine von Hoffmann erfundene Figur. Unter den Thüringischen Marschällen zählt Falkenstein diese Familie nicht auf. Es lässt sich nur ein turniermässiges Nürnberger Geschlecht Waldstromer von Reichelsdorff nachweisen. Vielleicht entnahm Hoffmann den Namen auf gut Glück der Wagenseilchen Chronik, wo wir S. 324f. den Namen Frantz Waldstromer finden, natürlich in einem ganz anderen Zusammenhang.

S. 73 **wie es ihm aus dem Novalis aufgegangen** Darüber vgl. in den „Vorbemerkungen".

S. 74 **mit der Beschwörungsformel des wackern Junkers Tobias von Rülp** u. s. w. Vgl. Shakespeares „Was Ihr wollt" Aufz. III Sz. 4. Junker Tobias zu Malvolio: „Ey sieh doch! komm, tucktuck! — Nun, Mann? Es steht der Ehrbarkeit nicht an, mit dem Teufel Knicker zu spielen. — Fort mit dem garstigen Schornsteinfeger!" (Nach A. W. Schlegels Uebersetzung.)

S. 75 **in dem äußern metrischen Bau** Eine ähnliche Bemerkung in Bd. I. S. 147. — **Freund Theodor — in dem ganz verwunderliche automatische Ungeheuerchen schafft** Hier meint sich Hoffmann selbst, der durchaus keine Gedichte machen konnte. Alles, was wir in gebundener Rede von ihm besitzen, ist herzlich unbedeutend. Wir finden diese lyrische Unbeholfenheit bei so vielen Musikern, dass man fast die Behauptung aufstellen möchte, ein grosser Musiker sei meist ein unbedeutender Lyriker und umgekehrt. Das Gefühlsleben Hoffmanns müssen wir in seiner Musik suchen. Dass Hoffmann bisweilen **ein sonettischer Wahnsinn** befiel, zeigt sich auch im „Berganza" (vgl. Bd. I S. 147 u. S. 454f.). Der Bamberger Arzt, Dr. Friedrich Speier, erzählt in seinen Erinnerungen an Hoffmann, dass dieser zur Zeit, als ihn die Leidenschaft zu Julia Marc gepackt hatte, „mehrere Gedichte" schrieb, und setzt hinzu: „soviel ich weiss, die ersten Versuche in diesem Kunstgebiet". — **den Gesetzen des Landes, die die Mißgeburt verschonen, welche einen menschlichen Kopf hat** Vgl. „Allgemeines Landrecht für die Preussischen Staaten" Th. I Titel 1 „§ 17: Geburten ohne menschliche Form und Bildung haben auf Familien- und bürgerliche Rechte keinen Anspruch. / § 18: Insofern aber dergleichen Missgeburten leben, müssen

sie, nach § 11, ernährt, und soviel als möglich, erhalten werden.“ Ferner vgl. Th. II. Tit. 20 § 716ff. In dem bekannten C. F. Koch'schen Kommentar (Berlin 1852) wird gesagt, dass das Gesetz weislich nicht über die Kennzeichen einer Missgeburt bestimmt, sondern in jedem Falle das Urteil des Physiologen darüber entscheiden lässt. Im Gesetz ist u. a. das Erfordernis einer wahren menschlichen Geburt die menschliche Natur des Geborenen, die man aus der menschlichen Gestalt schliesst. Das wesentliche Kennzeichen derselben ist nicht angegeben, doch war kurioserweise die unter Juristen allgemein verbreitete Ansicht, dass der menschliche Kopf dieses Merkzeichen sei. — **habe auch Jean Paul über den Magnetismus solche hochherrliche Worte ausgesprochen** Im „Museum“ (Stuttgart und Tübingen. 1814) S. 1—87: Muthmassungen über einige Wunder des organischen Magnetismus.“

S. 77 **obskurer Nikodemus, der wie ein Nachtwandler hineinschleicht** Vgl. Das neue Testament, Evangelium Johannis, Cap. 3: „Es war aber ein Mensch unter den Pharisäern, mit Namen Nicodemus, ein Oberster unter den Juden. Der kam zu Jesu bei der Nacht“ u. s. w. — **bloß durch den fest fixierten Willen die Pendulschwingungen eines Ringes zu bestimmen** Ein bekanntes Experiment. „Schon in der ganz gemeinen Erfahrung thut der Wille sein Vermögen, ohne Muskeln zu bewegen, kund, dass wir ein auf den beiden ungeregten Zeigfingern hängendes Eisen, z. B. einen Schlüssel durch blosses Wollen in Drehung oder in Ruhe bringen können“ (Jean Paul in oben, Anm. zu S. 75, genanntem Werke S. 54f.).

S. 78 *spiritum familiarem*, **den Sokratischen Genius** Es ist bekannt, dass der erste Klagepunkt gegen Sokrates sich auf dessen „Dämonium“, die ihm allein zuteil werdende göttliche Warnstimme, bezog. Der ganze erste Teil in Johann Beaumonts „Tractat von Geistern“ (Halle, 1721) handelt von den Geniis oder Spiritibus Familiaribus. Im 2. Capitel ist in § II auch „Von des Socratis Genio“ die Rede.

S. 81 **als die weiße Frau** „In unserm Teutschlande / ist am ruchbarsten schier die so genannte Weisse Frau / welche / wann der Tod / an gewisser grosser und ruhm-bekandter Fürsten Paläste / anklopffen will / sich daselbst blicken lässt. Wiewol dieses Gespenst / in solchen Teutschen hohen Häusern / allein nicht; sondern auch unterschiedlicher Orten in Böhmen / sich sehen lässt; doch nur bey fürnehmen Familien. Denn es macht sich geringen Häusern und Wohnungen nicht gemein: womit dieselbe Zweifels ohn auch gar wol zufrieden / und eines solchen Gastes / der eben so wol den Fürnehmen nicht angenehm / als ein Vorbot obhandener Traur / nicht ungern entrahten“ heisst es in der Einführung

zu der grossen Abhandlung über „Die Weisse Frau“ in Francisci „Höllischem Proteus“ (Nürnberg 1690), wo über dieses Thema S. 59—84 nachzulesen. — Jung-Stilling giebt als Titelkupfer zu seiner „Theorie der Geister-Kunde“ (Nürnberg 1808) das Portrait einer solchen „weissen Frau“, Agnes Gräfin von Orlamünda. — Ferner vgl. die Siebente Erzählung in „Die Gespenster. Kurze Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit von Sam. Chr. Wagener. Th. 1. 2. verb. Aufl. Berlin 1798“ (S. 69—80).

S. 83 **Was! — eine Stunde früher?** Auch bei Somnambulen ist eine Täuschung durch Verstellen der Uhren nicht möglich. Vgl. J. D. Brandis, Über psychische Heilmittel und Magnetismus. Kopenhagen 1818, S. 28. Nach diesem Hinweis wird die von J. Czerny (Jean Pauls Beziehungen zu E. T. A. Hoffmann. 2. Teil. Mies 1908. S. 16) herangezogene Stelle aus dem „Quintus Fixlein“ ausgeschaltet werden können, besonders da hier die durch das Verstellen der Uhren beabsichtigte Wirkung auch erreicht wird, also ganz im Gegensatz zu unserer Erzählung.

S. 84 **und der Teller, wie von unsichtbarer Hand getragen** Dem heutigen, mit den üblichen Spiritistenkunststückchen vertrauten Leser wird dieser Moment wohl nicht so merkwürdig vorkommen wie damals den Serapionsbrüdern.

S. 86 **Nachts spielte nämlich ein unsichtbares Wesen auf seinem Flügel** Ähnliche Geschichten sind nicht selten. Galenus berichtet von einem Arzt Theophilus, der, als er an einem Fieber krank lag, ständig musikalische Instrumente spielen hörte (vgl. J. Beaumont, Tractat von Geistern. Halle 1721 S. 170). — P. Goldschmid erzählt in der Historia 13 seines „Höllischen Morpheus (Hamburg, 1698 S. 179 f.): „Der Churfürstliche Brandenburgische Hoffprediger, Herr Ursinus, hat mir selber erzehlet, dass, wie er das erste mahl habe predigen sollen, und bey Nacht auf der Predigt studiret gehabt, der Teufel das Licht drey mahl ausgeblasen, so dass er das Blasen habe hören können, ohne dass er etwas gesehen. Und wie er das Licht wieder angezündet, und in seiner Meditation nicht wollen hindern lassen, hat der Teufel auf dem Spinette, so in der Kammer gestanden, angefangen zu spielen, worüber er sein Studiren hat quitiren und zu Bette gehen müssen.“

S. 87 ff. **Der redende Türke** Es wäre hier die gar nicht so uninteressante Frage zu beantworten, ob Hoffmann durch einen dem hier geschilderten „redenden Türken“ ähnlichen Automaten zu seiner Erzählung angeregt worden sein könnte, wenn er auch von vorneherein abwehrend sagt, **daß jeder das Kunstwerk von allen ähnlichen Tändeleien, wie sie wohl öfters auf Messen und Jahrmärkten ge-**

zeigt werden, gar sehr unterscheiden – mußte. Denn abgesehen von den mysteriösen Antworten, die ja von vornherein auf ein anderes Gebiet weisen, liesse sich ein ähnlicher Automat rein technisch gewiss denken. Obwohl mir es nicht gelungen ist, ein unmittelbares Vorbild zu dem „redenden Türken" zu finden, lässt sich dieser Automat aus mehreren damals berühmten leicht konstruiren, wie es Hoffmann für seine Erzählung auch wahrscheinlich getan hat. Rein äusserlich erinnert er sofort an den bekannten Schachspieler des Herrn von Kempele (oder Kempelen). Der Karlsruher Hofrat Boeckmann beschreibt ihn (in Wieglebs Magie [vgl. Bd. III. unserer Ausgabe Anm. zu S. 63] Bd. II. Berlin und Stettin 1786. S. 231—250) folgendermassen: „Eine Figur in Lebensgrösse, wie ein Türke gekleidet, sitzet auf einem hölzernen unbeweglichen Stuhl vor einem zierlich gearbeiteten Kasten in Form eines Schreibtisches . . . . . Der rechte Arm des Spielers liegt unbeweglich auf dem Kasten, der linke spielende Arm ruht seitwärts auf einem Polster" [dazu vgl. Hoffmann: die linke Hand zwanglos auf das Knie, die rechte dagegen auf einen kleinen freistehenden Tisch gelegt]. „Der Kasten steht ganz frey und lässt sich vermittelst beweglicher Rollen leicht hin und her ziehen, auch vor und rückwärts drehen" u. s. w. (Als Ergänzung zur Erklärung des Automaten; Wiegleb, Bd. VII, 1793. S. 99—108.) Wenn Hoffmann erzählt: Hier öffnete er auch auf Verlangen eine Klappe, und man erblickte im Innern der Figur ein künstliches Getriebe von vielen Rädern, so fällt sofort die Ähnlichkeit mit der Construktion des Kempeleschen Schachspielers auf. Auch bei diesem blickte man in ein Gewirr von verschiedenen Rädern, eingeteilten Wellen und Hebeln, die weiter keinen Zweck hatten, als den kleinen lebendigen Schachspieler, der im Innern der Figur steckte, den Augen des Publikums auf eine höchst raffinierte Weise, worüber bei Wiegleb nachzulesen, zu entziehen. Diesen Zweck verfolgte allerdings meiner Vermutung nach Hoffmanns Automatenkonstruktion nicht, hier sollte das komplizierte Uhrwerk nur die Aufmerksamkeit von der wahren Herkunft der Stimme ablenken. Hoffmann erzählt, dass der Künstler einen Schlüssel in die linke Seite der Figur einsetzt und mit vielem Geräusch ein Uhrwerk aufzieht. Hofrat Boeckmann erwähnt bei Beschreibung des Schachspielers: „Nun wird durch einen seitwärts hervorragenden viereckigten Zapfen vermittelst eines daran gesteckten Schlüssels das Triebwerk der Maschine mit grossem Geräusche, wenigstens scheinbarerweise aufgezogen" (Wiegleb II, 236). Bei Hoffmanns redendem Türken geschieht dies jedesmal, wenn einige Antworten gegeben sind, bei Kempeles Schachspieler nach

10 bis 12 Zügen. Nebenbei möchte ich noch den bei Wiegleb Bd. VI (1792) S. 208 ff. beschriebenen, unter dem Namen: „Grosssultan", „in Paris unter dem Namen der kleine weise Türke" bekannten Miniatur-Automaten hinweisen. Soviel über die äussere Ähnlichkeit zwischen dem redenden Türken und dem Schachspieler. — Aber auch für die Leistungen des ersteren haben wir ein Gegenstück in der Magnetischen Sprechmaschine des Herrn L. Müller, über die wir uns in Gedikes und Biesters „Berlinischen Monatsschrift" (Bd. XIV. Berlin 1789, S. 182 ff.) orientieren können. Ein wie eine Zofe geputztes Frauenzimmer, von der aber nur das Kopf- und Bruststück zu sehen, ist an einem mit Leder überzogenen eisernen Haken vier Fuss über der Erde an die Wand befestigt, wie es scheint, ganz frei. Sie hält eine grosse Trompete vor ihren Mund, aus der heraus sie die an sie gerichteten Fragen der Besucher beantwortet, wie es in dem Berichte heisst: ziemlich schnell, nicht undeutlich, und mit hellem Tone". Hieraus wie auch aus der Art ihrer Antworten, von denen einige Proben gegeben werden, lässt sich ersehen, dass es sich um eine rein akustische Spielerei (wie bei dem „unsichtbaren Mädchen", von dem weiter unten gesprochen wird) handelt. Die Antworten wurden offenbar, wie der Verfasser des Artikels auch am Schluss andeutet, von einem irgendwo versteckten Knaben erteilt. Diese Maschine darf also nicht mit der Kempeleschen Sprachmaschine, bei der die Töne durch eine Art Flötenwerk hervorgebracht wurden, und deren Laute wohl nicht sehr verständlich waren, verwechselt werden (vgl. Wiegleb Bd. II, S. 250). Wieglebs Magie (Bd. V, 1791, S. 194 ff.) berichtet ferner über „Herrn Doktor Müllers redende Maschine", die aus zwei lebensgrossen Figuren, einer männlichen und einer weiblichen, bestand, welche abwechselnd sprechen und das ihnen ins Ohr geflüsterte wiederholen. Auch bei diesem Apparat werden die Töne, über deren Deutlichkeit man gestaunt haben soll, durch ein sehr kompliziertes Flötenwerk hervorgebracht. Diese beiden Automaten können für unseren Fall ausgeschaltet werden. Bei der in der „Berlinischen Monatsschrift" besprochenen L. Müllerschen Maschine finden wir auch den „Wind, der vermöge der Blasebälge aus der Trompete kommt" erwähnt, wie Hoffmann bei seinem „redenden Türken" hervorhebt, daß der Hauch, der aus dem Munde der Figur ströme, leicht durch verborgene Ventile hervorgebracht werden könne und der Künstler selbst als ein trefflicher Bauchredner die Antworten erteile. Auf letztere Annahme kam zuerst auch der Berichterstatter der „Berlinischen Monatsschrift", der sagt: „Dies brachte mich Anfangs auf die Vermuthung, dass Bauchsprache vielleicht das ganze Wunder bewirke". Er kommt

dann zu dem Schlusse, dass „eine irgendwo versteckte Person, welche durch Röhren in einem sehr natürlichen Rapport mit der Puppe steht", die Antworten erteile. Er führt darauf seine Hypothesen des näheren aus und wird mit ihnen wohl so ziemlich das Richtige getroffen haben. Eine solche Lösung des Rätsels bahnt dann auch Hoffmann für seinen Automaten an, indem er auf Seite 107 Ludwig erzählen lässt, dass er gerade in dem Augenblicke, als Ferdinand die leise Antwort des Orakels erhielt, zufällig die Hand auf das Geländer, welches das Kunstwerk umschloss, gelegt und ein fühlbares Dröhnen in ihr gefühlt habe, zu gleicher Zeit also, als Ferdinand während der Antwort des Türken die tiefklagende Melodie des italienischen Liedes zu hören glaubte. — Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass die antwortende Stimme auch durch einen Hohlspiegel statt durch Röhren hätte geleitet werden können (vgl. Wiegleb Bd. IV, 1790, S. 224 f. „Die redende Figur"). Ferner vgl. Wiegleb Bd. IX, 1795, S. 166: „Die redende Figur des Antonio Gigli", einen Chinesen, der in seiner Sprache redet; natürlich eine durch ein Stimmwerk hervorgerufene Mystifikation, die für unsere Stelle weiter keine Bedeutung hat. — In den „Vorbemerkungen" zu diesem Bande komme ich auf das „Unsichtbare Mädchen" zu sprechen, dessen mysteriöses Orakel aus der Glaskugel viel Ähnlichkeit mit dem des „redenden Türken" hat.

S. 88 **als der berühmte Zwerg Augusts, der aus der Pastete kroch** Dieses Kuriosum wird von sehr vielen fürstlichen Festlichkeiten erzählt, so kroch ein Zwerg des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, der drei Spannen lang war, bei den Feierlichkeiten des Beilagers des Pfalzgrafen Wilhelm beim Rhein mit Renata von Lothringen im Jahre 1568 zu München aus einer Pastete. Auch der Herzog von Buckingham liess einen nicht 2 Fuss hohen Zwerg Jeffery Hudson (geb. 1619) aus einer kalten Pastete heraussteigen. — Im 3. Bande der „Curiositäten" (Weimar 1813) ist auf S. 40—52 eine grosse Reihe von Zwergen von der ältesten bis auf die neueste Zeit angeführt, von denen einige auch aus Pasteten herausgekrochen sein sollen. Aber der Zwerg Augusts (wahrscheinlich ist wohl August der Starke gemeint) ist nicht darunter. Jedenfalls scheint sich so ziemlich jeder Fürst diesen Spass geleistet zu haben. S. 43 heisst es a. a. O.: „Kaiser Augustus liess die kleinen Menschlein in allen Ländern zusammensuchen, die jedoch artig und lebhaft seyn mussten, liess sich von ihnen vorplaudern, und spielte mit denselben um Nüsse, und wollte unter Kindern ein Kind seyn". Vielleicht schwebte dies Hoffmann bei seinem Citat vor.

S. 90 **Mit Macbeths Worten — Was starrst du mich an mit Augen ohne Sehkraft** In A. W. Schlegel's Übersetzung, die Hoffmann

stets zu zitieren pflegt, war Macbeth nicht aufgenommen, erst 1833 kam das Schauspiel in dessen von Tieck ergänzte Neuausgabe (Bd. 9) hinein, hier lautet die betr. Stelle (vgl. Aufz. III, Sz. 4): „Du hast kein Anschaun mehr in diesen Augen / Mit denen du so stierst.“ In G. A. Bürgers Übersetzung (1783) heisst es: „Du hast keine Sehkraft in diesen Augen, mit denen du mich so anstarrst“ (hier ist es die 6. Szene). Der gleiche Wortlaut in J. J. Eschenburgs Übersetzung (1775—1777).

S. 91 **der Enslersche Voltigeur** Hoffmann schreibt stets Ensler statt Enslen, vgl. Bd. I S. 350 und Anm. dazu. In J. H. M. Poppe's Schrift „Wunder der Mechanik oder Beschreibung und Erklärung der berühmten Tendlerschen Figuren, der Vaucansonschen, Kempeleschen, Drozschen, Maillardetschen und anderer merkwürdiger Automaten und ähnlicher bewunderungswürdiger mechanischer Kunstwerke“ (Tübingen, 1824) wird unter den Automaten des „deutschen Künstlers Enslen“ (S. 28 ff.) dieser Voltigeur nicht genannt. Wohl aber sind auf S. 52 f. unter den Tendler'schen Figuren drei Seiltänzer erwähnt, welche ihrer Naturtreue halber die höchste Bewunderung erregt haben sollen. Es heisst von ihnen: „Ehe die Figuren aufs Seil kommen, sind sie so schlaff, wie alle Puppen; Arme und Beine schlottern wie Lumpen, und nicht die mindeste Spur von Kraft zeigt sich in ihnen. So wie man sie auf's Seil setzt, scheinen sie Leben zu bekommen; sie schwingen sich kräftig damit hin und her; halten sich bald mit zwei Händen, bald mit einer Hand, schleudern sich um dasselbe herum, nehmen es zwischen die Beine, halten sich nur mit einer Hand daran und schleudern sich so herum, stellen sich auf den Kopf, setzen sich ganz frei darauf, und strecken die Hände in die Höhe, kurz, machen eine Menge schöner Stellungen und Bewegungen . . . . . Dabei schütteln und nicken sie mit dem Kopfe, wie wenn sie lebendig wären“. Dazu vgl. Hoffmanns Beschreibung.

S. 95 **nach B.** Worunter wohl Berlin zu verstehen ist, ebenso bei **In K.** Königsberg, bei **M.** Marienburg. — **den Dormeusenvorrat der Posthalterin plünderten** D. h. ihren Vorrat an Schlafhauben. — **nach D.** Danzig, worauf schon die Partie nach **dem Karlsberge**, der sich nordwestlich von Danzig, in der Nähe von Oliva, befindet, deutet.

S. 96 *Mio ben ricordati* etc. Dies Lied liesse sich so übersetzen: Wenn es mit mir zu sterben kommt / So denke dran, mein Schatz, / Wie diese treue Seele / Dich einst geliebt. / Vermag die kalte Asche / Auch noch zu lieben / Noch in der Urne / Bet' ich dich an.

S. 98 **in B. legte ich mich unter der Anleitung geschickter Meister auf das Miniaturmalen** Auch hier zeigt es sich wieder, wie viele Züge aus dem eignen Leben Hoffmann in seine Erzählungen hineinflicht. Am

22. Oktober 1796 schreibt er an Hippel aus Glogau, dass er das Bild Cora Hatt's, seiner Königsberger Geliebten, kopiert, da ihm das innere Leben in der Vorlage zu fehlen scheine. Von Molinari (vgl. Bd. III S. XIX f.) sieht er bewunderungswürdige Miniaturmalereien, und wie er überhaupt in diesen Jahren viel zeichnet und portraitiert, verlegt er sich im Jahre 1798 in Berlin besonders eifrig auf das Portrait- und Miniaturmalen. Wir haben an dieser Stelle fraglos eine Reminiszenz aus dem eigenen Leben.

S. 101 **Von den höchſt wunderbaren Automaten im Danziger Arſenal — als ich mich gerade vor einigen Jahren in Danzig befand** Hoffmanns Aufenthalt in Danzig fällt in den Spätherbst 1801. Zu Hoffmanns Schilderung der Danziger Automaten kann ich aus: „Johann Bernoullis Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preussen, Curland, Russland und Pohlen, in den Jahren 1777 und 1778" (Bd. I. Leipzig, 1779 S. 339) eine recht amüsante Parallelstelle anführen; ihr Verfasser kommt auf dasselbe Urteil wie Hoffmann. Es heisst da bei Schilderung des Danziger Zeughauses: „Eine grössere Merkwürdigkeit ist die Menge der künstlichen Automaten, die in diesem Arsenale, sowohl in den gedachten vier Sälen, als auf ebenem Boden zu sehen sind. Hier erblickt man einen Spadassin in der fürchterlichsten Stellung, die Augen drehend; — allein ganz sanft und gleichförmig; zuhauend, — aber als wenn er Butter zu schneiden hätte. Dort einen Trommelschläger, — der aber sein Amt wie ein Paralysirter verrichtet. Noch mehr, man siehet den Kriegsgott Mars, in vollem Harnisch, aber mit einer Perücke auf dem Kopfe; in gleichförmigen Oscillationen beweget er seine Heldenaugen; er stehet von seinem Throne wie ein Geradbrechter, oder wie ein Pantin auf, bleibt stehen, mit den Knien einwärts, giebt den Tambouren und Pfeifern mit majestätisch aufgehobenen Kommandostab das Signal einen Marsch zu spielen, — und sie spielen. Alles ist doch nicht in gleichem Grade lächerlich an diesen Maschinen; der gedachte Thron des Mars ist von allerhand Waffen artig zusammengesetzt, und von sinnreicher und edler Erfindung; der Pfeifer spielt sein Stück ziemlich gut, und der Mann, der alle diese Urheber verfertiget hat, muss wirklich kein gemeines Genie gehabt haben. Nur kann ich nicht vertragen, die Natur durch solche elende Nachahmung gemisshandelt zu sehen."

S. 103 **mit dem Hofrat B —** Gemeint ist der von uns schon häufiger herangezogene Hofrat G. C. Beireis zu Helmstädt, der im Jahre 1809 starb (vgl. Bd. I Anm. zu S. 211, dort auch biographische Hinweise; es würde zu weit führen, wenn wir an dieser Stelle eine Charakteristik des originellen Mannes und eine Schilderung seiner Raritäten geben wür-

den. Über die merkwürdigsten Automaten, die sich in seinem Besitz befanden, vgl. Anm. zu S. 111).

S. 105 **In der Figur kann kein menschliches Wesen stecken** Das war auch weder bei der „Magnetischen Sprechmaschine" des L. Müller (vgl. in der Anm. zu S. 87 ff.), wo die antwortende Person wahrscheinlich in einem Nebenzimmer untergebracht war, noch bei der Glaskugel des „Unsichtbaren Mädchens" der Fall.

S. 106 **so wie uns oft im Traum eine fremde Stimme über Dinge belehrt, die wir gar nicht wußten** Hierfür geben die Schriften mehrerer, die über den Traum geschrieben haben, eine Reihe interessanter Beispiele, z. B. erzählt Reil in seinen „Rhapsodien" (S. 94) von Johnson, dass er sich im Traume mit andern über die Kunst stritt, witzige Einfälle vorzutragen, und meistens von seinen Gegnern übertroffen wurde. Auch bei Lichtenberg finden wir hierfür Beispiele.

S. 108 **Saal, in welchem die Kunstwerke sich befanden** u. s. w. Die nun folgende Schilderung vom Zusammenspielen der Automaten und Instrumente ist auch wohl nicht so ganz frei erfunden, denn ähnliche Kunststücke waren offenbar zu Hoffmanns Zeiten häufiger zu sehen. In seinen „Aufschlüssen zur Magie" (im III. Theile, München 1791 S. 357 f.) giebt der bekannte Hofrat von Eckartshausen unter dem Titel „Das Zauberkabinet" die Beschreibung eines ganzen Museums der merkwürdigsten Automaten, darunter auch selbstspielende Orgeln und durch künstliche Figuren gespielte Klaviere, die auf einen Zauberschlag alle gleichzeitig in Bewegung gesetzt werden konnten. Das gemischte Orchester wird folgendermassen beschrieben: „Die Orgel ist das erste, womit er die Aufmerksamkeit seiner Gäste beschäftigt. Man hört eine Kriegsmusik, wo Hauboen, Zinken und Trompeten die herrschenden Instrumente sind. Bald darauf lassen sich drey menschliche Stimmen hören, auf die Waldhörner folgen, endlich kommen Flauten, Pfeifen und Flageolet. Zuletzt spielt der grösste Theil dieser Instrumente zusammen auf einmal, und machen so ein förmliches Orchester."

S. 109 **wie die Lehrlinge zu Sais** Vgl. Bd. I S. 189, 225, 416 u. ö. Hoffmann spielt häufig auf Novalis an. — **die berühmte Vaucansonsche Maschine, und derselbe Mechanismus rücksichtlich der Fingerbewegung auch bei der weiblichen Figur angewendet** Vgl. Anm. zu S. 111.

S. 110 **so daß der lebendige Tänzer die tote hölzerne Tänzerin faßte und sich mit ihr schwenkte** Diesen grotesk-unheimlichen Vorwurf hat Hoffmann Ende des Jahres 1815 in einer Partie des „Sandmann" ausgeführt, wo Nathanael mit der Puppe Olimpia tanzt (vgl.

Bd. III. S. 31 f., 377). Unsere Stelle in den „Automaten" liegt zeitlich vor Abfassung des „Sandmanns", wofür bereits am 9. Februar 1814 der gedruckte Beleg vorhanden ist (vgl. S. 315).

S. 111 **der Vaucansonsche Flötenspieler** Dieser berühmte, vielbewunderte Automat wurde von seinem Erfinder Vaucanson (starb 1782 zu Paris) zuerst am Ostermontag 1738 zu Paris gezeigt, im gleichen Jahre erschien eine Beschreibung desselben: „Le Mechanisme du Fluteur automate — avec la Description d'un Canard artificiel — & aussi celle d'une figure jouant du Tambourin & de la flute" etc. (24 S. 4^0), welche 1748 zu Augsburg in einer miserablen Übersetzung auch in deutscher Sprache herauskam. Wieder abgedruckt im II. Bande des Hamburgischen Magazins, kam sie auch in den ersten Band von Wieglebs Magie (1782. S. 283—294), wo sie am leichtesten zugänglich ist. Durch Friedrich Nicolai (in: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Bd. I. Berlin und Stettin 1783 S. 281 ff.) erfahren wir das Schicksal der 3 Vaucansonschen Automaten, die durch den Goldschmied Du Moulin nach Deutschland gekommen waren und infolge eines fehlgeschlagenen Verkaufs (1754) auf einem Speicherboden des Pflügerschen Komtors zu Nürnberg in Kisten verpackt ein tatenloses Dasein führten. Da Du Moulin 1765 zu Moskau gestorben war, sollten die Automaten nur für die Lagersumme von 3000 fl. verkauft werden. — Einige Jahre später waren sie im Besitze des Hofrats Beireis (vgl. Anm. zu S. 103), der von ihnen grosses Aufheben machte und mit dem enormen Preise prahlte, den er für sie gezahlt haben wollte (vgl. in dem Sybel'schen Schriftchen S. 6 f.). Manchem ist vielleicht eine kurze Beschreibung der drei merkwürdigen Werke erwünscht: 1.) Ein sitzender Flötenspieler, der 12 Stücke spielt. Der Wind wird durch seinen Mund in eine gewöhnliche Querflöte gestossen, deren Löcher durch seine Finger zu- und aufgemacht werden. 2.) Eine stehende Figur, die auf gleiche Art mit der linken Hand eine mit 3 Löchern versehene provencalische Schäferpfeife spielt (20 verschiedene Stücke), und mit der rechten den Takt dazu auf einer grossen Trommel schlägt. 3.) Eine Ente, die schreit, die Flügel bewegt, den Hals auf verschiedene Weise ausstreckt, Wasser trinkt, vorgehaltene Körner frisst und nach einiger Zeit verdaut wieder durch den Hintern von sich giebt. Dieses Werk wurde allgemein für das künstlichste und naturgetreuste gehalten. — Flötenspieler und Ente werden auch bei der originellen Schilderung des Besuches bei Beireis, die uns Arnim in seiner „Gräfin Dolores" (Berlin 1810) giebt, und worauf ich schon Bd. I Anm. zu S. 282 aufmerksam machte, auf S. 61 und 77 erwähnt. — **die Harmonikaspielerin** Über die Glasharmonika, ein jetzt nicht mehr ge-

bräuchliches Musikinstrument vgl. Bd. IV, Anm. zu S. 183. — **Harfenuhr, welche ſtündlich ihr Stückchen abſpielte** „Harfenuhr nannte man eine grosse Pendeluhr, in deren Gehäuse eine Harfe angebracht war, welche zu bestimmten Zeiten Tonstücke hören liess, die durch das Reissen der Saiten mittelst eines Regierwerkes hervorgebracht wurden. Das leichte Verstimmen der Saiten scheint dies Tonwerkzeug allmählig unbeliebt gemacht zu haben, denn lange schon ist man von dieser Stubenzierde gänzlich abgekommen" (Mendel-Reissmann).

S. 112 **ſo viele neue Inſtrumente zum Teil unter ſeltſamen oder prunkenden Namen** Es ist ganz erstaunlich, wie sehr man sich zu Hoffmanns Zeit um die Verbesserung und Neuschaffung von Musikinstrumenten bemühte, während unsere Zeit sich so ganz von derartigen Problemen abgewandt hat, obwohl in dieser Hinsicht doch noch manches zu leisten wäre. Schon in Hinblick auf solche Eigentümlichkeit der romantischen Epoche scheint diese ein viel vergeistigteres und differenzierteres Gepräge zu tragen als unser Jahrhundert der „praktischen" Erfindungen. — Der neuen Instrumente mit „seltsamen und prunkenden" Namen erwähnen die Zeitungen der Zeit eine erstaunlich hohe Zahl. Wir führen hier nur beispielsweise an: Das Chladnische Euphon, Uthes Xylosistron und Xylharmonicon (Allg. mus. Ztg. v. 21. März 1810), Dietz' Melodion, eines ungenannten Erfinders Triphon, J. D. Buschmanns Uranion (Allg. mus. Ztg. v. 25. April 1810), desselben Terpodion (vereinte Flöte, Fagott, Horn, Violon u. s. w. vgl. Gesellschafter v. 10. Juni 1818), Leppich's Panmelodicon (Allg. mus. Ztg. v. 20. Februar 1811), Mälzels Panharmonikon (vgl. Ztg. f. d. eleg. Welt v. 5. März 1813) u. a. m. Auch Franz von Holbein hatte ein derartiges Instrument erfunden, bei dem mittelst einer Claviatur Saitenschwingungen wie bei der Aeolsharfe hervorgerufen wurden (vgl. Deutsches Bühnenwesen [Wien 1853] S. 28 ff.). — **Schubert in den ‚Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft'** Vgl. dort S. 4 ff. Hoffmann zitiert nicht ganz wörtlich, er zieht mehrere Sätze Schuberts zusammen und ergänzt den Gedanken.

S. 113 **die herrliche Sage von der Sphärenmuſik — in ‚Scipios Traum'** Diese Dichtung soll nach dem römischen Grammatiker Macrobius (5. Jahrh. n. Chr.), der sie kommentiert und herausgeben hat, aus den 6 Büchern des Cicero vom Staate stammen. Im 5. Kapitel vernimmt Scipio den Klang der Sphären. In der Übersetzung von Georg Wilhelm Maier (Nürnberg 1790) lautet die betr. Stelle: „Als ich dieses staunend betrachtete, und mich wieder erholte, rief ich: was für ein starker und lieblicher Schall erfüllet meine Ohren? Dieser Schall erwiederte er,

kommt von dem Anstossen und der Bewegung der Kreise her, die zwar in ungleichen Zwischenräumen verbunden, aber doch verhältnissmässig von einander entfernt sind. Da nun durch das Anstossen und die Bewegung dieser Kreise der hellklingenden und starken Töne durcheinander gemässiget werden; so bringen diese verschiedenen Töne eine Harmonie hervor. Denn so heftige Bewegungen können nicht in der Stille vorgehen, und die Natur bringt es mit sich, dass die äussersten Körper an einem Theile stark [dumpf und tief], an dem andern aber hell tönen." [im lateinischen Original: „*Hic sonus est, qui intervallis coniunctus imparibus, sed tamen pro rata portione distinctis, impulsu et motu ipsorum orbium conficitur: qui acuta cum gravibus temperans, varios aequabiliter concentus efficit. Nec enim silentio tanti motus incitari possunt, et natura fert, ut extrema ex altera parte graviter, ex altera autem acute sonent.*"] — „Deswegen erregt die Bewegung des obersten Sternhimmels, dessen Umdrehung etwas schnell geschieht, einen hellen und scharfen Schall. Die Umdrehung des Mondes aber, als des untersten Planeten, erregt den stärksten [tiefsten] Ton. Denn die neunte Erdkugel bleibt unbeweglich, und immer an dem untersten Platze und nimmt die mittelste Stelle der gesamten Schöpfung ein. Der Umschwung jener acht Kugeln aber, unter denen zwey, Merkur und Venus einerley Wirkung haben, bringt sieben verschiedene Töne, die durch Zwischenräume abgetheilt sind, hervor, welche Zahl die Verbindung fast von allen Dingen ist [vgl. unsere Anm. zu S. 4]. Gelehrte Leute, die dieses mit Saiten und Gesängen nachmachten, haben sich dadurch den Rückweg von diesem Ort gebahnet [dem Platz der Seligen], wie andere, die sich in diesem Leben mit vortreflichem Verstande mit göttlichen Wissenschaften beschäftiget haben. Da ihr keinen Sinn habt, der so leicht stumpf wird als das Gehör, so werden eure, von diesem Schalle erfüllte Ohren ganz betäubt, so wie dort, wo sich der Nil von den höchsten Bergen herab über den Abfall stürzet, den man Katadupa nennt, die Völker, die in dieser Gegend wohnen, wegen des starken Schalles nicht hören. Hier aber ist der Schall, der von dem sehr schnellen Umschwung der ganzen Welt herkommt, so stark, dass ihn die Ohren der Menschen nicht fassen können; so wie ihr nicht in die Sonne zu sehen vermöget, weil ihre Stralen die Schärfe eures Gesichts übertreffen." Eine andere Übersetzung von Brumbey (wahrscheinlich: Karl Wilhelm B., Prediger in Berlin, 1757 — nach 1826) liegt mir in der „gemeinnützigen Wochenschrift: Allerneueste Mannigfaltigkeiten" (3. Jahrg. Berlin 1784 S. 401–414) vor, dort findet sich zu der von uns auch lateinisch gegebenen Stelle eine Anmerkung, die ich ihrer Curiosität halber mich nicht enthalten kann noch hierherzusetzen, wenn sich auch dadurch die Anmerkung ungebührlich in die

Breite zieht: „Dies ganze System gründet sich — wie soll man sagen? auf die musikalische Astronomie, oder auf die astronomische Musik, und die schreibt sich ursprünglich vom Pythagoras her. Die Oktave ist etwas allgemeines und ausgedehntes, διάπασον, welches wie alle übrige Intervalle, und also auch die sieben andern Töne in sich fasst: sie selbst aber ist nur eine Repetion des Unisonus. Eben die Verbindung soll sich auch unter den grossen himmlischen Weltkörpern befinden, dass die Planeten in eben der Richtung, der Bewegung, dem Verhältniss stehen, wornach denn die ganze übrige Harmonie des Weltgebäudes eingerichtet ist. Das wären daher die *octo cursus*; oder die *vis duorum, Mercurii & Veneris* machte die himmlische Oktave gleichsam aus: und darin wären die andern *septem distinctos intervallis sonos* befindlich. Hiernach sey denn auch die Übereinstimmung unsrer Instrumente und unsers Gesanges eingerichtet. — Man kann ohne musikalische Kenntniss so wenig gegenwärtige in dem Betracht sehr merkwürdige Stelle, als diese Meynung oder Lehre der Alten überhaupt verstehen". — **jene Luftmusik oder Teufelsstimme auf Ceylon, deren eben jener Schriftsteller erwähnt** Vgl. Schubert a. a. O. S. 64 f. Dieses, von den Eingeborenen wie von glaubwürdigen Reisenden oft beobachtete Naturphänomen schildert Schubert, wie folgt: „Es lässt sich diese Naturstimme vorzüglich in stillen heitren Nächten, doch, wie aus andren ähnlichen Naturerscheinungen wahrscheinlich ist, vor nahen Witterungswechseln hören. Sie hat es mit elektrischen Lufterscheinungen gemein, dass sie mit Blitzesschnelle bald wie aus ungeheurer Ferne, bald ganz in der Nähe vernommen wird. Am meisten Ähnlichkeit hat sie mit einer tiefen klagenden Menschenstimme, hierbey aber pflegt sie, wie alle Naturtöne, eine so tiefe Wirkung" u. s. w. Es folgen die von Hoffmann zitierten Worte. In einer Fussnote heisst es noch: „Klagend, wie alle Töne der jetzigen planetarischen Natur. Zuweilen spielt jene Stimme wie in den Tönen einer raschen Menuet, wobey sie eine eben so grässliche Wirkung auf die Sinnen der Zuhörer äussert." Die Luftmusik auf Ceylon erwähnt Schubert auch in seiner „Symbolik des Traumes" (Bamberg, 1814. S. 30).

S. 114 **die Harmonika** Vgl. Bd. IV Anm. zu S. 183. — **das neuerfundene sogenannte Harmonichord** Sein äusseres Aussehen entsprach einem aufrechtstehenden Flügelfortepiano, in seiner innern Struktur erinnerte es an die Tonwerkzeuge des 18. Jahrhunderts, bei denen man die Saiten durch Reibung erklingen liess und diese Reibung durch eine Tastatur bewirkte. Die Drahtsaiten waren über einen Resonanzboden gespannt. Die besondere Eigentümlichkeit des Harmonichords beruhte auf der Möglichkeit, die Töne ganz nach dem Willen des Spielers modi-

fizieren zu können, was dadurch erreicht wurde, dass ein rotierender mit Leder überzogener Cylinder vermittelst der Tastatur mehr oder weniger stark gegen die zum Erklingen zu bringenden Saiten gedrückt wurde. Die Erfinder waren Johann Gottfried Kaufmann und sein Sohn Friedrich aus Dresden, durch mancherlei Erfindungen auf dem Gebiete des Instrumenten- und Automaten-Bau's berühmt (z. B. wären das Bellonion, Chordaulodion u. a. Instrumente zu nennen, die man zu den in Anm. zu S. 112 erwähnten stellen mag). Die Erfinder machten mit dem Harmonichord grössere Reisen durch Deutschland und erregten, der Sohn auch als Virtuose auf diesem Instrument, einiges Aufsehen. Vgl. „Zeitung für die elegante Welt" Jahrg. 1812 S. 1586 und Jahrg. 1813 S. 465 ff. (hier findet sich eine eingehende Beschreibung des H. 's. Danach wird ihm mehr Kraft nachgerühmt als der Harmonika, mit der es Ähnlichkeit haben soll, vgl. auch Hoffmanns Urteil, doch biete es auch in der schnelleren Executierung grössere Vorteile). Dsgl. Jahrg. 1814 S. 1557 ff. Ferner vgl. Allg. musik. Ztg. Jahrg. 1810 S. 1030 f. und Jahrg. 1812 S. 666, wo kein geringerer als Carl Maria von Weber dem H. das grösste Lob zollt, der für dieses Instrument sogar ein Adagio und Rondo in F-Dur mit Orchesterbegleitung komponierte. Noch bis in die vierziger Jahre widmete dem H. die Kritik ein geradezu überschwengliches Lob (sie nennt das Spiel einen „Sphärengesang"), dann kam es, wie es scheint, ganz in Vergessenheit. — die Aolsharfe Vgl. Wieglebs Magie Bd. XIV (1800) S. 252 f. „Diesen Namen giebt man einem Saiteninstrumente, das dem Winde ausgesetzt, für sich zu tönen anfängt." Sehr hübsch und feinsinnig ist der Aufsatz G. Ch. Lichtenbergs „Von der Aeolus-Harfe" (vgl. Vermischte Schriften. Bd. V. Göttingen, 1803 S. 81—92.) Er beginnt mit den Worten: „Die Vorstellung von einer Folge harmonischer Töne, die ohne bestimmte Melodie sanft anschwellend, nach und nach wieder wie in der Ferne hinsterben, gleich den Bewegungen einer erquickenden Frühlingsluft, hat, ob ich gleich nie etwas von der Art gehört habe, doch immer viel reitzendes für meine Phantasie gehabt." Die Wiedererweckung der Äolsharfe verdankt man nach Lichtenbergs Ausführungen nicht dem Kircher, sondern dem Dichter Pope, der die Idee bei Eustathius fand. Allerlei Versuche führten dann zur Wiedererfindung: „Es wird ein schmaler, etwas hoher und langer Kasten von trocknem Tannenholze verfertigt, der unten einen Resonanzboden hat, auf diesem werden über zwey Stege, die nahe an den schmalen Enden einander gegenüber liegen, acht bis zehn Darmsaiten, alle im Einklang (unisono), nicht allzu stark aufgespannt, eine der breiten Seiten lässt sich aufschieben, so dass man einen dünnen aber breiten Luftstrom quer auf die Saiten leiten kann" u. s. w. — „Die

tiefsten Töne sind die des obigen Einklangs, aber so wie sich der Wind mehr erhebt, so entwickelt sich eine Mannigfaltigkeit entzückender Töne, die alle Beschreibung übertrifft. Sie gleichen dem sanftanschwellenden und nach und nach wieder dahin sterbenden Gesang entfernter Chöre, und überhaupt mehr einem harmonischen Gaukelspiel ätherischer Wesen, als einem Werke menschlicher Kunst." Am 15. März 1797 schrieb Hoffmann an Hippel, dass die Liebe sich zur Freundschaft verhielte, „wie der Akkord der Aeolsharfe, der alle Fibern erschüttert, zu den angeschlagenen Saiten des Fortepiano, die sanft und lange in der Seele nachklingen."

S. 115 **die Wetterharfe** Auch in der Kreislerbiographie des „Kater Murr" wird sie erwähnt, in einer Fussnote zu der betr. Stelle giebt Hoffmann einen Hinweis auf das Experiment des Abtes Gattoni zu Mailand. Über „Die Wetter- oder Riesen-Harfe" vgl. auch Wiegleb, Bd. XIV S. 253 ff. Hier wird von einem Hauptmann Haas zu Basel erzählt, der aus seinem Gartenhause fünfzehn Eisendrähte über den Garten hin nach dem Hofe spannte in einer Länge von 320 Fuss. Die Drähte standen ungefähr 2 Zoll von einander, hatten eine Dicke von 2, 1½ u. 1 Linie, lagen in der Mittagsfläche, in einem Winkel von 20 bis 30 Grad zum Horizont und waren durch Walzen mit Sperrhaken stark gespannt. „Bei jeder Veränderung des Wetters tönen diese Saiten; bald glaubt man den Ton eines Theekessels zu hören, ehe das Wasser in demselben zum Sieden kommt, bald eine Harmonica, bald ein fernes Geläute, bald eine Orgel. Oft wird das Getöne so stark, dass das Konzert im Gartensaale dadurch gestört wird." Als Erfinder (durch Zufall) wird ein Propst zu Bürkli, unweit Basel, P. Ventan, genannt.

S. 119 **Gespräch über die Oper** Vgl. Bd. V unserer Ausgabe (der Serapionsbrüder Erster): „Der Dichter und der Komponist".

S. 120 **mit Goethes nußbraunem Mädchen** Bekanntlich aus Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahren", die aus lauter kleinen Novellen zusammengesetzt sind; vgl. dort das 8. Kapitel. Die „Wanderjahre" erschienen erst 1821, Hoffmann konnte das Fragment nur aus Cotta's „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1816" (dort S. 1—34) kennen. — **das Goethesche Fragment jenes allerliebsten Märchens von der kleinen Frau** „Die neue Melusine" erschien zuerst im gleichen Taschenbuch auf das Jahr 1817 (S. 1—24) u. 1819 (S. XIX—XXXVI) und bildet das 15. Kapitel der „Wanderjahre". — **der wackre, tüchtige C. Kolbe** Vgl. über ihn in den „Vorbemerkungen".

S. 121 **mit der venezianischen Flagge** vgl. unten auf der Seite: **diese Flagge mit dem geflügelten Löwen**, wie sie auf Kolbes Ge-

mälde zu finden. — **Links unterscheidet man San Marco, rechts mehr im Vordergrunde San Giorgio Maggiore** Vgl. auf unserer Bildbeigabe. Von der berühmten Markuskirche sieht man nur den abseits stehenden viereckigen Glockenturm, der 1902 einstürzte und wieder neu aufgebaut wurde. Die Kirche San Giorgio Maggiore liegt auf der Insel gleichen Namens. Das vielbesuchte, vielgenannte Venedig ist zu allgemein bekannt, als dass es notwendig wäre, an dieser Stelle über topographische Fragen Auskunft zu geben, leicht zugängliche Orientierungsmittel (jedes Conversationslexikon) bringen eingehende Erklärungen. — **In dem goldnen Rahmen des Bildes sind die Worte eingeschnitzt** In diesem Rahmen befindet sich das Bild noch heute. Der ganze Vers ist in einer Zeile unabgebrochen in die untere Querleiste geschnitten. S. 122 **Turandots Rätsel von dem adriatischen Löwen herzusagen:** *Dimmi* u. s. w. Gozzi's „Turandot" wird häufig von Hoffmann zitiert, vgl. Bd. III, S. 300 (u. Anm.), Bd. IV, S. 74 ff. (u. die ausführlichen Anmerkungen). Das Rätsel vom adriatischen Löwen lautet (vgl. Aufz. II Sz. 5): „Dimmi, qual sia quella terribil fera / Quadrupede, ed alata, che pietosa / Ama chi l'ama, e co' nimici è altera. / Che tremar fece il mondo, e che orgogliosa / Vive, e trionfa ancor. Le robuste anche / Sopra l'istabil mar ferme riposa; / Indi col petto, e le feroci branche / Preme immenso terren. D'esser felice / Ombra in terra, ed in mar mai non son stanche / L'ali di questa nuova altra fenice." Werthes (vgl. Bd. IV Anm. zu S. 74) übersetzt das Rätsel so: „Was für ein Thier ist's, das auf vieren; / Das Land betritt gleich andern Thieren, / Und durch die Luft als Vogel fliegt, / Die Welt erschreckt und sie besiegt? / Die starken feuervollen Hüften / Lässt es im Ocean verlüften; / Mit voller Brust und Vorderklaun / Drückt es die blumenreichen Au'n. / Der holde Schatten seiner Flügel / Lacht auf des Meeres blauem Spiegel, / Und auf der Küste weitem Grün; / Den neuen Phönix, nenn mir ihn!" — **Calafs Auflösung** lautet dann: „Tu, quadrupede Fera, e in uno alata, / Terror dell'universo, che trionfi, / E vivi in terra, e in mare, ombra facendo / Colle immense ali tue grata, e felice / All' elemento istabile, e alla terra, / Agl' Illustri tuoi figli, e cari sudditi, / Nuova Fenice, è ver, Fera beata; / Sei dell' Adria il Leon feroce, e giusto." Werthes übersetzt: „Du, vierfüssig und zugleich geflügelt Thier, das die Welt schreckt und besiegt, das Meer und die Erde bewohnt, mit deiner ungemessnen Flügel seligem Schatten der Segen des Landes und das Glück des Meers, der Stolz deiner Söhne, du neuer Phönix bist der adriatische Löwe". Ich gab dieses Rätsel so ausführlich wieder, da es in Schillers bekannter Übersetzung (vgl. Bd. IV Anm. zu S. 76) fehlt, d. h. durch ein anderes (das

vom Pfluge) ersetzt ist. — ſo war's im Monat Auguſt des Jahres eintauſenddreihundertvierundfünfzig — Paganino Doria — Parenzo u. s. w. Ich zitiere als Probe für die Art, wie Hoffmann seine Quelle nutzte, die betreffende Stelle in seiner Vorlage, in Johann Friedrich Le Bret's „Staatsgeschichte der Republik Venedig" (vgl. u. d. „Abkürzungen"), sie findet sich in der ersten Abteilung des zwetien Teils S. 35: „Genua glaubete, durch die verworfenen Friedensvorschläge eine gerechtere Sache zu haben, und liess den Paganinus Doria mit einer ansehnlichen Flotte auslaufen. Noch am Faro di Messina erhielt er die Nachricht, dass Nicolaus Pisani nach Sardinien gesegelt wäre [vgl. im Text S. 125 Mitte]; aber eben dieser Fehler des Pisani eröffnete ihm den Golfo, den er auf beyden Seiten bestrich, und alle venetianische Schiffe hinwegnahm. Er zog oben seine Schiffe zusammen, segelte an der Küste von Istrien hin, und suchete eine Landung zu machen; hierzu fand er bey Parenzo die beste Gelegenheit. Da die Stadt nicht genug Besatzung hatte, und die meisten Einwohner auf dem Lande zerstreuet waren, so fiel er im Monate August über die Stadt her, und eroberte sie mit leichter Mühe. Er plünderte sie, verbrannte zwey Schiffe in dem Haven, und segelte mit seiner Beute davon. Dieser Vorfall breitete über Venedig ein solches Schrecken aus, dass man wegen der Hauptstadt selbst in der grössten Gefahr war. Man ernannte in der Eile zween Capitäne, welche aus jedem Reviere der Stadt zweyhundert Mann aushoben; man legete eine starke Besatzung in den Haven von S. Nicolo, den man mit Ketten, und versenketen Schiffen und Bäumen wider alle Anfälle sicherte [vgl. in unserm Text S. 123 oben]. In jeder Pfarrey wurde alle Mannschaft aufgeschrieben, die zum Rudern und zu den Waffen tüchtig war: am allersorgfältigsten aber war man auf baares Geld bedacht, welches man überall entlehnete, und in der dringenden Noth, sieben und dreyzig für das Hundert, Zinse zu zahlen versprach. Alles Glück schien von der Republik gewichen zu seyn; alle ihre Freunde verliessen sie; und ihre geheimen Feinde wacheten wieder auf. Unter diesen war der König Ludwig von Ungarn wieder der furchtbarste, den die Genueser schon vor dreyen Jahren so gewonnen hatten, dass er neue Ansprüche auf Dalmatien, vornehmlich auf Zara und die andern Seestädte, machete [vgl. in unserm Text S. 132 Mitte], und Venedig in dem Weigerungsfalle, mit einem öffentlichen Kriege bedrohete" u. s. w.

S. 123 ſtarb der Doge Andrea Dandulo, den das Volk ſein liebes Gräfchen *(il caro contino)* nannte Andreas Dandulus (Dandolo), gewählt 1342 (nach Le Bret 1343), starb am 7. September 1354, er war der letzte Doge, der in der Markuskirche beigesetzt wurde. Vgl.

Le Bret II, 1 S. 4 ff., besonders S. 37: „Da er Ruhe und wissenschaftliche Beschäfftigungen liebete, so gab er sich mehr Mühe, den gesetzgebenden Geist zu pflanzen, als sich zum Krieger zu bilden.“ „Sein Volk beklagete das liebe Gräfchen (contino), wie es ihn zu nennen pflegete, und die Untreue und der aufbrausende Zorn seines Nachfolgers machete, dass man den sanften Dandulo noch mehr missete.“

S. 124 älteſte Rat, Marino Bodoeri — nach Avignon — um dem Papſte Innozenz Glück zu wünſchen — achtzig Jahre alt — als Proveditor der Flotte — Grafſchaft Valdemarino Vgl. Le Bret II, 1 S. 38: „Nach seinem [Dandulo's] Tode versammleten sich die Wahlherren, und am 11ten September war Marin Falier schon als Doge erwählet. Die gute Meynung, die man von ihm hatte, vereinigte die meisten Stimmen; und man hoffete, an ihm den würdigsten Fürsten zu haben. Vielen war das Feuer, das er in seinen Handlungen zeigete, erwünscht; und sie hoffeten, durch ihn ihre Feinde, die Genueser, zu dämpfen. Er war zuvor Proveditor auf der Flotte im schwarzen Meere, hatte sich da mit Anstande betragen, und grosse Tapferkeit gezeiget. Sein Haus war eines der reichsten, und er selbst war im Jahre 1349 mit der Grafschaft Valdimarino, einem Schlosse im Gebiethe von Trevigi, durch die Procuratoren des h. Marcus [die 9 Procuratoren waren die 9 höchsten Staatsbeamten. Vgl. Maier II, 84 ff.] belehnet worden, das Rizardo Caminese der Signorie abgetreten hatte. Und was konnte man nicht von einem Manne hoffen, dessen Anschläge durch sein hohes Alter von sechs und siebenzig oder achtzig Jahren eine reife Mässigung haben konnten, und der sein Vaterland in so vielen Bedienungen genau hatte kennen gelernet? Er war zu Unterhandlungen geschickt; und eben deswegen hatte ihn der Senat an den päpstlichen Hof nach Avignon mit zweenen andern Edlen gesendet, um dem Papste Innocentius VI zu seiner Erhebung Glück zu wünschen, und sich seine Freundschaft in ihren Angelegenheiten auszubitten. In seiner Abwesenheit wurde er als Doge gewählet, und indessen versah der älteste Seitenrath, Marin Badoer, die Stelle eines Vicedoge.“

S. 125 der den Morbaßan ſchlug Vgl. Le Bret II, 1 S. 7 ff., 31. — Nicolo Piſani — nach Sardinien Vgl in der Anm. zu S. 122. — Zwölf Edle — nach Verona — Fünfzehn reich verzierte Staatsbarken, vom Podeſta von Chioggia unter den Befehlen ſeines eignen Sohnes Taddeo Guiſtiniani ausgerüſtet, — nach St. Clemens Vgl. Le Bret II, 1 S. 38 f.: „Die ausserordentliche Erwartung, die man von ihm hatte, bestimmete die Signorie, ihm zwölf Edlen, wovon ein jeder sein eigenes, sehr glänzendes Gefolge hatte, entgegen zu

schicken. Diese reiseten ihm bis nach Verona entgegen, weil Falier bereits von Avignon abgereiset war, noch ehe er Nachricht von seiner Erhebung auf den Thron erhielt. Er nahm seinen Weg über Mailand, wo Johannes Visconte ihn sicher durchreisen liess. In Verona traf er die Gesandten der Republik an, welche ihm die erfreuliche Nachricht meldeten. Alles war in Bewegung; und er kam unter den feyerlichsten Ehrenbezeugungen in Padua an, wohin ihm der Podesta von Chioggia funfzehen Staatsbarken, unter den Befehlen seines eigenen Sohnes, Thaddäus Giustiniani, entgegen gesandt hatte. Der Zulauf von Edlen in dieser Stadt war so gross, dass kaum vier Räthe im Pallaste von Venedig zurück blieben. Er fuhr hierauf über Chiozza nach S. Clemens, wo das Staatsschiff, das man unter dem Namen Bucentoro kennet, ihn erwartete, und am 3ten October nach Venedig brachte." — Die Insel St. Clemens, St. Clemente oder Madonna di Loreto liegt südlich von der Giudecca, neben der Insel La Grazia. Über sie vgl. Maier III, 26 f. — Über den Bucentoro vgl. Anm. zu S. 132.

S. 126. **vor den Säulen der Dogana** Dogana del mare, eines der beiden Zollhäuser, bestimmt für die Waaren, die zur See in die Stadt gebracht wurden. Wohl im 13. Jahrh. erbaut (vgl. Le Bret I S. 627). „An der äustersten Spitze [jetzt: Punta della Salute] dieses Sestiers [von Dorsoduro], gegen dem Hafen zu, stehet die 1682 nach dem Entwurfe des Joseph Benoni erbauete Dogana da Mare . . . . Das Gebäude ist sehr prächtig, gross und massiv. Auf einem schönen Säulenwerk von griechischem Marmor erhebt sich ein Thurm, auf dessen Gipfel ein Globus von vergoldetem Kupfer von zwei Bildsäulen getragen wird" u. s. w. (Maier I, 467). Hoffmann wird diesen Neubau bei seiner Beschreibung im Auge gehabt haben.

S. 127 **Zechinen** Unter der Regierung des Dandulo fing man in Venedig an, neue Goldmünzen zu schlagen, die Dukaten genannt wurden (man hatte sich vorher meistens silberner Münzen bedient). Später wurden die Dukaten Zecchinen genannt von *Zecca*, die Münze. Vgl. Le Bret I, S. 625. — **auf den Stufen der Franziskanerkirche** Hier wird wohl an die durch ihre Grösse und ihren Reichtum an Denkmälern und Gemälden hervorragende, fast im Mittelpunkte Venedigs liegende Kirche Sta. Maria gloriosa dei Frari (erbaut 1250—1338) zu denken sein. Vgl. Maier I, 394—401. — **Quattrino** Eine päpstliche Münze, 1/6 des Baiocco, der der 100. Teil eines Scudo war. Der Quattrino entspricht unserem Pfennig.

S. 128 **auf der Zecca** Z. ist die Münze, mit dem Bibliotheksgebäude vereinigt, am Markusplatz; hier befand sich der Fischmarkt. **Limonien-**

ſaft = Citronensaft. — in das Kaufhaus der Deutſchen, in den ſo-genannten Fontego Der Fondaco dei Tedeschi (jetzt das Hauptpostamt) liegt am Canale grande im Mittelpunkt der Stadt. Er war seit dem 13. Jahrhundert das Kaufhaus der Deutschen (1505 nach einem Brande neu aufgeführt). Vgl. auch Maier II, 227 f. Ferner: Simonsfeld, Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen. 2 Bde. Stuttgart 1887. Dgl. Anm. zu S. 170.

S. 129 **bei San Sebaſtian** An der Südwestecke der Stadt. — **Von San Clemens her ſchwamm der Bucentoro** Vgl. S. 125 und Anm. zu S. 132.

S. 130 **mit ſeinem flachen Boden unfähig, dem Sturme zu widerſtehen** Vgl. Le Brets Beschreibung in Anm. zu S. 132. Den von Hoffmann hier geschilderten Vorgang erzählt Le Bret II, 1 S. 39: „Wer hätte es gedacht, dass diese heitern Tage in die traurigsten verwandelt werden sollten? Seine Ankunft selbst war mit Umständen begleitet, welche bei dem Pöbel grossen Eindruck macheten. An eben dem Tage, da er seinen Einzug halten sollte, erhob sich ein gewaltiger Sturm, und die Luft war so düster, dass man dem Bucentoro, einem am Boden allzuflachen Schiffe, nicht mehr trauen konnte. In der Angst, die sein ganzes Gefolge befiel, bestieg der Doge einen geringen Kahn, als das sicherste Mittel in diesen Gewässern; und liess nach dem Platze von S. Marco rudern. Hier stieg er endlich ans Land, und wurde von dem ganzen Adel auf das feyerlichste empfangen. In dem Gedränge und der Düsternheit der Luft nahm er nicht wahr, dass er zwischen den zwoen Säulen durchgieng, welche auf dem so genannten kleinen Platze stehen, und wo gemeiniglich Missethäter hingerichtet zu werden pflegen. Er wurde in die Kirche des h. Marcus, und von hier in den Pallast geführet; und man feyerte mit ihm das gewöhnliche Gepränge. Aber das Volk liess sich den Verdacht nicht benehmen, Faliers Regierung müsste eine der unglücklichsten seyn".

S. 131 **durch die zwei Säulen geführt worden, wo gewöhnliche Miſſetäter hingerichtet zu werden pflegen** Vgl. in der vorstehenden Anmerkung.

S. 132 **den kecken Doria — den ungariſchen Ludwig, dem es wieder nach unſern dalmatiſchen Seeſtädten gelüſtet** Vgl. in der Anm. zu S. 122. — **von der ſeltſamen Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn du, den goldnen Ring vom Bucentoro hinabſchleudernd in die Wellen, dich zu vermählen gedenkſt mit dem adriatiſchen Meer** Vgl. Le Bret I S. 371 f.: „Wir haben bereits oben bey der Regierung Peter Urseolus des zweyten erinnert, dass die

Feyerlichkeit, sich die Oberherrschaft über die adriatische See durch den symbolischen Ring zuzueignen, ihren Grund in der ersten Eroberung von Istrien und Dalmatien habe. Die Gewohnheit dieser Vermählung ist unstreitig viel älter, als Alexanders Verordnung. Venedig hat sie in Gegenwart der Päpste und anderer Gesandten von auswärtigen Fürsten vollzogen, und man hat ihnen die Feyerlichkeit gern gelassen, weil, wenn es auf die Hauptsache ankäme, doch allemal der stärkere entscheiden würde. Alexander beehrete diese Feyerlichkeit mit seiner Gegenwart, gab Anlass zu dem symbolischen Ringe, segnete die Herrschaft, und dieses war alles, was er thun konnte. Denn die Herrschaft selbst von dem Papste, als eine Wohlthat zu erkennen, würde den Venetianern allzu bedenklich gefallen seyn, ob es wohl höchst wahrscheinlich ist, dass der stolze Alexander diese Einweihung ganz anders verstanden, als seine Wohlthäter. Die Nachfolger des Alexanders haben sich von Zeit zu Zeit gerühmet, dass die Venetianer diese Herrschaft über die adriatische See durch die Gnade der Päpste erhalten, und haben diessfalls den Sinn Alexanders am Besten zu erklären gewusst, obwohl Venedig aufs eifrigste widersprochen hat. Aus dem Segen und aus der alexandrinischen Einweihung lässt sich auch eben so wenig auf ein Recht der Oberherrschaft schliessen, als aus der noch alle Jahre wiederholten Einweihung des Meeres, welche der venetianische Patriarch gleich nach der Auswerfung des Ringes verrichtet. Man hat in neuern Zeiten der ganzen Feyerlichkeit eine andere Gestalt gegeben. Sie geschieht entweder an dem Himmelfahrtsfeste selbst, oder wenn die unruhige See es nicht erlaubet, die folgenden Sonntage hernach. Das Schiff, auf welchem der Doge, die Signorie, und die auswärtigen Gesandten in zwoen langen Reihen sitzen, ist mit historischem Schnitzwerke, wodurch die vornehmsten Begebenheiten dieser Republik vorgestellet werden, gezieret, und ganz übergoldet. Weil es unten zu platt ist, kann es den Stürmen der See nicht anvertrauet werden, und dem Admirale, der es commandiret, steht sein Kopf darauf, wenn es verunglücken sollte. Auf dem Schiffe ist die Fahne des heiligen Markus aufgestecket. Auf dem Hintertheile hinter dem Throne des Fürsten öffnet sich die Thüre, aus welcher der Doge hervortritt, den Ring in das Meer wirft und sich der Worte bedienet: *Desponsamus te mare in signum veri perpetuique dominii.* Hierauf weihet der Patriarch das Meer mit dem gewohnten heiligen Wasser der katholischen Kirche. Der Aberglauben des Pöbels, unter welchem ich auch einige Geschichtschreiber begreife, glaubet, es werden durch dieses Wasser die Stürme des Meeres beschworen. Allein, der Admiral wird den Bucentaur niemals abfahren lassen, wenn das Mindeste zu befürchten ist. Ueberdiess waget man sich auch niemals

so weit in die See, dass ein Sturm den Purpur der Senatoren in Gefahr setzen könnte. Der Doge höret *al Lido* ein Hochamt an, und begiebt sich zurück in die Stadt.“ Ergänzend hierzu tritt eine Beschreibung in Le Brets „Magazin zum Gebrauch der Staaten- und Kirchengeschichte“. Bd. I. Ulm 1771 S. 9, auf die ich hier nur verweise. Eine sehr anschauliche Schilderung der Festlichkeit findet sich Meier II, 294 ff., die ich, um diese Anmerkung nicht noch umfangreicher zu machen, leider hier fortlassen muss.

S. 134 **als ich Podesta von Treviso war** Vgl. Anm. zu S. 149. — **Bertuccio Nenolo** Vgl. Anm. zu S. 171.

S. 136 **mit Juden, Türken, Armeniern, Griechen** Maier giebt (II, 225 ff.) unter der fünften Einwohnerklasse, unter die er die Fremden und Akatholiken zusammenfasst, als zahlreichste die Juden an, an zweiter Stelle nennt er die Griechen, an dritter die Armenier, an vierter die Deutschen und an letzter die Türken. — Le Bret berichtet im XXIII. Buche im 9. Kapitel (Bd. II S. 1323 ff.) ausführlich über die fremden Nationen, besonders über die Schicksale der Juden, dann kürzer über die Türken und Armenier, eingehender werden dann wieder die Griechen behandelt.

S. 140 **als eines Tages die Erde zu beben begann — als wie von unsichtbaren Riesenarmen gezogen die Glocken läuteten — die Pest, aus der Levante zuerst nach Sizilien gedrungen** Vgl. Le Bret II, 1 S. 19 unter dem Jahre 1347: „Bald hernach entstund den 25ten Jänner eines der allersonderbarsten und furchtbarsten Erdbeben, welches so heftig war, dass die Glocken auf dem S. Marcus Thurme zu läuten anfiengen, und ganze Kirchen und Thürme einstürzeten, andere sich auf die Seite dreheten, welches durch die lange Währung der Erschütterung ein allgemeines Schrecken über die ganze Stadt ausbreitete, obwohl Venedig, als eine auf Inseln gebaute Stadt nicht so viel Schaden litt, als andere Städte auf dem festen Lande. Kaum hatten sich die Venetianer von diesem Schrecken erholet, so entstund unter ihnen eine mörderische Pest, die nach dem einmüthigen Berichte ihrer Schriftsteller in der Tartarey ihren Anfang nahm, und sich über ganz Romanien ausbreitete. Die wenige Vorsicht, die man damals anwandte, hatte die traurige Folge, dass sie sich aus der Levante nach Sicilien, von hier nach Toscana zog, und endlich im Märzmonate auch in Venedig eindrang. Hier wüthete sie auf eine ganz ausserordentliche Weise“ u. s. w. Bekanntlich beginnt Boccaccios Decamerone mit der Schilderung dieser Pestepidemie in Florenz.

S. 141 **nach der Giudecca in das Kloster San Giorgio Maggiore, wo die Benediktiner ein Hospital angelegt hatten** „Johannes Morosini kam im Jahre 982 von Cossano zurück und brannte vor

Begierde, in seinem Vaterlande ein eben so strenges Kloster anzulegen, als er in Cossano gesehen hatte. Er zeigete sich dem Dogen Memo, und erhielt von ihm die Insel, welche dem Pallaste des heil. Markus gerade gegen über liegt [die Insel S. Giorgio Maggiore]. Das Haus Badoer hatte allda dem heil. Georg eine Kirche gestiftet, welche sie der Kirche des heil. Markus als ein Eigenthum unterworfen hatten. Morosini bekam Erlaubniss, allda ein Kloster unter der Regel des heil. Benedicts anzulegen, welches er reichlich beschenkete" (Le Bret I, S. 726). Vgl. auch Maier III, 16f. Die Insel S. Giorgio Maggiore liegt mit der Giudecca in gleicher Linie.

S. 143 **an die Säule — die den adriatiſchen Löwen trägt** Eine der beiden bekannten Säulen auf der Piazzetta; die andere trägt Sankt Theodor, den Schutzheiligen Venedigs.

S. 146 **Ich ſtehe mit dem leidigen Satan im Bündnis** Vgl. „Herrn Bakers vollständige Historie der Inquisition, aus dem englischen übersetzt von M. Chr. Fr. Tieffensee. Coppenhagen 1741" S. 398: „Imgleichen, woferne ein Mann oder Weib, so der Artzeneykunst unerfahren sind, den Wirkungen solcher Zauberey vorbeugen und Krankheiten heilen, so sagen sie dies sey ein Zeichen, dass solche Dinge durch Mitwirkung des Teufels geschehen."

S. 148 **Michaele Steno — Stelle eines Raths der Vierzig** Vgl. die Anm. zu S. 149. — Der Rat der Vierzig, die sogenannte Quarantie, setzt sich aus vierzig Oberappellationsräten zusammen, die in letzter Instanz alle bürgerlichen Rechtssachen entscheiden. Sie richtet über alle peinlichen Fälle und Verbrechen, die der Rat der Zehn nicht anzunehmen pflegt. Nach diesem steht sie im höchsten Range. Vgl. Le Bret I S. 381, 384, 655 u. ö. desgl. Maier II, 144 ff.

S. 149 **der in Treviſo in toller Hitze am Fronleichnamsfeſte dem Biſchof ins Geſicht ſchlug** Vgl. Le Bret II, 1 S. 39: Die Vermuthung des Volkes war nach den unheilverkündenden Vorgängen bei der Landung des Doge (vgl. S. 131), „Faliers Regierung müsste eine der unglücklichsten seyn. Ihre Vermuthung ward auch durch den Erfolg bestätiget; und in der That konnte man aus seinem ganzen Gemüthscharaktere, und aus dem, was schon mit ihm vorgegangen war, schliessen, wie gefährlich es für einen Freystaat werden könne, wenn hitzige Köpfe das Ruder führen. Davon hatte Falier schon in Treviso, wo er Podesta war, Beweise gegeben. Als man das Frohnleichnamsfest, das die Republik durch einen ausdrücklichen Befehl vom Jänn. 1295 in allen ihren Staaten zu feyern befohlen hatte, in Treviso begieng, und der Bischof der Stadt eine Weile mit seiner Procession sich verzögerte: so gab ihm Falier nicht nur

öffentlich einen anzüglichen Verweis in den schimpflichsten Ausdrücken, sondern schlug ihn auch, in Gegenwart aller Edelleute der Stadt, in das Gesicht, welches seinen Namen stinkend machete." — **Schlacht, die Nicolo Pisani bei Portelongo gegen den Doria verloren** Le Bret fährt nach den eben zitierten Worten fort: „Unter seiner Regierung eräugnete sich auch wirklich keine erfreuliche Begebenheit; sondern die Republik wurde von einem Unfalle in den andern gestürzet". Es wird nun zu ausführlich, als dass sich der Abdruck an dieser Stelle lohnen könnte, das „Unglückliche Gefecht des Pisani bey Portolongo" (S. 39—40) geschildert. — **einen Liebeshandel mit Annunziatas vertrautestem Kammermädchen anzuspinnen** Nach Le Bret II, 1 S. 41 f. möge hier die interessanteste Partie der Hoffmannschen Quelle, wie er sie in unserm Textabdruck S. 149—161 verarbeitet hat, abgedruckt werden: „Marin Falier hatte eine junge und schöne Gemalinn, welche unter den jungen Edelleuten viele Verehrer fand. Unter andern hatte auch Michael Steno, ein Mann von grossem Anhange, der eben damals die wichtige Stelle eines Hauptes des Raths der Vierzig bekleidete, die Ehre, in einem vertrauten Umgange mit dem Hause des Doge zu stehen. Ob er ein Liebesverständniss mit einem Kammermägdchen der Dogaressa gehabt, oder ob er der Treue der Gemalinn selbst nachgestellet, ist ungewiss. Zuverlässig aber ist es, dass der alte Falier vor Eifersucht ganz ausser sich war, und weder Mässigung noch Klugheit beobachtete. Der erste Donnerstag in der Fastnacht, dem Falier als Doge beywohnete, *(il giovedi grasso)* ein in Venedig für das Volk sehr erfreulicher Tag, wo gewisse Uebungen und Feyerlichkeiten zum Vergnügen des Pöbels angestellet werden, entdeckete die Heftigkeit seiner Leidenschaft. Es pfleget sich immer hierbey der Doge mit seinem Gefolge von Staatsräthen auf dem gerade vor dem kleinen Platze überstehendem Gange einzufinden, und an der Freude des Volkes Theil zu nehmen. Es wird ihm von einem Manne aus dem Pöbel, der aus dem Meere an befestigten Seilen bis auf den S. Marcusthurm in einer Maschine, die einem kleinen Schiffe gleicht, fährt, und von hier wieder wie ein Pfeil hinab bis zu dem Orte schiesst, wo der Doge sitzt, ein Blumenstrauss überreichet. Ist der Doge vermählet, so hat die Dogaressa die Ehre, dieser Feyerlichkeit mit beyzuwohnen; und dieses geschah eben im Falle des Falier. Der schöne Michael Steno erschien ebenfalls, um der Dogaressa im Gesichte zu seyn, und stieg auf das Gerüst, wo sie sass. Auf einmal entbrannte der Eifer des Doge, und er gab mit stolzer Hitze den Befehl, den Steno vom Gerüste zu entfernen. Diese Beschimpfung zog sich Steno zu Herzen

und sann auf Rache. Unverzüglich gieng er nach Hause, vermummete sich, und erschien wieder auf dem Gerüste. Indessen hatte er ein kleines Zettelchen geschrieben, das er unvermerkt an dem Sitze des Doge fest machete, worauf er sich davon schlich. Auf dem Zettelchen stunden nach venetianischer Mundart folgende Worte:

Il Dose Falier delia bella muier.
I altri la gode è lù la mantien.

D. i. Doge Falier, der die schöne Frau hat.
Andere geniessen sie, und er unterhält sie.

Von der ganzen Sache wusste niemand nichts, als die vertrautesten Freunde des Steno. Man fand das Zettelchen und brachte es dem Doge, der voll bitterer Galle Himmel und Erde bewegete, und Genugthuung verlangete. Die Signorie nahm zwar die Beschimpfung ihres Hauptes übel, forderte aber Beweis; damit man den Schuldigen zuverlässig wüsste. Alles was man thun konnte, war dieses, dass man den Avogadoren Befehl gab, den Schuldigen zu entdecken, und diesen gelang es, dass sie auf sichere Spuren stiessen. Michael Steno gestund es aufrichtig, dass er der Thäter sey, schob aber die Schuld auf den Doge selbst, der ihn bey einer so feyerlichen Gelegenheit empfindlich beleidiget hätte. Die Signorie befand sich in der grössten Verlegenheit. Sie gab im Herzen dem Steno Recht, und sollte doch den Frevel strafen. Der grosse Anhang, den Steno hatte, wusste es so einzuleiten, dass diese Rechtssache nicht dem Rathe der Zehen, sondern der Quarantie übertragen wurde, wovon Steno selbst eines der drey Häupter war. Dieses war ein redender Beweis, dass man diese Art von Verbrechen nicht als ein Staatsverbrechen betrachtete. In der That war auch das Endurtheil sehr gelinde. Steno wurde bloss zu einem monatlichen Verhafte verdammet."

S. 152 **Giovedi grasso** — Der fette Donnerstag, der Donnerstag vor Fastnacht. An diesem Tage wird die im 12. Jahrhundert erfolgte Gefangennehmung des Patriarchen Ulrich von Aquileja und seiner zwölf Chorherren gefeiert. Unter der Bedingung, jährlich 12 Schweine und einen Ochsen nach Venedig zu schicken, wurde er und seine Chorherren freigelassen. Dem Ochsen, unter dem der Patriarch vorgestellt werden sollte, wurde der Kopf abgeschlagen, die Schweine aber, unter denen die Domherren verstanden werden müssen, wurden vom Markusturm heruntergestossen. Über die Geschichte dieses Vorgangs vgl. Le Bret, I S. 323 f. Später fiel dieser Teil der Feierlichkeit fort, und nur einigen Ochsen wurde der Kopf abgeschlagen, ausserdem fand die von Hoffmann nach Le Bret (vgl. in der vor. Anm.) erzählte Seilfahrt statt. Etwas anders erzählt Maier II, 290 ff. die Feierlichkeit.

S. 154 **Bertuccio Nenolo** Vgl. Anm. zu S. 171.

S. 157 **ein Grieche** Vgl. Anm. zu S. 136.

S. 159 **er reichte ihr den Strauß** Eine entfernte Ähnlichkeit mit diesem Vorgang hat die Szene in L. A. v. Arnims „Halle und Jerusalem" (Heidelberg 1811. S. 167 ff.), wo Cardenio verkleidet am Fischerstechen teilnimmt und von Olimpien die Preiskette erhält. — *Il Dose Falier* u. s. w. Vgl. in der Anm. zu S. 149.

S. 160 *vecchio Pantalone* In der italienischen Maskenkomödie stellt Pantalone den Vater und betrogenen Alten dar. Sein Geburtsort ist Venedig, was schon aus seiner Kleidung hervorgeht. Sein Dialekt war auf allen italienischen Bühnen venetianisch.

S. 161 **Von dem Rate der Zehen wurde die Sache verwiesen an die Quarantie** Vgl. am Schlusse der Anm. zu S. 148. — Der Rat der Zehen besteht aus 17 Gliedern, dem Dogen, als ständigem Präsidenten, seinen sechs Räthen, die alle 8 Monate gewechselt werden, und zehn Senatoren, die alljährlich vom grossen Rate gewählt werden. Von ihnen hat das Tribunal seinen Namen. Von diesem Gerichte finden sich schon 1173 einige Spuren, 1310 nach der Verschwörung des Tiepolo erstand es mit allen seinen Schrecken wieder und blieb von da ab das höchste Gericht in allen Staatsverbrechen. Vgl. Le Bret I, 694 ff. II, 408, 656 u. ö., Maier II, 93 ff. — Über die Quarantie vgl. i. d. Anm. zu S. 148.

S. 162 **Dottore Giovanni Basseggio** Den Namen wählte Hoffmann willkürlich aus der Reihe der Verschworenen, unter ihnen war ein Johannes Basseggio, vgl. Le Bret II, 1 S. 45.

S. 166 **sich dem Meer vermähle** Vgl. Anm. zu S. 132.

S. 167 **unter der Regentschaft Peter Ursolus des Zweiten — jener Feierlichkeit erster Ursprung** Der Ursprung der Feierlichkeit fällt in das Jahr 998. Die von Croaten und Narentanern bedrohten Dalmatier schickten in ihrer Not eine Gesandtschaft an den Dogen von Venedig, ihnen zu helfen. Peter Urseolus liess eine Flotte ausrüsten und stieg selbst am Himmelfahrtsfeste an Bord. Noch am selben Tage fuhr er in den Hafen von Equilus ein. Le Bret sagt (Bd. I S. 240): „Dieser Zug, welcher ihm unendliche Ehre brachte, und die Macht der Republik so sehr erweiterte, ist der erste Versuch, die Herrschaft über die adriatische See an sich zu bringen. Es ist aber dieses auch der Ursprung der grossen Feyerlichkeit, welche der Doge und die Signorie von Venedig alle Jahre am Himmelfahrtsfeste begeht." Le Bret nennt es ein Staatsfest, „weil es die Oberherrschaft über die adriatische See bezeichnen solle." — „Dieses Fest haben die Venetianer dem Doge Peter Urseolus

zu danken, der seine kühnen Blicke zuerst auf Dalmatien gewandt, und durch Eroberung einiger Oerter den Grundriss der Herrschaft über das Meer entworfen hat." Vgl. ferner Anm. zu S. 132. — **trat der Alte — heraus auf die Balustrade vor seinem Hause bei San Giorgio Maggiore** (vgl. Anm. zu S. 141) — **Ein junger Mensch in Schifferkleidung stieß in ein muschelartig gewundenes Horn** u. s. w. Mit diesen und den folgenden Worten schildert Hoffmann die Szene, die Kolbes Bild darstellt. Vgl. die beigefügte Reproduktion.

S. 169 **schon seit langer Zeit eine Verschwörung wider die Signorie gereift, an deren Spitze der Doge selbst stehe** Vgl. die Anm. zu S. 171.

S. 170 **seit kurzer Zeit der schmählichen Gefangenschaft des wilden Morbassan entgangen** Eine Hoffmannsche Combination. — **wurde jedem, dem man Gemächer einräumte, verboten, die Schlüssel bei der Abreise an sich zu behalten** Über den Fontego vgl. Anm. zu S. 128. Ausserdem vgl. Le Bret I S. 626 f.: „Schon mit dem Anfange des dreyzehenten Jahrhunderts kamen viele Deutsche in Venedig an, welche ihre Manufacturen allda ausbreiteten, ihre Waaren verkaufeten und die orientalischen Producte einkauften und in ihrem Vaterlande verbreiteten. Man bewunderte ihre Aemsigkeit, und man verschaffte ihnen alle mögliche Vortheile. Man bestimmete ihnen daher einen gewissen Ort, wo sie mit ihren Waaren anlanden und sich zusammen aufhalten konnten. Dieses ist der noch jetzo so genannte *Fontego de' Tedeschi*, das Niederlagshaus der Deutschen. Man hatte in demselben sechs und funfzig Kammern oder Zimmer zubereitet, worzu den Deutschen bey ihrer Ankunft die Schlüssel gereicht wurden, welche sie bey ihrer Abreise der Obrigkeit wieder zustelleten. Es war ihnen bey schwerer Strafe verbothen, diese Schlüssel für sich zu behalten, damit man allemal den ankommenden deutschen Kaufleuten Zimmer genug einräumen könnte" u. s. w. Es folgt dann eine Darstellung über die Aufsicht und Controlle des Fontego, hier wird auch der Fontegaro erwähnt.

S. 171 **Anton Dalbirger** Vgl. auch die „Vorbemerkungen". — **Es ist bekannt, daß der Schimpf, den Bertuccio Nenolo von dem über die Seerüstungen gesetzten Dandulo, der ihm bei einem Streit ins Gesicht schlug, erfahren, ihn bewog, mit dem ehrgeizigen Schwiegersohn sich wider die Signorie zu verschwören. Beide, Nenolo und Bodoeri, wünschten dem alten Falieri den Fürstenmantel, um selbst mit ihm zu steigen** Während Hoffmann die Verschwörung sehr kurz abwickelt (in unserm Text nur zwei kleine Octavseiten), nimmt sein Vorbild Le Bret fünf stattliche grosse Quartseiten

dafür in Anspruch. So interessant es auch nun wäre, die Quelle mit der Erzählung in Parallele zu stellen, würde doch die Aufnahme dieser umfangreichen Partie in die Anmerkungen manchem als überflüssig erscheinen. Ich beschränke mich deshalb darauf, nur die wichtigsten Parallelstellen auszuziehen, anderes mit eigenen Worten kurz zusammenzufassen. Hoffmann weicht in einigem von seiner Quelle ab, worüber im folgenden berichtet wird, anderes ergänzt er aus seiner Fantasie und errichtet so ein sehr künstliches Gebäude mit grosser Geschicklichkeit. Zu unserer, dieser Anmerkung vorgesetzten, Stelle möchte ich aber doch gern Le Brets Worte selbst geben, um Hoffmanns Technik beleuchten zu können. Le Bret knüpft mit folgenden Worten unmittelbar an die Affaire Michael Steno an, die wir in der Anm. zu S. 149 ganz ausgezogen haben: „Hierüber [also über das milde Urteil der Richter] war der Doge höchst misvergnüget, den die Rachgier so entflammete, dass er ohne Rückhalt von der Unbilligkeit der Edlen sprach. Ihm, als einem der stolzesten Fürsten, der von Jugend auf, wegen seines Reichthums, der Verehrung gewohnet war, kostete es zu viele Verleugnung, seinen Nacken den strengen aristokratischen Gesetzen zu unterwerfen. Er fieng an, alle Anverwandte des Steno und die Beysitzer der Quarantie zu verfolgen; und sein Hass breitete sich nach und nach über alle Grossen der Stadt aus, die seinen Absichten im Wege stunden. Bey jeder Gelegenheit gab er Beweise davon; und die Gemüther wurden nach und nach so erbittert, dass man einer der heftigsten Gährungen entgegen sah. Zum Unglücke eräugnete sich bald hernach ein ähnlicher Zufall, der zur Entwickelung der Absichten des Doge dienete. Johannes Dandulo, dem die Aufsicht über die Seezurüstungen übertragen war, hatte in einem Zimmer, wo die obrigkeitlichen Personen dieses Magistrats zusammen zu kommen pflegeten, sich mit dem Admirale Bertuccio Israel, zugenannt Nonolo [so!], in ein Gespräch eingelassen, und etwas von ihm verlanget. Als ihm dieser erfahrene Seemann, der unter dem Pöbel einen ausserordentlichen Anhang hatte, die Unmöglichkeit der Sache vorstellete, so erhitzete sich Dandulo so sehr, dass er den guten Mann in das Gesicht schlug.“ Der Admiral, nicht gesonnen, den Schimpf ungerächt zu lassen, stellte Dandulo nach dem Leben, der sich an den Dogen um Hülfe wandte. Bertuccio wurde vor das Collegium gerufen und ihm bei Androhung schwerer Ahndung befohlen, dem Dandolo kein Leid anzuthun. Heimlich jedoch liess Falieri ihn zurück in sein Zimmer rufen, wo der Doge ihm seinen geheimen Groll entdeckte, wodurch Bertuccio noch mehr erhitzt wurde. Falieri sprach von der Demütigung des Adels und Bertuccio begriff ihn. Er bat den Dogen um seine Unterstützung und versprach die Zähmung der

Gewalttätigen, ja den Dogen zum Souverän von Venedig zu machen. Dieser versprach alles und entwarf mit ihm den Plan der Verschwörung gegen die Edelleute. Unter dem Pöbel ward der Hass gegen den Adel genährt, was dem Liebling des Volkes Bertuccio leicht fiel. Schiffer und Seeleute wurden bei dem Dogen eingeführt. Es bildete sich eine Partei von zwanzig Personen. Entdeckt wurde der Plan aber nur einem Schiffspatron Stephanus Trevisano, Philipp Calandario, „dem Antonius Dalebinder, einem Deutschen“ (aus dem Hoffmann seinen Antonio, Anton Dalbirger, gemacht hat) und einem Nicoletto Dono (die Italiener erwähnt Hoffmann nicht). Man sieht, dass bei Le Bret, also wohl nach der Geschichte, von einer Verbindung Bodoeris und Bertuccio Nenolos nicht die Rede ist. Im folgenden hält sich Hoffmann wieder an sein Vorbild, so wenn er sagt: — Man wollte — die Nachricht ausbreiten, die genueſiſche Flotte liege vor den Lagunen. In der Nacht ſollte dann die große Glocke auf dem Marcusturm gezogen und die Stadt zu erdichteten Vertheidigungen gerufen werden Bei Le Bret II, 1 S. 44 heisst es: „Nachdem sie glaubeten, dass nun alles zur Ausführung bereit sey, so berief der Doge den Nicolaus Cucholo, einen reichen Kaufmann von Venedig, seinen vertrauten Freund, und die andern zu sich und nahm mit ihnen die Verabredung funfzehen von ihnen sollten den 15ten April die Nachricht ausbreiten, die genuesische Flotte sey den Lagunen nahe. In der Nacht sollten sie die Hauptglocke auf dem Thurme des heil. Marcus anziehen, und die Stadt zur erdichteten Vertheidigung aufrufen. Auf dieses gegebene Zeichen sollten die Verschwornen sich versammlen, den S. Marcusplatz besetzen, und sodann von den Hauptplätzen der Stadt Besitz nehmen, die angesehensten Edlen ermorden, und den Doge als Souverain von Venedig ausrufen.“ (Wie man sieht, ist auch dieser letzte Satz von Hoffmann beinahe ganz wörtlich übernommen.) — Verſammlungen auf der Giudekka in Falieris Hauſe Dies Haus auf der Giudekka ist von Hoffmann erfunden, um der Szenerie des Kolbeschen Bildes eine tiefere Beziehung geben zu können. — rührte — einen Pelzhändler aus Piſa, Bentian geheißen, das Gewiſſen, er wollte ſeinen Freund — Nicolao Leoni — retten u. s. w. Le Bret schreibt (S. 44, gleich nach dem eben Zitierten): „Der Rath der Zehen hatte bisher auf alle diese Zusammenkünfte des Pöbels ein wachsames Auge gehabt, aber nichts zuverlässiges erfahren können, bis die Freundschaft eines Einzigen der Verschworenen für einen vom Rathe der Zehen ihnen die Sache entdeckete. Beltrand, ein Pelzhändler von Pisa, den andere auch Bemtial [so!] nennen, hatte unter den Zehen den Nicolaus Leoni zum Freunde und

Gevatter. Zu diesem verfügete er sich den 14ten in der Demmerung und bath sich die Erlaubniss aus mit ihm allein zu sprechen" u. s. w. Auch im folgenden stimmen Hoffmanns Worte mit seinem Vorbild überein.

S. 172 **In Gemeinschaft mit Giovanni Gradenigo und Marco Cornaro berief er nun den Rat der Zehen nach St. Salvator** Nach der Enthüllung des Pelzhändlers, erzählt Le Bret, kleidete sich Leoni unverzüglich an und begab sich zu Johannes Gradenigo, „dessen Eifer für die Erhaltung der Stadt ihm bekannt war". „Beyde eileten zum Marcus Cornaro, und kehreten in das Haus des Leoni zurück, wo sie in der grössten Stille den Rath der Zehen nach S. Salvator beriefen, weil sie in dem fürstlichen Pallaste sich nicht mehr sicher glaubeten." — **fand er den Turm stark besetzt von Arsenaltruppen** Le Bret berichtet, dass das Collegium der Zehen zu seiner Versammlung in St. Salvatore [im Sestier von S. Marco] die Häupter der peinlichen Quarantie und die fünf Friedensrichter zuzog, ihnen den Befehl gab, die Häupter der Sestiere (Quartiere) von Venedig zu beordern, und ihnen die sogenannten Arsenalotten (Leute, die im Arsenale dienten) zuteilte, um die Verschworenen eiligst festzunehmen. Der Markusturm wurde in aller Stille besetzt, damit niemand die Glocken ziehen konnte. — Einige Verschworene fassten aber, trotz der noch so geheimen Anordnungen, Argwohn und entkamen, so alle Edle, deren Namen Le Bret anführt, Hoffmann aber nicht nennt. Nur sechzehn wurden ergriffen, unter ihnen Bertuccio, wie Hoffmann auch sagt: — **Bodoeri** (der, wie gesagt, von Le Bret gar nicht bei der Verschwörung genannt wird) — **Nenolo — sind in der Gewalt der Signorie.** Die von Le Bret genannten Schiffspatrone und Freunde des Admirals (Nenolo), die erwischt wurden, führt Hoffmann nicht an, unter ihnen findet sich auch Antonius della Binde (Dalebinder s. o.), der also nach der Historie mit den andern gehängt wurde. Hoffmann sagt: — **Erdrosselt wurden sie auf dem kleinen Platze zur Seite des Palastes von der Galerie herabgelassen.** Le Bret schreibt (S. 45): „Zum schrecklichen Beyspiele anderer wurde noch in der Nacht das Todesurtheil über sie gefället; sie wurden erdrosselt, und am Strange auf dem kleinen Platze [der Piazzetta] zur Seite des Pallastes am Stricke zu den Fenstern dem Orte gerade gegen über herabgelassen, wo sonst der Doge den Feyerlichkeiten zuzuschauen pflegete."

S. 173 **wurde der alte Marino Falieri von dem Rate der Zehen verurteilt und auf der sogenannten Riesentreppe des Palastes hingerichtet** Wie Hoffmann S. 172 nach Le Bret erzählt, waren alle

Zugänge zum Palaste besetzt und der Doge in seinen Zimmern eingeschlossen worden. „Nie", sagt Le Bret, „hatte der Rath der Zehen einen schwerern Rechtshandel gehabt: nie aber war ihnen auch die Gelegenheit günstiger gewesen, ihre Erhabenheit über den Fürsten selbst darzuthun". Er führt dann den ganzen Prozess des näheren aus, schildert seinen Verlauf, nennt alle Namen, die „zur Errettung des Vaterlandes" beigetragen haben, und berichtet endlich von dem Ende des Dogen: „In seiner gewöhnlichen Hauskleidung erschien er vor seinen Halsrichtern, und wurde so überzeuget, dass er den Antheil an der Verschwörung und die Absichten derselben nicht leugnen konnte. Man führete ihn zurück und berathschlagete sich über die Strafe. Das Standrecht wurde ohne grosse Feyerlichkeiten gehalten, und der Doge zum Tode verdammet. Nachdem man die ganze Nacht über sich mit Hinrichtungen beschäfftiget hatte, so musste den 14ten September früh das Blut des Fürsten fliessen. Die Thore des Pallastes waren immer geschlossen, die Häupter der Zehen verfügeten sich in sein Zimmer, kündigten ihm das Todesurtheil an, nahmen ihm das Horn oder die fürstliche Mütze ab, liessen ihm aber die andern Talarkleider am Leibe. Aus grosser Gnade erlaubeten sie ihm, ein Testament zu machen, und in demselben, entweder für seine Seele, oder für wen er wollte, etwas zu vermachen, jedoch sollte die Summe nicht zweytausend Dukaten übersteigen. Hierauf wurde er von den Zehen selbst auf die sogenannte Riesentreppe im Pallaste geführet, wo einem Doge gemeiniglich die Krone aufgesetzet zu werden pfleget, und ihm der Kopf abgeschlagen, der über die Treppe hinab sprang. Sein Leichnam wurde gleich in einen Sarg geleget und in sein Begräbnis gebracht. Mit dem blutenden Degen zeigete sich das Haupt der Zehen auf der Tribune, die aus dem grossen Rathe auf den kleinen Platz geht, und schrye: Nun ist der Verräther des Vaterlandes hingerichtet." Es ist für Hoffmanns Technik bemerkenswert, dass er diese eindrucksvolle Schilderung von des Dogen Ende nicht weiter genutzt hat, sondern Falieris Tod mit wenigen Worten nur erwähnt. Gewiss wäre, hätte er es doch gethan, das Interesse des Lesers von Antonios und Annunziatas Vereinigung und tragischem Untergang abgelenkt worden, wodurch die künstlerische Wirkung der Novelle stark gelitten hätte. — **nach Chiozza** oder, wie es meistens heisst, Chioggia, südlich von Venedig.

S. 175 **Le Brets Geschichte von Venedig** Die von uns ständig zitierte Quelle Hoffmanns. Vgl. in den „Abkürzungen".

S. 176 **meinem Affen reichlichen Zucker darbieten** Vgl. Karl Friedr. Wilh. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon Bd. V (Leipzig 1880) Sp. 722. — **Ich kann mir wie der Professor Titel einbilden,**

römiſcher Kaiſer, oder wie der Pater Sgambari, Kardinal zu ſein „Der gelehrte Jesuite, Pater Sgambari, der auch einige Bücher geschrieben hat, sagt Muratori (Ueber die Einbildungskraft Th. 2. S. 8—9), bildete sich ein, dass er zum Kardinal kreirt wäre. Und es war ganz unmöglich, ihn von diesem ihm so sehr schmeichelnden Wahne zurück zu führen. — Diese einzige Thorheit abgerechnet, war sein Verstand gesund und zu wissenschaftlichen Untersuchungen aufgelegt. So oft junge Studirende zu ihm kamen, um sich bey ihm Zurechtweisung und Belehrung zu erbitten und ihre Bitte nur mit der Anrede an Ihre Eminenz anfingen, war er immer sehr umgänglich und that ihnen gern den ganzen Vorrath seiner Kenntnisse auf. Sicherlich wäre er genesen, wenn der Papst die Barmherzigkeit gehabt hätte, ihn wirklich zum Kardinal zu machen." (Aus: Johann Christoph Hoffbauer, Untersuchungen über die Krankheiten der Seele und die verwandten Zustände. Th. I, Halle 1802, S. 263 f. Vgl. auch Th. III S. 77.) Vgl. ferner: Reil, Rhapsodieen, 1803, S. 312, 316, 331 (dasselbe nach derselben Quelle). — Professor Titel, welcher römischer Kaiser zu sein glaubte, erwähnt Reil a. a. O. S. 312 nach Wagners Beitr. 1. B. 114. S. — **wie jene Frau des Trallinianus glauben, das Weltall ruhe auf meinem linken Daumen** Vgl. Reil a. a. O. S. 312 f.: „Endlich giebt es noch fixe Ideen, die keine unmittelbare Beziehung auf den Kranken haben und daher mit keinen hervorstechenden Leidenschaften verbunden sind. Der Art war der Wahn einer Frau, deren Trallianus gedenkt (De arte medica Lib. I. cap. 16), die den Mittelfinger nicht krumm machte, weil sie glaubte, die Welt stütze sich auf denselben". Thomas Arnold schreibt in seinen „Beobachtungen über die Natur, Arten, Ursachen und Verhütung des Wahnsinns oder der Tollheit" Th. I (Leipzig 1784) S. 124 f.: „Eine Frau, deren Alexander von Tralles gedenkt, hielt beständig ihren mittlern Finger in die Höh, weil sie glaubte, die ganze Erde auf demselben zu tragen, und war beständig ängstlich, ihr Finger möchte wancken, und die Welt nebst ihren Bewohnern zerstören."

S. 177 **meine Naſe ſei von Glas und leuchte in den ſchönſten Farben prismatiſch hinauf an Wand und Decke** Vgl. Reil a. a. O. S. 342: „Ein anderer glaubte eine gläserne Nase zu haben, ging deswegen nicht aus, damit sie nicht verunglücken möchte und schlief in einem Stuhl. Sein Arzt schlug ihm zur Sicherheit ein Nasenfutteral vor, und als er dies anlegte, zerbrach er ein Glas, das er heimlich in der Hand führte. Der Kranke hielt die niederfallenden Glasscherben für Ruinen seiner Nase und war ausser sich. Der Arzt versicherte, die Natur habe die Glasnase durch eine neu hervorgedrungene fleischerne abge-

stossen, wie ohngefähr der permanente Zahn den Milchzahn fortschiebe. Er brachte den Spiegel, der Kranke sah noch eine Nase, jeder zupfte, bog und schlug daran; sie blieb stehn, und er war es zufrieden, statt der gläsernen eine dauerhaftere Nase von Fleisch bekommen zu haben." Sehr lustig ist auch das, was Reil S. 341 erzählt: „Einen Büchermann mit gläsernen Beinen kurirte seine Magd. Sie warf ihm ein Stück Holz daran. Entrüstet sprang er auf, und entdeckte dadurch, dass die Beine wol nicht von Glas seyn möchten, weil er darauf stehen konnte" (diese Historie nach Arnold [s. o.] a. a. O. S. 134, der sie von van Swieten übernahm). Vgl. auch „Hundert lustige Bocksprünge" (Prag 1801) S. 6 f. „Der gläserne Mann". — **oder mich wie der kleine Schotte Donald Monro für einen Spiegel halten** u. s. w. Herr Professor Ellinger verweist mich hier in liebenswürdiger Weise auf J. D. Maucharts „Allgemeines Repertorium für empirische Philosophie" (1792 ff.) Bd. V, S. 33: „Donald Monro [ein sehr geschätzter Londoner Arzt, 1729—1792] hat sich von seiner ersten Jugend bis in sein Alter angewöhnt, alle Bewegungen, die er an andern erblickte, nachzumachen" u. s. w. — **meine *Anima sensitiva* habe mir, wie dem Chevalier D'Epernay, den Kopf kahl geschoren** „Der Ritter d'Epernay verlor unmittelbar nach einer viermonatlichen Geistesbeschäftigung, ohne irgend einen vorhergegangenen Krankheitszufall, den Bart, die Augenwimpern, die Augenbraunen, die Kopfhaare, kurz — alle Haare am ganzen Leibe" (vgl. [S. C. Wagener,] Gallerie wunderbarer Menschen und menschlicher Schicksale oder Skizzen aus dem Leben merkwürdiger Menschen u. s. w. Magdeburg 1810 S. 63). — **nach der Methode des Börhave, des Merkurialis, des Antius von Amyda, des Friedrich Kraft, des Herrn Richter, welche sämtlich sattsames Prügeln anraten und sanftes Maulschellieren** Schon Lichtenberg sagt (Verm. Schriften IV (1802), 465): „Bey Narren helfen die Stockschläge oft mehr als andere Mittel, durch sie wird die Seele erweckt, sich wieder an diejenige Welt anzuschliessen, aus der die Prügel kommen". Die grossen Reformatoren der Curmethode bei Wahnsinnigen wie Pinel und Reil wollen aber nicht allzuviel davon wissen. Doch sagt Reil (a. a. O. S. 196): „Es giebt Verrückte, die ein boshaftes Herz haben, absichtlich andere Menschen zu plagen suchen und dem widerstreben, was zu ihrer Genesung angeordnet wird. Diese können durch eine zweckmässige Züchtigung gebessert werden." Doch sollen die Züchtigungen nicht unmässig und grausam, oder der Gesundheit nachteilig sein. — Hermann Boerhaave (1668—1738) war einer der berühmtesten Ärzte seines Jahrhunderts, anfangs Theologe und Philosoph, auch Mathematiker, wandte er sich seit 1690 aus-

schliesslich der Medizin zu. 1709 wurde er zu Leyden Professor der Medizin. — Aetius [sol] aus Amida in Mesopotamien war ein christlicher Arzt des 6. Jahrhunderts („dabey aber auch gar abergläubisch", sagt Jöcher von ihm), gebildet zu Alexandria. Er bekleidete zu Byzanz die Würde eines Comes obsequii. Schrieb ein Werk über Pathologie. — Geronimo Mercuriali (Hieronymus Mercurialis) lebte 1530—1606 zu Forli und nimmt in der Reihe der gelehrten Ärzte eine der ersten Stellen ein, besonders sein Studium und seine textkritischen Schriften der altklassischen Ärzte sind rühmend hervorzuheben. — Friedrich Kraft und Herr Richter sind kaum nachzuweisen, besonders schwer ist letzterer aus der Reihe seiner berühmten oder bekannteren Namensvettern herauszufinden. Hoffmann hat sehr wahrscheinlich die ganze Serie vorstehender Namen aus irgendeinem curiösen Büchlein, das ihm in die Finger geraten, so übernommen, wie er sie fand. Man rät dabei zuerst auf Kristian Frantz Paullini's „Flagellum Salutis, Das ist: Curieuse Erzählung, Wie mit Schlägen Allerhand schwere, langweilige, und fast unheylbare Kranckheiten offt, bald und wohl curiret worden. Durch und durch mit allerley annehmlichen und Lustigen Historien, Selbsteignen Anmerckungen, auch andern feinen Merckwürdigkeiten, Bewährt und erläutert" (Franckfurt am Mayn, In Verlegung Friederich Knochens. 1698). In diesem amüsanten, komischen, höchst ergötzlich geschriebenen Werkchen treffen wir von den erwähnten Namen aber nur auf S. 86 den Merkurialis, von dem es heisst: „Hieronymus Merkulialis bezeugt, dass einige Medici allzuhagre Körper hätten mit Ruthen streichen lassen, damit sie dücker und feister würden" u. s. w. — Wesentlich wichtiger und Hoffmanns Citat eigentümlich beleuchtend ist das XII. Kapitel vom Podagra, wo wirklich ein Friedrich Kraft genannt wird. Es heisst S. 105 f.: „Jüngst habe ich auch erwehnet im dritten theil meiner zeit-kürtzenden erbaulichen Lust am 1055sten Blatt, wie ein sicherer Geistlicher wieder seine oftmalige, auch jezuweiln lang anhaltende, podagrische Fusssschmertzen zwar allerley versucht, aber nichts bewährters noch gemächlichers annoch befunden habe, als wenn er solche mitten in der Quahl mit frischen Bircken-Ruthen hurtig, und bis aufs Blut, streichen liess, als denn die Füsse in eine Gelte, oder Eimer voll frischen warmen, oder doch warm gemachten, Kuh-Mistes eine gute Weile setzte, da er denn fühlte, dass die Schmertzen ausdämpfften und sich verzögen, zwar nicht gäntzlich ausblieben, doch auch nicht so oft, oder bald wieder ansetzten, und durch dieses mittel sich ganz gemächlich begütigen liessen. Herr Friedrich Krafft aber, vormaliger Dechant zu S. Peter binnen Höxer, (aus dessen Munde ich dieses habe) hatte keinen Appetit zu solcher Cur, ungeachtet jener ihn versicherte, dass

wegen Podagrischer Wehen, er die Streiche entweder gar nicht, oder doch zum minsten nicht sehr empfindlich fühlte.“ Wir sehen aber aus dieser Stelle, dass Friedrich Kraft hier die gegenteilige Rolle, als Hoffmann sie ihm diktiert, spielt. Wir können auch Paullini anführen, wenn Hoffmann sagt: **Mein Vater heilte glücklich die zu große Reizbarkeit meines Herzens nach Rhases und Valuscus de Taranta, welche eine gute Tracht Schläge auf den H— als ein kräftiges Mittel wider die Liebe empfehlen** Das II. Kapitel: „Von der Melancholie“ beginnt (Paullini S. 25 f.): „Wenn einer für Liebe melancholisch, oder gar rappelköpfisch wird, und andere Mittel nicht zulangen wollen, greifft mann billich nach der Ruthe, womit manchem der Giebel hübsch gefegt worden ist. Wills nicht auf einmahl gleich hafften, so wiederhole es [hier Hinweis in Fussnote: Rhases L. I contin. c. 4. siehe unsre dem Citat folgende Notiz]. Valescus de Taranta sagt: [in Fussnote: Philon. L. I. c. 11. vgl. unsere Notiz] ists ein Jüngling, so peitsche seinen *culum* wohl, bessert er sich nicht so setze ihn unten in Thurm, und gieb ihm nichts als Wasser und Brot, bis er um schönes Wetter anhebe zu bitten. Denn mann muss dem bösen wehren mit harter Straffe / und mit ernsten Schlägen, die mann fühlt“. — Rhazes = A bu Bekr Muhammed Ben Zakarijja El Razi, geboren 805 zu Ray in Persien, wurde zu Bagdad Direktor des Krankenhauses, er starb 923 oder 932. Seine grosse Arbeit „Liber medicinalis Almansoris“ enthält auch eine Darstellung der Pathologie und war bis in das Mittelalter hinein eins der beliebtesten Lehrbücher in der medizinischen Fakultät, wie denn Rh. überhaupt unter den arabischen Ärzten die erste Stelle einnimmt. — Auf sein Hauptwerk „El-Hawi fi'l Tibb“ (lat. „Continens“ [beziehungsweise Inhalt der ganzen Medizin] zuerst gedruckt 1486) verweist Paullini an zitierter Stelle. — Valescus [so!] de Taranta, = Balescon de Tarante, stammt aus Portugal und scheint um 1380 nach Montpellier gekommen zu sein, er gehörte zu den Grössen der älteren Schule dieser Universität. Sein Werk „Philonomium pharmaceuticum et chirurgicum de medendis omnibus cum internis tum externis humani corporis affectionibus“, auf das in unserm Zitat auch Paullini verweist, hatte solchen Erfolg, dass er den Titel des I. Arztes Karls VI. von Frankreich errang. — Ebenso dürfen wir Paullinis Büchlein heranziehen, wenn Hoffmann sagt: **O ruft euch doch nur jenen venusinischen Prinzen ins Gedächtnis, dessen Campanella erwähnt!** u. s. w. Vgl. dort S. 77 den Anfang des zweiten Kapitels „Von Verstopffung des Leibes“: „Thomas Campanella, ein Prediger-Mönch, erzählt von einem Italianischen Fürsten, dass er niemals seine Nothdurfft habe thun können, wofern ihn nicht sein Diener

zuvor wohl abgeprügelt hatte, den er deswegen bloss zu diesem Dienst auff seinen Leib hielt" (in Fussnote: „L. III. Med. c. 5. art. 12"), wobei P. Campanellas Werk: „Medicinalium juxta propria Principia libri VII. Lyon, 1635" meint. Hier heisst es nach dem Original S. 111: „Princeps Venusiæ musica clarissimus nostro tempore cacare noch poterat, nisi verberatus a seruo ad id adscito." — Th. Campanella (1568—1639), dessen zahlreiche (82) Schriften in das Gebiet der Philosophie, der Naturwissenschaften, Astronomie, Astrologie, Theologie, Staatswissenschaften und der Medizin fallen, soll in seiner Philosophie manche Ähnlichkeit mit den Ansichten von Cartesius und Kant haben; sein Leben war sehr abenteuerlich. Einen grossen Abschnitt widmet ihm Adelung in seiner „Geschichte der menschlichen Narrheit oder Lebensbeschreibungen berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrsager, und anderer philosophischer Unholden" (vgl. hier Th. IV. Leipzig 1787 S. 81—160). — wie ich in meinem zwölften Jahre Werthers Leiden gelesen hatte Das wäre im Jahre 1788 gewesen. In den Kreislerianis sagt Hoffmann (vgl. Bd. I S. 420): „Goethes Werther veranlasste die weinerlichen Empfindeleien jener Zeit." Vgl. auch Bd. IV S. 78.

S. 178 Philadelphia (geb. am 14. August 1735) Ein seinen Zeitgenossen wohlbekannter Taschenspieler des 18. Jahrhunderts, dessen Name durch Lichtenbergs „Anschlag-Zeddel im Nahmen von Philadelphia vom 7. Jenner 1777" der Nachwelt erhalten worden ist (vgl. Lichtenbergs „Vermischte Schriften" Bd. III S. 231 ff.). Ich verweise hier auf den interessanten Aufsatz von Erich Ebstein „Jacob Philadephia in seinen Beziehungen zu Goethe, Lichtenberg und Schiller" (Zeitschrift für Bücherfreunde vom April 1911), der manches Neue bringt. Anzufügen wäre hier noch ein Aufsatz im 2. Bande der „Berlinischen Monatsschrift" (1783) S. 237 ff.: „Von Taschenspielerei und Taschenspielerphilosophie", der uns über die Art der Philadephiaschen Kunststücke unterrichtet, die durchaus nicht über den Rahmen des allgemein Bekannten hinausgehen. Das zeigen schon die Zauberbücher, die seinen Namen tragen, von denen ein in meiner Sammlung befindliches folgenden Titel führt: „Pinetti, Philadelphia und Enslin, oder die enthüllten Zauberkräfte, eine Sammlung auserlesener leicht auszuführender magischer-chemischer und Karten-Kunststücke, nebst den interessantesten Scherz- u. Pfänderspielen u. s. w. 2 Theile. Hamburg und Altona 1811—1812". — Der allbekannte Emanuel Swedenborg (1688—1772) bedarf wohl keiner weiteren Anmerkung. Vgl. auch Bd. I Anm. zu S. 211. — ein sehr hübsches Bild unseres wackern Karl Kolbe — Bild auf der Kunstausstellung Hinweis auf die

S. 194 folgende Erzählung vom Meister Martin. Der Taschenbuchdruck hatte, wie auch in den „Lesarten“ (vgl. S. 325) zu sehen, den Untertitel: „Nach einem Gemälde, die Werkstatt eines Böttchers vorstellend, von C. Kolbe“ u. s. w. Des näheren vgl. in den „Vorbemerkungen“.

S. 179 **Herr von Jaques — als er den Monsieur Probstein im Walde gefunden** Vgl. Shakespeare, Wie es euch gefällt Aufz. II Sz. 7. — **vortrefflicher Eilfer** Den herrlichen Wein, den das Kometenjahr 1811 hervorbrachte, erwähnt Hoffmann auch in den „Abenteuern der Sylvester-Nacht“ (vgl. Bd. I S. 347 f.), wo der stattliche Ulanenoffizier von jenem Manne erzählt, der im Jahre 1794 auf die verfluchten Kerle wütend gewesen sein will, die nicht mit dem Eilfer herausrücken wollten. Auch das Jahr 1911, in dem vorliegender Band ausgearbeitet wurde, verspricht getreu nach dem hundertjährigen Kalender einen gleich edlen Tropfen, während das Kometenjahr 1910 als ein sehr minderwertiges Weinjahr zu verzeichnen ist.

S. 180 **Olivarius Textdreher** Anspielung auf den Pfarrer dieses Namens in Shakespeares „Wie es euch gefällt“. — **was du mit deinem trunknen Poeten, der Lebenserfahrung in den Weinhäusern sammelt, und mit seinem Mann im blauen Frack meinst** Lothar-Hoffmann bezieht die Anspielung Vinzens' auf sich. Vielleicht haben wir unter dem Mann im blauen Frack Devrient zu verstehen (vgl. S. 179 unten: „ein grosser hagrer Mann — spricht geläufig Deutsch“ — wohl mit Hinsicht auf seinen Namen). Auch auf Chamisso könnte es passen, dessen Stammlokal die Kellerwirtschaft „Kellerhals“ war, die Hoffmann in den „Abenteuern der Sylvesternacht“ (vgl. Bd. I S. 347 ff.) schildert (vgl. Wilhelm Chezy, Helmina und ihre Söhne. Bd. I, Schaffhausen 1863, S. 256). — **erst auf die Kapelle** „Capellen [vom lat. cupella, kleines Gefäss], deren man sich auf Bergwercken gebraucht, sind von Asche und gebrannten Beinen verfertigte Näpflein, so oben auf eine glatt geschlagene Kaut oder Grüblein haben, worauf die Probirer ein gemengtes Silber, nebst einem Theile reines Bleyes setzen, und im erhitzten Probir-Ofen so lange stehen lassen, bis das Bley von der Hitze verzehret, und in die Lücken der Capelle kriecht, wohin es allen Zusatz des Silbers mit sich nimmt, dass das Silber-Korn alleine stehen bleibet“ (Joh. Hübner, Natur-Kunst- u. s. w. Lexikon, 1755, Sp. 412).

S. 181 **Beethovens Messe** Gemeint ist Beethovens Missa solemnis in C-dur. Op. 86. Hoffmann schrieb über sie einen grossen Aufsatz, der sich in der Allg. Musikalischen Zeitung vom 16. und 23. Juny 1813 findet, mit vielen Notenbeispielen, den wir dem Bande unserer Ausgabe, der die musikalischen Schriften bringen wird, einverleiben werden. S. 182

Z. 12 v. u. beginnt in unserm Text die Partie, die Hoffmann diesem Aufsatz entnommen hat, S. 186 Z. 13 v. o. setzt dann mit den Worten: „Keine Kunst, glaube ich" u. s. w. die Partie aus seinem, ebenfalls für die Allg. mus. Ztg. vom 31. August, 7. und 14. September 1814 geschriebenen, Aufsatz über „Alte und neue Kirchenmusik" ein. S. 192 Z. 3 v. u. wird das Thema der Beethovenschen Messe wieder aufgenommen.

S. 183 **Gloria—Credo—Sanktus—Benediktus—Dona—Kyrie** u. s. w. Vgl. über den Gang der Messe Bd. III Anm. zu S. 137. — **in den Messen aus C-Dur und D-Moll von Joseph Haydn.** In den bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienenen 9 Messen ist No. 5 eine Missa solemnis in honorem Stae. Caeciliae in C-dur (komponiert ca. 1780) und No. 7 eine Missa Cellensis (Maria-Zeller-Messe) in C-dur (komp. 1782), No. 3 eine Missa solemnis (Nelson-Messe) in D-moll (komp. 1798). — Über Haydn spricht Hoffmann in den Kreislerianis (vgl. Bd. I S. 56 f. vgl. auch S. 394). Die Haynd'sche Messe aus dem D-moll wird im „Sanctus" erwähnt (vgl. Bd. III S. 142 u. Anm. dazu). — **Hasses** Über Joh. Adolph Hasse vgl. Bd. I Anm. zu S. 409 und Eitner (s. unter „Abkürzungen") V, 36. — **Naumanns** Johann Gottlieb **Naumann** (1741—1801) vgl. Eitner VII, 151. — **Leo** Leonardo Leo (1694—1744) vgl. Eitner VI, 134. — **Durante** Francesco Durante (1684—1755) lebte meist in Neapel, die Nachrichten über sein Leben sind spärlich und unzuverlässig, vgl. Eitner III, 284. — **Benevoli, Perti** Vgl. Bd. I Anm. z. S. 66.

S. 184 **daß die ältere Kirchenmusik der Italiener sich zu der neueren deutschen verhalte wie die Peterskirche zum Straßburger Münster** Vgl. Bd. I S. 66.

S. 185 **Mozart — in seinen beiden bekannteren Messen aus C-Dur** In dem Aufsatz in der Allg. Mus. Ztg. „Alte und neue Kirchenmusik" lässt sich Hoffmann eingehender über Mozarts Messen aus: „Mozarts Messen, die er jedoch bekanntlich auf erhaltenen Auftrag nach der ihm vorgeschriebenen Norm komponierte, sind beinahe seine schwächsten Werke" u. s. w. Vom Requiem sagt er aber auch an dieser Stelle: „Sein Requiem ist wohl das Höchste, was die neueste Zeit für den kirchlichen Kultus aufzuweisen hat."

S. 187 **Ambrosius — Gregor** Vgl. die folg. Anm.

S. 188 **in dem sogenannten *Canto fermo*, in den Antiphonien** Unter Antiphonien verstand man in der altgriechischen Musik den gleichzeitigen Gebrauch der Klänge eines Intervalls, genau dem Wortbegriffe entsprechend (vgl. Aristoteles). Antiphonisch = gegeneinanderklingend. Spätere Schriftsteller verstehen indessen unter Antiphonie das Intervall

der Oktave oder der Doppel-Oktave mit dem Grundton, wahrscheinlich weil die Oktave damals das einzige Intervall war, von welchem eine antiphonische (zweistimmige) Folge angewendet werden konnte. In der christlichen Kirche war die Antiphonie der schon in sehr früher Zeit angewandte Wechselgesang zwischen Priester und Chor oder zwischen mehreren Chören. Ihre Einführung in die römische Kirche wird dem Bischof Ambrosius (340—397) zugeschrieben. Unter dem Ambrosianischen Gesange versteht man eine eigenartig rhythmisch-melodische Singweise, in der sowohl Elemente des Wechselgesanges der morgenländischen Kirche als auch rezitativische Kadenzen aus der altgriechischen Musik enthalten sind. Pabst Gregor I (590—604) sammelte die älteren Kirchengesänge, reinigte, vermehrte und ordnete sie nach dem Jahrescyklus und notierte sie in einem Antiphonar. Dies war an eine Kette am Altar der Apostel gelegt und sollte mit seinen Gesängen und Melodien unveränderlich bleiben, weshalb man sie den Canto fermo (Cantus firmus — Chant donné = fester Gesang) nannte. — **Guido von Arezzo tiefer in die Geheimnisse der Tonkunst eingedrungen** G. v. Arezzo, ein Mönch des zwischen Ravenna und Ferrara gelegenen Benediktinerklosters Pomposa wirkte in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Sein Leben und sein Schaffen liegen im Dunkel. Durch seine musikalischen Erfindungen und Verbesserungen galt er für den berühmtesten Musiker des Mittelalters. Vgl. Eitner IV, 417.

S. 189 **die sechsstimmige Messe, die Palestrina — im Jahr 1555? — komponierte —** *Missa Papae Marcelli* Über Palestrina vgl. Bd. III Anm. zu S. 150, dsgl. Eitner VII, 295. Auf dem Concilium zu Trient (1562) war auch die seit Jahrhunderten für nötig erachtete Reinigung der Kirchenmusik zur Sprache gekommen. Die von Hoffmann erzählte Anekdote findet sich bei Mendel-Reissmann (s. Bd. I S. 506) VIII, 4. Palestrinas drei berühmte Messen, die dritte ist die von Hoffmann genannte Missa Papae Marcelli, fallen in das Jahr 1565.

S. 190 **Pietro von Cortona** eigentlich P. Berettini (1596—1669), italienischer Maler und Architekt. Einer der letzten Eklektiker von grosser schöpferischer Kraft und bedeutendem Talent, allerdings ohne besondere Tiefe der Auffassung und nach Effekten in Lichtwirkung und Kolorit strebend. Fünf Säle des Palastes Pitti schmückte er mit Fresken, die meisten Gemälde von ihm birgt wohl der Louvre zu Paris. Bilder von ihm sah Hoffmann im Museum zu Dresden. — **Caldara** Antonio Caldara (geb. 1670 zu Venedig, gest. 1736 zu Wien), vgl. Eitner II, 272. — **Bernabëi** Gioseffo Antonio Bernabëi (geb. 1659 zu Rom, gest. 1732 in München), vgl. Eitner I, 465. — **Scarlatti** Alessandro Sc. (geb.

1659 auf Sizilien, gest. 1725 zu Neapel), vgl. Eitner VIII, 450. — **Marcello** Benedetto M. (1686 zu Venedig geb., starb 1739 in Brescia), vgl. Eitner VI, 310. — **Lotti** Antonio L. (geb. 1667 zu Hannover [?], gest. 1740 zu Venedig), vgl. Eitner VI, 225. — **Porpora** Nicolo P. (geb. 1686 zu Neapel, gest. ebenda 1767), vgl. Eitner VIII, 19. — **Bernardo** Die bei Eitner I, 471 angeführten sieben Bernardos kommen nicht in Frage, auch wohl nicht Steffano Bernardi (16. Jahrh.), der geistliche Gesänge komponiert hat (vgl. Eitner I, 469), wir werden wohl für Bernardo Leonardo zu lesen und das folgende Komma zu streichen haben. So lautet auch im Druck des Aufsatzes „Alte und neue Kirchenmusik" in der Allg. Mus. Ztg. an der entsprechenden Stelle der Text: **Leonardo Leo.** Über ihn vgl. in Anm. zu S. 183. — **Valotti** Francesco Vallotti (geb. 1697 zu Vercelli, gest. 1780 zu Padua), vgl. Eitner X, 31.

S. 191 **des herrlichen Meisters Fasch** Nicht Johann Friedrich Fasch (geb. 1688 zu Buttelstädt bei Weimar, gest. 1757 oder 1758 zu Zerbst, vgl. Eitner III, 393) meint Hoffmann hier, sondern dessen Sohn Carl Friedrich Christian Fasch (1736—1800), angestellt in der Kapelle Friedrichs des Grossen. Sein sechzehnstimmiges Kyrie und Gloria wurde später doch noch gedruckt. Im ersten Abschnitt der „Alten und neuen Kirchenmusik" in der Allg. Mus. Ztg. nennt ihn Hoffmann „den herrlichen, frommen, jetzt beinahe vergessenen Fasch".

S. 193 **bessere Worte zu ersinnen, als er, Händel, sie in der Bibel finde** Ähnlich ist die Anekdote, die sich in „Dr. Karl Burney's Nachricht von Georg Friedrich Händel's Lebensumständen. A. d. Engl. übers. v. J. J. Eschenburg. Berlin und Stettin 1785" S. XLIII findet: „Bey der Krönung Seiner Majestät, Georgs des Zweyten, im Jahr 1727 wurden ihm Texte zu den Motetten von den Bischöfen zugesandt. Darüber ward er verdriesslich und aufgebracht, weil er glaubte, man halte ihn für unwissend in der heiligen Schrift. ‚Ich habe meine Bibel fleissig genug gelesen, sagte er, und werde mir die Sprüche selbst aussuchen.' Und wirklich traf er auch in den Worten: ‚Mein Herz dichtet ein feines Lied,' eine sehr kluge Wahl, und wurde dadurch zu den herrlichsten Gedanken veranlasst. Man sang diese Motette bey der Krönung während der Huldigung der Pairs." — *Ave maris stella* Bekanntlich komponierte auch Hoffmann einen Hymnus: Ave maris stella! Dei mater alma atque semper virgo! u. s. w., dessen von Hans Pfitzner besorgter Klavierauszug dem „Kreislerbuch" Hans von Müllers, Leipzig 1903, beigegeben wurde. Der Hymnus wurde aus der Handschrift der „Canzoni per 4 voci alla capella' für zwei Schlüssel transponirt.

S. 195 **vor dem wundervollen Bau des Brunnens am Markte** Gemeint ist der sogenannte schöne Brunnen, wie man sagt, von Meister Heinrich dem Palier erbaut (Ende des 14. Jahrhunderts), mit vielen schönen steinernen Figuren. Christoph Gottlieb von Murr schreibt 1778 in seiner „Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten in des H. R. Reichs freyen Stadt Nürnberg" (S. 139), dass drei Brüder, die man noch nicht habe ausfindig machen können, ihn verfertigt hätten. Vgl. auch Wagenseil S. 112 ff. — **das Grabmal in St. Sebald** Hoffmann denkt an das berühmte Bronzegrabmal des heil. Sebaldus in der St. Sebalduskirche, von Peter Vischer und seinen Söhnen (1508—1519) gefertigt. Vgl. Murr a. a. O. S. 38 ff. Eine Abbildung in Kupferstich auch im Wagenseil (zu S. 64). — **das Sakramentshäuslein in St. Lauren;** Das herrliche Kunstwerk von Adam Kraft in der St. Lorenzkirche (vom Ende des 15. Jahrhunderts), auch davon eine Abbildung im Wagenseil (zu S. 66). — **auf der Burg** Die alte Kaiserburg (aus dem 11. Jahrhundert) auf einem Hügel die Stadt überragend. — **auf dem Rathause Albrecht Dürers tiefsinnige Meisterwerke betrachtend** Die Gemälde im „grossen Saal" des Rathauses sind nach Entwürfen Dürers, doch befanden sich im „schönen Saale", in der „Silberstube" u. s. w. Originale, die auch Murr a. a. O. (S. 390—417) anführt. — **jener treuherzigen Verse des Paters Rosenblüth** Hoffmann entnahm sie dem Wagenseil (S. 9). Vgl. dazu: „Der Spruch von Nürnberg, beschreibendes Gedicht des Hans Rosenplüt, genannt Schnepperer. Der ursprüngliche Text mit Erläuterungen als Programm der K. Studienanstalt zu Nürnberg u. s. w. herausgegeben von Karl Lochner. Nürnberg 1854". 4° 34 Seiten. S. 3 heisst der Text: „O nürnberg du vil edler fleck / dein ern polez steckt an dem zweckk / den hat dein weisheit dor an geschossen / die warheit ist in dir entsprossen" u. s. w. Hans Rosenblüt, genannt der Schnepperer (1430—1460), ein nürnbergischer Dichter und Meistersänger, wurde an Derbheit („Frechheit" sagt Bouterwek) seiner Fastnachtsscherze schwerlich von einem Zeitgenossen übertroffen. Er wird als ein geistvoller Kopf, kräftiger Sittenmaler und Meister der Sprache gezeichnet (sechs seiner Schauspiele sind in Gottscheds „Nöthigem Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" [Leipzig 1757] zu finden). Mehreres über ihn in Friedr. Bouterweks „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit" Bd. IX (Göttingen 1812) S. 325, 328, 358, 359 ff. — Aus welchem Grunde ihn Wagenseil, und nach diesem Hoffmann, als „P. Rosenblüth Prior Coenobii Dominicanorum" bezeichnet, weiss ich nicht. — **Zweck** mhd. soviel wie Nagel, Bolzen, Nagel inmitten der Zielscheibe, Zielpunkt.

S. 196 **Gewerks-Verſammlung — Vorſteher oder ſogenannten Kerzenmeiſter** „Dem Küfner ist, nach der guten Gewohnheit aller deutschen Staaten, ein Handwerksherr, der im Würtembergischen Obmann genennet wird, aus dem Gerichtsmittel vom Stadtvogt, Burgermeister und Gericht, vorgesetzt und zugeordnet. Derselbe muss bei allen Versammlungen des Handwerks erscheinen, und dessen erhebliche Sachen deliberiren helfen; und darf ohne sein Vorwissen keine Zusammenkunft vorgenommen oder gehalten werden. Sodann sind zwei Kerzen-Meister verordnet, von denen der eine durch die Obrigkeit, der andere aber von dem Handwerk erwählet wird. Diese Kerzenmeister sind eigentlich diejenigen Meister oder Vorsteher, welche die Besorgung der oeconomischen Zunftgeschäfte über sich haben. Sie stehen in Pflicht und ihnen sind noch drei andere des Handwerks wohlerfahrne Meister beigethan. Die fünf Meister müssen mit Zuziehung des Obmanns, alle bei dem Handwerk vorfallende streitige Sachen erörtern; Sachen von Wichtigkeit aber, und welche das landesherrliche Interesse betreffen, vor das Voigtamt oder vor das Gericht bringen" (Aus: Krünitz, Oekonomisch-technologische Encyclopädie. Bd. VI [Berlin, 1775] S. 90f.). — **auf die Weinwirtſchaft im Keller** „Da die Küfer zugleich die ganze Wein-Wirthschaft und Behandlung des Weines verstehen müssen, so dienen sie oft in grossen Kellereyen und Wein-Häusern, in welchen letztern sie zugleich den Gästen aufwarten [was zur Zeit des „Meister Martin" wohl noch nicht der Fall war], und im gem. Leben gemeiniglich Kieper und Küper genannt werden, von dem Niedrs. Küpe, eine Kufe" (Krünitz Bd. 54 [1791] S. 539). — **der würdige Rathsherr Jacobus Paumgartner** Den Namen entlehnte Hoffmann den von Wagenseil (S. 181) aufgeführten Patrizierfamilien, deren Wappen er auf einer Tafel beifügte.

S. 197 **mein zweifudriges Faß ohne Feuer getrieben, mein wackres Meiſterſtück** Auf Seite 221 heisst es: „das Nürnberger Meisterstück, ein tüchtiges zweifudriges Fass, ohne Feuer getrieben", das denn am Schluss der Erzählung Friedrich auch glücklich ausführt. Bei Krünitz (Bd. VI S. 91) heisst es dann auch: „Wer bei den Küfnern Meister werden will, muss wenigstens 2 Jahre bei einem ehrlichen Meister gelernt und ausgelernt, 2 Jahre gewandert und 1 Jahr in der Stadt gearbeitet haben und sein Meisterstück machen. Das Meisterstück selbst besteht in einem achteimerigen oder grössern bis zweifuderigen Fass und einer sechseimerigen Weinbutte" u. s. w. Zur Verfertigung des Meisterstücks, das dann von den fünf Meistern (s. o. Anm. zu S. 196) für gut und tüchtig befunden werden muss, sind 6 Wochen Zeit gesetzt. S. 92 heisst es bei Krünitz: „In Nürnberg ist das gewöhnliche Mei-

sterstück ein 24, andere setzen 28, eimeriges oder 2 Fuder haltendes Fass, ohne Feuer getrieben, 2 Brunnen-Eimer, deren Stäbe $2^1/_2$ bis 3 Zoll dick seyn müssen, ohne Band zusammengeschlagen, und sie müssen nicht zerfallen, wenn man sie gleich auf der Erde hin und her rollet. Beides erfordert Eichenholz." Gleiches berichtet über Nürnberg Hübner (vgl. Ende der Anm. zu S. 180) in dem Artikel: „Böttger, Binder, Büttner, Küper, Fass-Binder". Die Bemerkung „ohne Feuer getrieben" bezieht sich nicht auf die umzulegenden eisernen Reifen (in älterer Zeit waren die zusammenhaltenden Bände aus Eichenholz) sondern auf das Fass selbst. Das zusammengefügte Fass ohne Boden wird gewöhnlich (auch heutzutage) über dem Feuer getrocknet, natürlich eine Erleichterung, aber auf Kosten der sauberen gediegeneren Ausführung, der Arbeit.

S. 198 **Thomas Martin** So auch der Vorname auf S. 236 Z. 15 v. o., während er sonst Tobias genannt wird (z. B. S. 217 Z. 8 v. o., S. 227 Z. 18 v. o.). Auch diesen Namen entnahm Hoffmann der Wagenseilschen Chronik. Vgl. dort S. 555: „Klag über den tödtlichen Hintritt unsers verstorbenen Mit-Bruders seeligen, mit Nahmen Tobias Martin. In der Clius Posaunen-Weiss M. Ambrosii Metzgers."

S. 199 **ein Täfelchen — Wer tretten wil die Stiegen hinein** u. s. w. Beschreibung und Vers fand Hoffmann im Wagenseil S. 61.

S. 200 **die geräumige kühle Prangkuchen** Die Beschreibung dieser nur zur Ostentation geschaffenen Prunkküche gibt Wagenseil an gleicher Stelle. — **von dunkler Wimper halb verhängt wie Mondesstrahl von düsterm Laube** Shakespeare — Zitat? Vgl. auch S. 168: „hineingeschaut in die feuchten Mondesstrahlen, so bergen sie sich hinter die seidnen Wimpern wie hinter dunkles Gewölk." — **in Cornelius' Zeichnungen zu Goethes gewaltigem Faust** Das Lob, das die Zeitgenossen Peter von Cornelius (1783—1867) in so reichem Masse zuteil werden liessen (vgl. noch das Urteil in Naglers Künstlerlexikon. Bd. III [München 1836] S. 92—115, wo gesagt wird, dass C. „keiner Schule zugethan, im Gefühle eigener Freiheit und Selbständigkeit auf dem Wege der Wahrheit und Natur" sein Ziel zu erreichen strebte u. s. w.) wird von unsern heutigen Kunstrichtern sehr erheblich eingeschränkt. Fällt man jetzt ein hartes Urteil über seine mangelnde Technik u. a., dann wirkt dasjenige im Nagler um so konstratierender: „Er ist vorzüglich für Darstellungen von ernstem Inhalte usw. er durchdringt die Geschichte und die Natur in allen Richtungen, das Mächtige und Grosse in der Charakteristik erfassend, so wie auch das Gütige und Liebevolle. Bei ihm nehmen wir durchgreifende Individualität wahr. Diese

Vorzüge werden dem Cornelius allgemein eingeräumt.“ Die Zeichnungen zu Goethes Faust fertigte er um das Jahr 1810 in Frankfurt am Main in sieben Blättern, weitere fünf entstanden nach 1811 in Rom. Sie fanden die begeistertste Anerkennung seiner Zeitgenossen. Gestochen wurde der Bilderzyklus von Ferdinand Ruschewey in 12 Blättern. Die Originale befinden sich jetzt im Städelschen Institut zu Frankfurt am Main.

S. 204 **die Bände aufzutreiben auf die Dauben** Dauben (wohl von *dolare,* hobeln, eben machen; dolium, frz. *tonneau,* das Fass), auch Stäbe genannt, sind die Bretter, aus denen das Fass gemacht wird. Von der Figur der Dauben hängt die Gestalt der Tonne ab, die nur durch die Vereinigung der einzelnen Dauben gebildet wird. Diese D. oder Stäbe bilden, wenn sie durch Bände aufrecht gehalten werden, dasjenige, was man ein aufgesetztes Fass nennt. (S. auch Schaupl. S. 4 und unsere Bildbeigabe Figur 7 und 8.) Unter Bände versteht man die Reifen, die um das Fass gelegt werden und die Stäbe zusammenhalten sollen. Meister Martin nahm zu seinen Weinfässern wohl nur Bände aus Eichen-Nutzholz, für andere Fässer, die weniger edlen Inhalt zu bergen hatten, nahm man Eschen-, Birken-, Hasel-Rüstern-, Saalweiden-Holz, auch eiserne Reifen. Einen Band treiben heisst: „auf ihn so lange schlagen, bis er an den Ort hingerückt ist, den er um ein Fass einnehmen soll“ (Schaupl. S. 77).

S. 205 **auf den Endstuhl bringe** Bevor der Böttcher an die Gleichmachung der Stäbe geht, trägt er das aufsetzte Fass (s. o.) auf den Endstuhl (s. auf der Abbildung Figur 9), ein Gestell, welches das Fass in seiner Form zusammenhält. Es wird von einem Stück Holz, das wie eine Gabel aussieht, gebildet. Damit er feststehe, wird der untere Teil der Gabel in die Erde gestellt, ausserdem durch Pfosten unterstützt. Am Vereinigungspunkt der Gabel geht ein Querholz aus, auf dem das zu bearbeitende Fass ruht. Die Beschreibung im „Schauplatz“ (S. 27 u. 64) ist zu umständlich und undeutlich, um sie hierher zu setzen. — **nachdem die Stäbe mit dem Klöbeisen und dem Lenkbeil tüchtig bereitet** Bei der Bereitung des Bodenholzes wie auch der Dauben bedient sich der Böttcher des Lenkbeils, mit dem er die Oberflächen auf dem Haublock eben macht (vgl. Abbild. Fig. 1 u. 2), man sagt: das Stabholz lenkt. Ebenso wie das Bindemesser (Fig. 1) hat es nur eine geschliffene Seite, „gegen den mittlern und obern Teil wird es von einem eisernen Griff gleichsam gehalten“ (vgl. Fig. 2). „In diesen eisernen Griff, der einen Schaft bildet, gehet ein rundgebogenes und schweres Stück Holz, welches dem Werkzeuge ein Gegengewicht verschafft, welches macht, dass dieser zweyte Griff leicht zu führen ist. Man giebt diesem

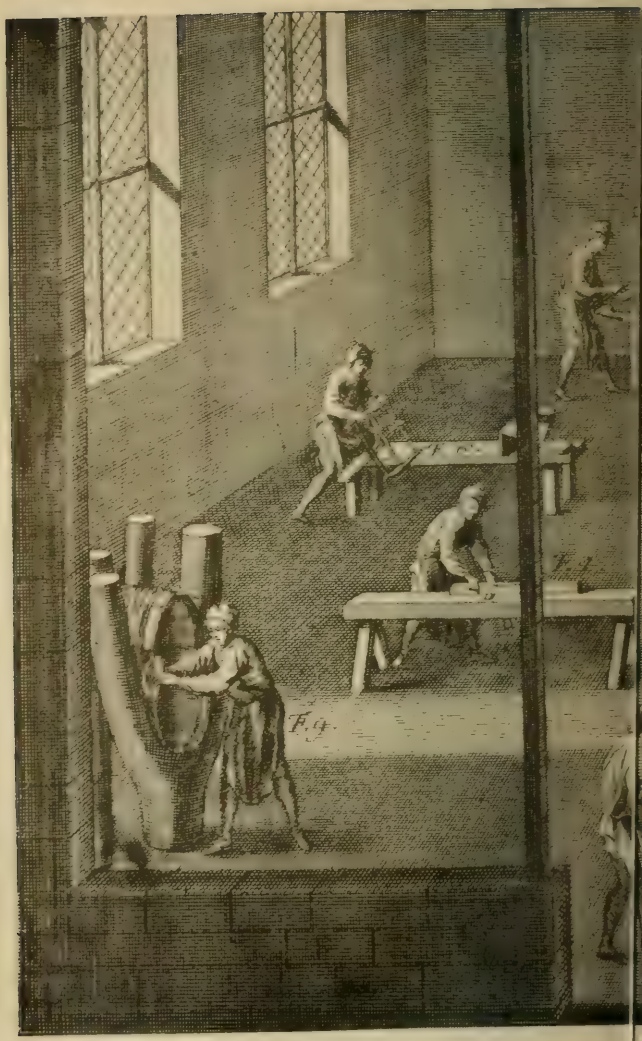

F. 4.

Fig 1.
Fig 2.
Fig 3.
Fig 4.
Fig 5.
Fig 6.
Fig 7.
Fig 8.

hölzernen Griff eine gewisse Beugung, damit er nicht senkrecht oben auf die eiserne Klinge falle, und dass er sich im Gegentheil, so wie der eiserne Griff, an welchem dieser fest gemacht ist, inwärts nach der Seite des Werkmeisters hinbeuge: hierdurch kann der Böttger mit seinem Werkzeuge dem Stabe recht beykommen, den er lenkt, ohne dass seine Hand der Arbeit im Wege seyn könnte". (Diese Stelle ist charakteristisch für die etwas schwerfällige Ausdrucksweise des Buches, aus dem Hoffmann seinen Unterricht nahm, weshalb ich sie als Kuriosum beisetze. Im übrigen ist es nicht meine Aufgabe, an dieser Stelle einen Führer durch das Böttcherhandwerk zu geben, obwohl ich es mir angelegen sein lassen möchte, einen Begriff davon zu liefern, wie tief sich Hoffmann in das Wesen des Böttcherhandwerks eingearbeitet hat, um seine Erzählung lebendig und lebenswahr zu gestalten.) S. 17 heisst es im Schaupl.: „Der Böttger lenkt, wenn er das Ende des Stiels von dem Lenkbeil auf seine Hüfte stützt. Den Daum legt er auf den Griff des Werkzeuges. Seine Hand gebraucht er vornehmlich, das Lenkbeil zu regieren; und die Bewegung, die der Böttger mit seinem Schenkel macht, und die mit der Bewegung seiner Faust übereinstimmt, erleichtert diese Arbeit gar sehr. Das Lenkbeil wiegt gemeinlich 10 bis 12 Pfund, und es wirkt fast nur durch seine Schwere [vgl. dazu im Text S. 230, wo Konrad von dem „Lenkbeilchen" redet]. Das Lenken ist die allerschlimmste und schwerste Arbeit des Böttgers. Wenig Arbeiter lenken gut und schnell [vgl. im Text S. 228: Reinhold ermattet sehr bald]. Auch in den grössten Werkstätten, wo den Arbeitern jeden besonders seine Arbeit ausgetheilt wird, macht man sehr viel aus dem Lenker." Das Klöbeisen dient dazu, die allzudicken Stäbe zu spalten, besonders braucht es der Böttcher, um das Bodenholz, wenn es zu dick ist, zu zerteilen. Die Schneide des Messers steht zum Griff etwa in einem Winkel von über 270 Grad, also zum Messerrücken in einem Winkel von nicht ganz 90 Grad. Der Böttcher hält die Klinge des Messers auf die Dicke des Bretts und schlägt mit der Kimmkeule (vgl. Anm. zu S. 212) darauf in der Richtung der Holzfasern (s. Schaupl. S. 22, 65, 78). — die Schlegel Der Schlägel (so schreibt auch Hoffmann) ist ein kleiner Hammer mit langem Stiel, er wird gebraucht, um auf die Bodenbretter eines Fasses zu schlagen, die zu tief hineingegangen, d. h. ausserhalb der Gargel oder Kröse (vgl. Anm. zu S. 230) sind. Jedoch bezeichnet man auch einen dicken schweren hölzernen Hammer mit kurzem Stiel ebenso, den Hoffmann an dieser Stelle meint. — auf die Treiber Tr. ist ein keilförmiges Stück Holz, das auf den Band gesetzt wird, den er forttreiben soll. Er wird gebraucht, um diesen nicht durch die Schläge des Hammers zu be-

schädigen. Einen Band treiben heisst: auf ihn solange schlagen, bis er an den Ort gerückt ist, den er um das Fass einnehmen soll (eine detaillierte Beschreibung Schaupl. S. 37—45). Zum Treiben bedient man sich der eben an zweiter Stelle genannten Schlägel, vgl. Kolbes Bild. — **den Reißer zur Hand nehme und mein Handwerkszeichen — in des Faßes Boden einreiße** „Nach den Böttgersatzungen muss ein Stück, das aus guten, trockenen, nicht verfaulten, benagten, streifigen, noch wurmstichigen Holze und das keinen Splint hat, gemacht ist, gezeichnet seyn. Die Böttgermeister bedienen sich, ihre Stücke zu zeichnen, und sie wieder zu erkennen, eines kleinen Zirkels, den man Reisser nennt. Ein Arm daran ist spitzig, der andere ist kürzer und schneidend. Mit diesem Werkzeuge reissen sie verschiedene Figuren: zum Exempel, Zirkel, die von Linien durchschnitten werden, oder halbe Zirkel. Diess sind lauter besondere Merkmale, woran dieser Handwerker sein Werk wieder erkennet. Die Steuerbedienten und Weinhändler bedienen sich auch des Reissers. Die Böttger reissen ihre Zeichen auf den Boden der Tonne: und man nennt ein jedes Werk oder Kaufmannsstück gerissen, wenn es mit dem Reisser gezeichnet ist" (vgl. Schaupl. S. 45).

S. 207 **Kaisers Maximilian tüchtige Weinordnung** Sie findet sich abgedruckt bei Wagenseil S. 118 ff. und stammt aus dem Jahre 1498. — **niemals mehr verdampfe als ein Lötlein lautern Schwefels, welches not tut zur Erhaltung** In dem Artikel der Weinordnung „So man die Wein ablassen wolt" (Wagens. S. 120) heisst es: „Zum andern / so man die Wein ablassen wolte / oder würde / dass man die dann in ein schlecht / unzubereitet einiges Gemächts / Fass ablass. Doch also / ob jemandts wer der were / in dem Ablassen / umb beständigkeit willen des Weins / sein Fass mit einem Schweffel zubereiten wolt / das solt er zu thun Macht haben. Doch ein Wein einmahl / und nicht mehr / auch nicht anderst / dan zu bereitung einem füderigem Fass / ein Lot lauter Schweffels. Also soll es auch gehalten werden / nach anzahl des Schweffels / zu einem grössern oder kleinern Fass" / u. s. w.

S. 210 **ein Lied in der hohen fröhlichen Lobeweis Herrn Hans Berchlers, Gastgebers zum Geist in Straßburg** Vgl. Wagenseil S. 506. Als Probe eines solchen Meistergesangs setze ich Hoffmanns Vorlage für sein Gedicht hierher: „Die zwölff Mann gen Pavia kamen / Auf des Kaysers Gebot / Waren mancherley Art und Stammen / Hocherleuchtet von GOtt / Trieben kein Spott / Aus der Kunst hie mit Namen. / Es kam auch bald gen Paris mächtig / Kayserliche Mayestät / Viel Doctores, Magister prächtig / Darzu auch sein Rath / Versammlen that / Viel Gelehrten bedächtig. / Dessgleichen des Papst Legaten / Von Rom hinzu-

gethan / Zu diesen Hader traten / Solten verwalten schon / Von Pabst die Sach fleissiglich / Die Zwölff wurden verhört von allen / Puncten, Zahl, Mass und Wort / Auf die Schul musten sie / Man thät ihnen an den Orth / Fleissig hinfort / Aufmercken mit Gefallen." Zu diesem kuriosen Kunstprodukt vgl. Hoffmanns weissagendes Lied der alten Grossmutter.

S. 212 **vor dem Frauenthor** Vor dem Frauentor befindet sich heute der Bahnhof. — **Kimmkeule** Ein an einem kurzen Handgriff befestigter walzenförmiger Holzhammer, mit dem auf das Klöbeisen geschlagen wird (vgl. Schaupl. S. 22, 65, 80 und Anm. zu S. 205).

S. 213 **Bandhake** Man unterscheidet zwei Bandhaken, der eine wird dazu gebraucht, verschiedene Bretter, die zusammengestellt werden sollen, zusammenzuhalten. Der andere (und diesen meint Hoffmann offenbar an dieser Stelle, weshalb ich von der näheren Beschreibung des ersten absehen kann [worüber aber Schaupl. S. 63, 82 unterrichtet]) dient dazu, die Bände auf das Fass zu ziehen, besonders die letzten Fassbände mit Gewalt aufzubringen. Die Beschreibung des Instruments im Schaupl. ist sehr umständlich und ohne Abbildung nicht zu verstehen (vgl. hier S. 66); ein an einem festen Holzstabe beweglicher eiserner Hebel ist am obern Ende umgebogen, dass er die Reifen, die auf das Fass gezogen werden sollen, fassen kann. Das mit Eisenblech verstärkte Ende des Holzstabes wird als Stützpunkt an das Fass gestemmt, während auf das entgegengesetzte die Hebelkraft ausgeübt wird. — **auf der Fügbank** Eine Art umgekehrter, wie eine Bank gebildeter Schichthobel, aber im Gegensatz zu diesem feststehend, so dass das Brett, das bearbeitet werden soll, über die Schneide hin- und hergezogen werden muss (Vgl. Abbild. Fig. 4). Des näheren über seinen Gebrauch Schaupl. S. 19 f. dsgl. S. 61, 77. — **des Degsels mächtig** Der D. ist ein kleines Beil, das auf der einen Seite einen Hammer, auf der andern ein nach unten gebogenes breites, scharf geschliffenes Eisen hat, das nach Art eines Meissels gebraucht wird. Es dient dazu, das Holz zu behauen, die Fässer innen auszuhöhlen und die ganze Arbeit zu ründen und zu glätten. — **oder schabt mir mit dem Krummesser die Bände aus** Man unterschied Geradem esser und Krummesser, beide bestehen aus einer scharfen Klinge, die zwischen zwei Handgriffen befestigt ist. Der Unterschied zwischen ihnen besteht nur darin, dass im Gegensatz zum Geradem esser die Klinge des Krummessers gebogen ist. Beide Instrumente dienen zum Glatt- und Gleichmachen des Holzes (vgl. Schaupl. S. 62 f., 81). Vgl. Abbild. Fig. 3.

S. 215 **nach der zarten Buchstabenweis Martin Häschers** Schriftgiessers in Strassburg, wie Wagenseil S. 505 noch hinzusetzt. Ich setze zum Vergleich mit Hoffmanns Gedicht auf S. 214 unseres Textes nur den

Anfang her: „Der Ander endlich / Hiess in dem Ring / Heinrich Mügling / die zween waren verständlich / Doctores der Schrifft, ich euch sing. / Nun der Dritte löblich / Hiess Klingsohr da: Der vierte ja / Hiess der Starck Pop nicht gröblich /“ u. s. w.

S. 216 **ſein Meſſerbeſteck** „An einigen Orten wird ein Unterscheid gemachet, unter Küfern und Küblern. Die ersten wollen den Vorzug haben, bemühen sich nicht, als mit solchen Gefässen, die zu dem Wein gebrauchet werden, wissen daneben den Wein zu warten, abzulassen und dergleichen, und werden bey grossen Kellereyen in Dienst genommen. Sie tragen an dem Gürtel ein Besteck mit etlichen Band- und Kufen-Messern, welches denen Küblern oder gemeinen Fassbindern nicht erlaubet“ (vgl. Zedlers Universal-Lexikon. Bd. XV. 1737). — **da gehen die Küper ſtattlich einher wie Edelleute** Vgl. Wagener, Romantische Züge im Wechsel mit Erzählungen und Anekdoten Bd. I. Frankfurt a. M. 1816 S. 52 ff. „Handwerker und Zünfte in Deutschland“. Es heisst S. 58: „Dieser Wohlstand der Handwerker beförderte den Luxus und veränderte ihre Lebensart. So wurde es z. B. im 15ten Jahrhunderte Mode, dass die Gesellen Degen trugen. Um sich an Festtagen zu putzen, gehörte bei einigen Gesellen ein Schwerdt an die Seite, — bei manchen Handwerken nur ein langes Messer; — die Meister traten einher in sammetnen Juppen, an den Aermeln mit Silber besetzt.“

S. 217 **wie Peter Fiſcher** So schreibt Hoffmann den Namen nach Wagenseil. Vgl. Anm. zu S. 195. — **Benvenuto Cellini** (1500—1571), der durch Goethe weitesten Kreisen bekannte italienische Bildhauer und Goldschmied. — **Johannes Holzſchuer** Diesen Namen entlehnte Hoffmann ebenso wie den Namen Paumgartner dem Wagenseil (vgl. S. 181).

S. 221 **Stabholz von im Winter gefällten Steineichen, ohne Wurmſtich, ohne weiße oder rote Streifen, ohne Flammen** Vgl. Schaupl. Abschn. I. „Von dem Einkauf des Stab- und Bodenholzes, und von seiner ersten Zubereitung.“ Man nimmt zur Herstellung der Weinfässer fast ausschliesslich Eichenholz, das 3—4 Jahre gelegen haben muss, ehe es gebraucht werden kann. „Der Wurmstich, die faulen, weissen und rothen Streifen, ingleichen die Flammen im Stabholz sind Kennzeichen von der schlechten Beschaffenheit desselben“ (nach: Krünitz a. a. O. Bd. VI S. 86).

S. 222 **an Fuggers Hauſe zu Augsburg** Steht noch heute und ist eine Sehenswürdigkeit der Stadt.

S. 225 **ein ſchönes Lied in der güldnen Tonweis Hanns Vogelgeſangs** Ein Meisterton mit 30 Reimen, vgl. Wagenseil S. 539. — **der ſüße Ton** Hanns Vogels, ein Meisterton mit 23 Reimen, vgl. Wa-

genseil S. 538. — die Krummzinkenweis M. Ambrosii Metzgers, ebenda, hat auch 23 Reime. — die geblümte Paradiesweis Josef Schmirers, mit 26 Reimen, vgl. Wagenseil S. 539. — die frisch Pomeranzenweis mit 28 Reimen, vgl. Wagenseil S. 539.

S. 226 von der stumpfen Schoßweis Hans Müllers, Schlossers in Strassburg. Vgl. Wagenseil S. 508. Zu Reinh·lds Versen (im Text S. 226) vgl. den Anfang: „Nach solcher Zeit bekant / Fanden sich in Teutschland / Zwölff Meister klug / Mit Fug / Sassen im Reich / Zu Nürmberg hört eben. / Von welchen Hanss Sachs schon / Gedicht im neuen Thon / Darin bewehrt / Erklärt / Ihr Namen gleich / Und ihren Stand darneben" u. s. w. — Paßglas ist ein gerades, zylindrisch geformtes altdeutsches Trinkgefäss, das in gewissen Abständen mit Reifen (Pässen) umzogen ist, um das Trinkmass anzuzeigen.

S. 227 Fügbank Vgl. Anm. zu S. 213.

S. 228 Lenkbeil – Schlegel Vgl. Anm. zu S. 205 — setzten ein kleines Faß auf Vgl. Anm. zu S. 204.

S. 230 den Gargelkamm zur Hand und fertigt an dem Faß, das dort auf dem Endstuhl liegt, die Kröse Die Holzstücke, die den Boden des Fasses ausmachen, werden in eine Fuge oder Rinne eingefügt, die man die Kröse oder die Gargel nennt (über ihre Herstellung vgl. Schaupl. S. 27 ff.). Zur Verfertigung derselben bedient sich der Boettcher des Gargelkamms, einer kleinen regulierbaren, in ein Holzgestell eingefügten Säge (eine verständliche Beschreibung des Instruments ohne Abbildungen zu geben, ist unmöglich. Vgl. Schaupl. S. 64 ff.; siehe aber unsere Abbildung, Figur 9, wo der Arbeiter auf dem Endstuhl [vgl. Anm. zu. S. 205] mit dem Gargelkamm in dem innern Umfang des Fasses herumfährt, um die Gargel zu fertigen). — Lenkbeilchen – Schlegel Vgl. Anm. zu S. 205. — guteß Eichenstabholz Vgl. Anm. zu S. 221. — schlug er die Daube gegen den Schleifstein, daß sie mit lautem Schall glatt ab in zwei Stücke zerbrach „Heut zu Tage werden die Boettger oft gezwungen falsches Holz zu nehmen, und Tonnen daraus zu verfertigen, weil sie kein besseres haben. Ist aber das Holz bis auf einen gewissen Grad also beschaffen; so lässt es nicht nur den Wein durchlauffen, sondern es wirft sich auch sehr leicht. Man kann das Stabholz probiren, dadurch, dass mans auf die Schärfe eines Steins schlägt: springt es mit einem Schall von einander, so ist es gut, bricht es aber schlecht ab, so wirds zurück geworfen" (vgl. Schaupl. S. 13 unten).

S. 231 ein feines Lied in der Stieglitzweis Adam Puschmanns Ein Meisterton mit 15 Reimen, vgl. Wagenseil S. 535.

S. 232 **Treiber** Vgl. Anm. zu S. 205.

S. 233 **falſche Anhänge — Klebſilben — falſch Gebänd — falſche Blumen, oder verfiel ganz und gar in falſche Melodei** Im V. Kapitel seiner Abhandlung „von der Meister-Singer holdseligen Kunst" giebt Wagenseil, eine „Vollständige Tabulatur der Meistersinger" (S. 518 ff). Auf S. 525 ff. berichtet er „von den XXXII Fehlern, welche können begangen werden, und deren Straffen". So heisst es unter No. VIII: „Ein Anhang, ist ein Fehler, und wird begangen, wann man aus einem guten stumpffen einsylbigen Bund-Wort, ein böses klingendes zweysylbiges Wort macht, das von Natur nicht klingend ist, noch seyn soll. Der Fehler ist um so viel grösser, wann es mitten im Wort geschiehet, weil man es da wohl ändern kan. Zum Beyspiel: Es ist ein frommer Mane, für: Es ist ein frommer Mann. Ein Anhang wird umb eine halbe Sylben gestrafft". Unter No. IX: „Eine Kleb-Sylben, ist ein Fehler. Es werden aber Kleb-Sylben genennet, wann man ein Wort der Sylben halber zusammen ziehet, und eine oder mehr Sylben abbricht. Oder auch, wann man aus zweyen Wörtern eines macht. Als: Keim, für, keinem. Gsprochen, für, Gesprochen. Im, für, In dem. Vom, für, von dem. Zum, für, zu dem. Zur, für, zu der. Eine Kleb-Sylben wird für eine halb Sylben gestrafft." — Falsch Gebänd findet sich sub No. XVII und XXIX, an erster Stelle heisst es: „Ein Falsch-Gebänd, ist ein Fehler, wann die Vers anderst gebunden werden, weder sie von ihren Meistern sind gereimet oder gebunden worden; oder wann sich Körner in einem Gesetz binden oder reimen, wohin sie nicht gehören. Ein falsch Gebänd strafft man für 2 Sylben", an zweiter Stelle steht: „F. G. ist ein Fehler, und wird begangen, wann man zwar die Melodie singt, doch aber die Vers anderst gebunden werden, weder sie von ihren Meistern seyn gereimt und gebunden worden. Es kan aber ein jeder falsch gebundener Vers, um 3 Sylben gestrafft werden." Unter No. XXX: „Falsche Blumen oder Coloratur, sind ein Fehler, der wird begangen, wann man einen Thon, in Reimen, Stollen, oder Abgesang, mit viel andern Blumen, Coloratur oder Läuflein singet, weder dass ihn der Meister geblümet oder colorirt hat, also dass die Melodie dess Thons angegriffen und unkandtlich gemacht wird. Oder wann die Reimen im singen, in einem Stollen anderst als in dem andern gesungen oder geblümet werden, da sie doch gleich seyn solten. Wann die Blumen kurtz, strafft man sie für 1. sind sie lang, strafft man sie für 2 Sylben." Zuletzt No. XXVIII: „Falsche Melodey, ist ein Fehler, und wird begangen, wann man einen Thon durch und durch anderst singt, als ihn sein Meister gedichtet hat. Ein solcher Singer hat sich gäntzlich ver-

sungen." — **Sonntag — nach der Mittagspredigt ein Meistersingen in der St. Katharinenkirche — vor dem Hauptsingen wird ein Freisingen gehalten** Vgl. Wagenseil S. 543: „Die Versammlung der Zuhörer in der Catharina-Kirch, geschiehet nach den Mittägigen Gottesdienst, oder eine Stund vor Vesper, wie man zu Nürnberg redet, das ist umb Eins der gemeinen und kleinen Uhr. Vor der offnen Kirch-Thür stehet ein Meister-Singer mit einer Büchsen, in welche die, so zugegen seyn wollen, etwas weniges, nach Belieben, einlegen. Von welchem Geld die Unkosten, wegen aufgerichteten Gemerks, bezahlet, und die Gewinnungen gemacht werden. — Wann eine gute Anzahl Leute beysammen, gehet das Freysingen an, in dem darf sich hören lassen, wer will, stehet auch denen Fremden frey, aufzutretten; und werden in dem Freysingen, ausser den Historien so in H. Schrift verzeichnet, auch wahre und erbare Weltliche Begebnüssen, sampt schönen Sprüchen aus der Sitten-Lehr zu singen zugelassen. Es wird aber in dem Freysingen nit gemerckt, und kan man also / ausser den Ruhm sonst nichts gewinnen, man mache es auch so gut als man immer wolle. — Wer nun singen will, setzet sich fein züchtig auf den Sing-Stul [vgl. im Text S. 234], ziehet seinen Hut oder Baret ab, und nachdem er eine Weile pausieret, fähet er an zu singen, und fähret damit fort biss zum Ende. — Nach geendigten Freysingen, singen erstlich die gesampte Meister ein Lied, so dass einer vorsingt, und die andere folglich mit einstimmen. Hernach gehet das Haupt-Singen an, in dem nichts, als was aus H. Schrifft Altes und Neuen Testamentes componiret, gedultet wird, und muss der Singer allezeit bald Anfangs, das Buch und Capitel anzeigen, woraus sein Lied getichtet." Es folgt nun im Wagenseil noch eine lange Beschreibung des Singens, der Tätigkeit der sogenannten Merker, die alle Verstösse gegen die Regeln notieren, der Preisverteilung und der Art der Preise u. s. w.

S. 234 **Singstuhl** S. vorstehende Anmerkung. — **auf der Allerwiese** Hoffmann fand diese Bezeichnung bei Wagenseil. S. 16 findet sich eine Beschreibung von Conrad Celtes, welcher der Wiese den Namen *Pratum Allerium* gibt. Er schildert auch die Spiele der Jünglinge: „*Juvenes in palaestra, lucta, saltu, saxorum, stipitum, phalangae & hastarum jaculatione, aliisque exercitiis et ludis contendunt*" etc. Auch nennt er *quatuor fontes;* so schreibt Hoffmann S. 235, dass sich Meister Martin mit der Tochter und den Gesellen „an einem plätschernden Springquell" gelagert haben. S. 397 ff. bringt Wagenseil ein lateinisches Lobgedicht auf Nürnberg von Eobanus Hessus, das in cap. VIII (S. 408) die Allerwiese *(Pratum Allerium)* verherrlicht. — Die Bezeichnung Allerwiese ist jedoch falsch, richtig muss

sie nach ihrer Vorbesitzerin Magaretha Haiden, geborene Haller, Hallerwiese heissen. Vgl. Murr a. a. O. (vgl. in Anm. zu S. 195) S. 557: „Die Hallerwiese". 1434 hatte der Magistrat die Wiese der Genannten abgekauft. — **Lied im zarten Ton Heinrich Frauenlobs** Vgl. Wagenseil S. 537: Ein Meisterton mit 21 Reimen. Frauenlob war der Beiname des berühmten Heinrich von Meissen (gest. 1318).

S. 253 **Eichenholz ohne die mindesten Adern und Streifen, das schon über fünf Jahre im Holzvorrat gelegen** Vgl. Anm. zu S. 221. — **Peter Fischers wundervolles Monument** Vgl. in Anm. zu S. 195.

S. 262 **mit deinem Conrad jene wunderlichen Personen ironieren wollen** Vgl. in den „Vorbemerkungen". — **Veit Weber** Vgl. Bd. IV Anm. zu S. 23. Wolfgang Menzel (vgl. Deutsche Dichtung. Bd. III. Stuttgart 1859 S. 278) sagt von dessen „Sagen der Vorzeit": „Von echten Volkssagen finden sich hier nur schwache und entstellte Spuren. Alles ist moderne Erfindung. Bischöfe, Äbte, Mönche sind die obligaten Bösewichter, die alle erdenklichen Greuel begehen und dafür von dem ‚Ritterbund für Recht und Freiheit' gezüchtigt werden. Daneben kommen auch wilde Ritter vor, die das Faustrecht missbrauchen, Räuberei treiben, Weiber schänden, bis zuletzt ein volksfreundlicher Fürst ihrem Unfug ein Ende macht und die Segnungen des modernen Staates in Aussicht stellt."

S. 291 **mächtige Geister, die teils in der Luft schweben, teils in Feuerflammen, teils in den Gewässern wohnen** Also die Sylphen, Salamander und Undinen. Auf Hoffmanns Quellen für die Elementargeister komme ich bei der „Königsbraut" ausführlich zu sprechen.

S. 299 **Der Magister Tinte hatte sich umgestaltet in eine große scheußliche Fliege** Es ist wohl kein blosser Zufall, dass Hoffmann dem Gnomenkönig Pepser Fliegengestalt gibt. Das, was ich darüber in den „Vorbemerkungen" gesagt habe, mag hier durch einige Belege für den „Teufel als Fliege" vervollständigt werden. So sagt Joh. Arnold Kanne in seinem Werke „Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie" (Baireuth, 1808) S. 225: „Im persischen Mythus ist der böse Ariman der Tödter des erstgeschaffenen Stiers, mit dem die zweite Menschenschöpfung anfängt, also des Mondstiers in den Epakten, und von ihm heisst es: er durchdringt das Universum in Fliegengestalt" u. s. w. — In Johann Beaumont's Tractat von Geistern (1721) lesen wir S. 254 f.: „Betreffend die Zauberfliegen, wären es Teuffel *(Daemones)* in der Gestalt blauer Fliegen, welche die Finländer in einem Zauber-Sack, oder Rantzen, verwahrten, und würden von ihnen *Gan*, das ist Geister genennet, die sie täglich zu ihren zauberischen Anschlägen

aussendeten, nemlich ihnen neue Zeitung von allen Theilen der Welt zu bringen, und denen Menschen Schaden zu zufügen und dergleichen". Vgl. auch ebenda S. 247. — In J. C. Hennings „Von Geistern und Geistersehern" (Leizig 1780) heisst es S. 10 f.: „Man machte, um den Teufeln nicht allen Zugang zu verschliessen, ein klein Loch in die Thüre, und weil man befürchtete, es möchten diese bösen Geister in Spinnen- oder Fliegengestalt erscheinen, um ihre wahre Gegenwart den Wächtern zu verbergen, so wurde Befehl gegeben, die Dielen alle Augenblicke zu kehren, und alle Spinnen und Fliegen, die man gewahr würde, tod zu schlagen. Fand man jedoch, nach allen diesen Bemühungen, noch eine Spinne oder Fliege, so musste solche der Schutzgeist oder zugeordnete Teufel der Hexe seyn" u. s. w. In einer Fussnote bemerkt Hennings noch: „Von den Besessenen zu Laon [Loudun?] wird gesagt, es sey der Teufel (Beelzebub) in Gestalt einer Fliege zum Munde aus und eingefahren. Siehe *Loyer des Spectres p.* 509. Auch *de Lancre de l'inconstance des Demons* p. 506 glaubt, der Teufel erscheine zuweilen in Gestalt einer grossen Fliege, oder eines Sommervogels. Eine Hexe Namens Chatarina Netzin sagte gar aus, der Teufel habe mit ihr eine Fliege gezeuget, und wurde verbrannt" u. s. w. Dergleichen Beispiele liessen sich leicht vermehren.

D. Die Beigaben.

Vor den Titel setzen wir das Doppelbildnis „Hoffmann und Marcus" nach einem Ölgemälde, das sich im Besitze der Königlichen Bibliothek zu Bamberg befindet, der wir die Wiedergabe an dieser Stelle verdanken. Die landschaftliche Szenerie stellt wahrscheinlich die Umgebung der Altenburg dar. Hoffmann hat sich in klassisches Gewand eingehüllt porträtiert, man wird an Virgil aus Dantes Inferno erinnert. Vgl. auch Anm. zu S. 17.

Vor Seite 1 steht die Reproduktion einer Hoffmannschen Aquarellzeichnung, Bürgermilitär darstellend, gleichfalls im Besitze der Bamberger Bibliothek.

Der Seite 24 gegenüber findet sich das Bildnis des Professors Johann Christoph Wagenseil nach einem Stich von J. Sandrart, das als Frontispiz der berühmten Chronik beigegeben ist. Vgl. auch Anm. zu S. 24.

Zu Seite 120 stellen wir die Wiedergabe von Kolbes Gemälde „Doge und Dogaresse", welches sich jetzt im Besitze der Frau Dr. Mathilde Schreiber, geb. Weyhe, zu Quedlinburg befindet. Nicht

genug kann ich der verehrten Frau für das Interesse und das liebenswürdige Entgegenkommen, das Bild unserer Ausgabe nutzbar zu machen, danken. Bisher ist Hoffmanns Erzählung niemals mit dieser interessanten Beigabe bedacht worden. Herrn Professor Ellinger verdanke ich die Nachricht vom jetzigen Aufenthaltsort des Bildes. In Friedrich von Böttichers „Malerwerke des 19. Jahrhunderts" (Bd. I. Dresden 1891 – 1895, S. 782) ist es unter No. 26 als Eigentum des Landrats Weyhe zu Quedlinburg verzeichnet. Es existiert ein Stich von Otto nach dem Gemälde, der vom „Verein der Kunstfreunde" ausgegeben wurde. Danach eine sehr schlechte Verkleinerung in: Denkmäler der Kunst. Neue Ausgabe von Lübke und Caspar, Stuttgart 1858. Bd. II. Malerei, Tafel XLV: „Berliner Künstler des 19. Jahrhunderts" (reproduziert in Stahlstich nach A. Becker von L. Ritter), die kaum einen Begriff von dem Originale gibt. Über den Maler K. W. Kolbe vgl. die „Vorbemerkungen" S. XLVII.

Vor Seite 241 bringen wir den von H. Schmidt besorgten Stich von Kolbes „Böttcherwerkstatt", wie er dem Erstdruck des „Meister Martin" im „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" beigegeben wurde (vgl. S. 316). Der Aufenthaltsort des Originalgemäldes ist mir nicht bekannt (vgl. auch in den „Vorbemerkungen S. LII). Wir bringen das Bildchen an der passendsten Stelle; eine Szene, die der Darstellung in allen Punkten entspricht, bietet Hoffmanns Erzählung nicht.

Zu Seite 299 stellen wir Hoffmanns eigene Zeichnung zum „Fremden Kind", unter welche auch die zur gleichen Erzählung hergestellte Schlussvignette gesetzt wurde. Das Bild findet sich als Beigabe zum Erstdruck des Märchens als kolorierter Kupferstich (vgl. S. 316). Über Hoffmanns Zeichnungen zu den „Kindermärchen" wird in der Gesamteinleitung zu den „Serapionsbrüdern" abgehandelt (vgl. Bd. V).

Neben Seite 394 findet sich die Reproduktion eines Kupfers aus dem „Schauplatz der Künste und Handwerke" eine Boettcherwerkstatt darstellend. Sie soll das Verständnis der in den Anmerkungen gegebenen Beschreibungen auf dem Gebiete des Böttcherhandwerks erleichtern. Die Abhandlung im „Schauplatz" bringt sechs stattliche Erklärungstafeln; wir begnügen uns mit einem Ausschnitt aus Tafel V, der die wesentlichsten Werkzeuge und Handtierungen vorführt. Figur 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9 sind in den Anmerkungen an passender Stelle erklärt. Hinzuzufügen wäre zu Figur 3, dass die Bank, auf welcher der Arbeiter sitzt, Schneidebank genannt wird, zu Figur 8, dass das Instrument, mit welchem die Dauben zusammengehalten werden, Schraubenwinde heisst. Figur 5 zeigt die zu einem Fassboden zubereiteten Stäbe, worauf der Werkmeister mit einem Zirkel den Boden abreisst. Figur 6

stellt einen Arbeiter dar, der ein Bodenstück auf der Schneidebank absägt.

Vor Seite 36 und 294, also an den passenden Stellen, stehen auch diesmal wieder Theodor Hosemanns Federzeichnungen aus der Reimerschen Ausgabe von 1844—1845 (vgl. die vorhergehenden Bände).

E. Abkürzungen.

Eitner, Robert, Biographisch-Bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten. Leipzig 1900—1904.

Kluge, Carl Alex. Ferd., Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus, als Heilmittel. Berlin 1811.

Koberstein, Aug., Ueber das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom Wartburger Kriege, ein litterar-historischer Versuch. Naumburg, 1823. = 2. Heft der Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen, herausg. von dem Thüring. Sächs. Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums.

Le Bret, Johann Friedr., Staatsgeschichte der Republik Venedig, von ihrem Ursprunge bis auf unsere Zeiten u. s. w. Th. I, Th. II, 1. u. 2. Abtheilung, Th. III. Leipzig und Riga, 1769—1777.

Maier, Joh. Christoph, Beschreibung von Venedig. 2. verb. u. verm. Aufl. 4 Theile. Leipzig, 1795—1796.

Reil, Joh. Chr., Rhapsodieen über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen. Halle 1803.

Schauplatz der Künste und Handwerke, oder vollständige Beschreibung derselben, verfertiget oder gebilliget von denen Herren der Akademie der Wissenschaften zu Paris. Bd. IV, [Abth. I]: „Die Böttgerkunst von Herrn Fougeroux von Bandaroy. A. d. Frz. von J. H. G. v. Justi. Königsberg und Mietau, 1765.

Simrock, Karl, Der Wartburgkrieg, herausgegeben, geordnet, übersetzt und erläutert. Stuttgart und Augsburg, 1858.

Wagenseil, Joh. Christoph, De Civitate Noribergensi Commentatio. Accedit, De Germaniae Phonascorum Von der Meister-Singer Origine, Praestantia, Utilitate etc. Altdorfi Noricorum, 1697.

Wiegleb, Joh. Christian, Die natürliche Magie. Berlin und Stettin 1782 ff. 20 Bände.

Druck von Mänicke u. Jahn, Rudolstadt.

123512

LC
H699M

Author Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus

Title Sämtliche Werke. Vol.6.
ed. by Maassen.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU